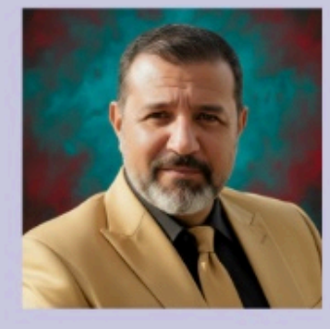

Hugo Noël Santander Ferreira ist Schriftsteller, Filmemacher und Kulturforscher. Sein Werk verbindet Literatur, Film und philosophische Reflexion, mit besonderem Fokus auf Migration, Identität und zeitgenössische Formen des Exils.

Er ist Autor von mehr als sechzig Veröffentlichungen, darunter Romane, Essays, Theaterstücke und Lyrik. Zu seinen bekanntesten Werken zählen Andengotik, Dangerous Idylls und The Killer Planet sowie die Gedichtzyklen Hymnen an Jesus.

Als Filmemacher schrieb und inszenierte er Spielfilme und Dokumentarfilme, darunter Hamlet Unbound und Manatí. Er besitzt einen MFA in Film und Media Arts aus den Vereinigten Staaten.

Der sogenannte Amerikanische Traum war über Jahrzehnte hinweg ein bewegliches Versprechen: eine Idee, die schneller reist als die Menschen selbst und den Städten vorausgeht, die sie bewohnen sollen. Als Mythos und zugleich als wirksame Losung wirkt er fort – als Erwartung von Arbeit, Sicherheit, Anerkennung und Zukunft.

Neue Abende in Manhattan nähert sich diesem Traum als gelebter Erfahrung. Der Roman beobachtet ihn im Vollzug, im Alltag jener, die ihm mit Disziplin, Glauben, List und Erschöpfung folgen. In diesem Sinn lässt sich das Buch als realistisches Handbuch lesen: Es macht innere Wege, Entscheidungen und Konsequenzen sichtbar. Es legt die Kosten des Weges offen – jene der Enttäuschung ebenso wie jene der Hoffnung – und erinnert an Menanders Einsicht, dass wir unser Leben nach den Möglichkeiten gestalten, die uns gegeben sind.

Der Roman entfaltet eine menschliche Geografie, in der Erinnerung und Zukunft, Zugehörigkeit und Entwurzelung, Glaube und tägliches Überleben aufeinandertreffen. Als vielstimmige Erzählung und zugleich als intimes Zeugnis kartiert er die Erfahrung jener, die in einer glänzenden Metropole neu beginnen wollen und dabei auf harte Arbeit, fragile Bündnisse, intensive Bindungen und lebensentscheidende Prüfungen stoßen.

Zentral ist eine wiederkehrende Vision, die der Erzählung ihre innere Spannung verleiht: ein Traum, in dem Manhattan von einer gewaltigen Erschütterung getroffen wird. Diese Vision wirkt als symbolischer Resonanzraum, als Wahrnehmung der unsichtbaren Spannungen, die moderne Großstädte tragen.

Neue Abende in Manhattan ist eine ruhige, dichte Meditation über Bewegung, Verantwortung und Würde. Ein Roman, der Migration als gelebte Wirklichkeit erfahrbar macht und zeigt, wie Städte das Leben formen und zugleich von jenen getragen werden, die oft im Hintergrund wirken.

Neue Abende in Manhattan

Hugo Noël Santander Ferreira

EDITORIAL
SANTALEY

Hugo Noël Santander Ferreira

# Neue Abende in Manhattan

Handbuch für den amerikanischen Traum

Santaley Publishing

Hugo Noel Santander Ferreira © 2026
Dieses Buch oder Teile davon dürfen ohne die ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Verlags in keiner Weise reproduziert oder verwendet werden, außer für die Verwendung kurzer Zitate in einer Buchbesprechung.
ISBN: 9798241410771
Design von Zifferblatt und Gehäuserückseite
Innengestaltung des virtuellen Buches und
Foto von Hugo Noël Santander Ferreira
Gedruckt und digital konzipiert in Amerika

Alle Rechte vorbehalten





*Dann drückte er den Türknauf der heiligen Tür.*
*Sie sagten: „Kommt herein, aber denkt daran …“*
*„Wer zurückblickt, kehrt zum Anfang zurück.“*

Fegefeuer, IX, 130-132

*Der Mensch erscheint, wenn Gott geboren wird*

Nicolás Gómez Dávila

Index

**Ein realistisches Handbuch für Einwanderer auf der Suche nach dem amerikanischen Traum ..... 9**

**I. Hudson ..... 13**

**II. Diamant ..... 41**

**III. Brooklyn ..... 62**

**IV. Unterricht ..... 101**

**V. Urteil ..... 135**

**VI. Tod ..... 158**

**VII. Geldstrafe ..... 183**

**VIII. Miranda ..... 204**

**IX. Handlung ..... 229**

**X. Schnitt ..... 255**

**XI. Grillen ..... 289**

**XII. Manhattan ..... 309**

## Ein realistisches Handbuch für Einwanderer auf der Suche nach dem amerikanischen Traum

Der sogenannte Amerikanische Traum ist seit Jahrzehnten ein bewegliches Versprechen: eine Idee, die schneller reist als die Menschen selbst und den Städten vorausgeht, die sie bewohnen sollen. Als beständiger Mythos und wirksame Parole überlebt er als konkrete Erwartung von Arbeit, Sicherheit, Anerkennung und Zukunft. Neue Abende in Manhattan nähert sich diesem Traum, ohne ihn zu widerlegen oder zu idealisieren: Es beobachtet ihn im Vollzug, im Alltag jener, die ihn mit Disziplin, Glauben, List und Erschöpfung verfolgen. In diesem Sinne lässt sich dieses Buch als ein realistisches Handbuch lesen: Es beschreibt innere Wege seiner Figuren und entfaltet Szenen schwieriger Vergangenheiten; es verspricht keine Ergebnisse, sondern legt die Kosten offen — jene der Enttäuschung ebenso wie jene der Hoffnung — und akzeptiert, wie es Menander formulierte, dass wir nicht so leben, wie wir wollen, sondern wie wir können. Es ist ein Buch, das Erfahrungen teilt, mit jener Schärfe, die großen Romanciers eigen ist.

Auf den folgenden Seiten betritt der Leser eine menschliche Geografie, in der Erinnerung und Zukunft, Identität und Entwurzelung, Glaube und alltägliches Überleben aufeinandertreffen. Der Roman ist zugleich vielstimmige Erzählung und intimes Zeugnis: eine Kartografie jener, die in eine schillernde Stadt kommen, um ihr Leben neu zu beginnen, und dabei harte Arbeit, fragile

Bündnisse, intensive Bindungen und Entscheidungen entdecken, die ein Schicksal prägen.

Das Werk ist von einem symbolischen Zentrum her aufgebaut, das seinen gesamten Atem bestimmt: dem wiederkehrenden Traum des Autors, in dem Manhattan von einer gewaltigen Explosion erschüttert wird. Diese Vision — als hartnäckige Vorahnung erlebt — erwies sich als historische und spirituelle Intuition. Seit seiner Entstehung hat der Roman Bestand, weil er die unsichtbaren Spannungen wahrnimmt, die das Machtverhältnis zwischen legalem und illegalem Bürger durchziehen: Quelle angesammelter Ungleichheiten und jener Leben, die die Stadt aus dem Schatten heraus tragen — ohne Kredit, unsichtbar, diszipliniert. In diesem Horizont wird das Schreiben zu einer Form wacher Aufmerksamkeit: Es nimmt wahr, was die Metropole nicht ausspricht, was der Einwanderer zu verschweigen lernt, um zu bestehen, und was der Körper versteht, wenn Sprache, Gesetz und Gewohnheit das Dasein zu einer permanenten Prüfung machen.

Von hier aus entfaltet sich der Weg von Claudia Angelina de las Peñas, deren Reise körperlich, emotional und spirituell ist. Sie kommt nach New York mit dem Entschluss, eine sie verfolgende Vergangenheit zu unterbrechen, und trifft auf eine komplexe Realität: Das Versprechen des Wohlstands koexistiert mit emotionaler Unbehaustheit; Freiheit mit Disziplin; sichtbarer Überfluss mit der minimalen Ökonomie des Alltags. Ihr Blick erlaubt es, Manhattan und seine Ränder nicht als Postkarte, sondern als gelebte Erfahrung zu durchqueren: lange Schichten, geteilte Stille, Beziehungen, die sich spannen und neu ordnen.

An ihrer Seite erscheint Mario, geprägt von einer politisch aufgewühlten Vergangenheit und von einer doppelten Identität, die seine Verletzlichkeit verstärkt. Sein Weg durch die U-Bahn — urbaner Spielmann, unsichtbarer





Arbeiter, umkämpftes Gewissen — öffnet eine der tiefsten Achsen des Romans: die Sinnbildung dort, wo Glaube, Schuld und Notwendigkeit miteinander sprechen. Mario verkörpert die Möglichkeit von Erlösung, verstanden als innere Arbeit und als Verantwortung; sein Drang zu schreiben und zu denken umgeht die Härte der Gegenwart nicht, sondern durchdringt sie.

Todd führt eine weitere entscheidende Dimension des Amerikanischen Traums ein: das Verhältnis zwischen Ideen und Leben, zwischen sozialem Vertrag und Zuneigung. Als Philosoph, geprägt von einer körperlichen Einschränkung und von scharfer Klarheit, bewegt er sich zwischen pragmatischer Übereinkunft und emotionaler Verstrickung. Seine Beziehung zu Claudia beleuchtet eine Konstante des Buches: die Verhandlung zwischen dem, was man begehrt, und dem, was man eingeht, um zu überleben — zwischen Liebe und den rechtlichen Formen, die Schutz versprechen.

Um sie herum verleiht eine Galerie von Figuren — Helena, Clitemnestra, Cassandro, Orlando, Eduardo, Constantino — dem Roman Dichte und Tiefe. Helena bringt die ideologische Schneide ihrer Epoche ein: jene der paternalistischen Expertin, die aus der Position einer NGO heraus bestimmt, was gesagt und getan werden darf, und Einwanderer zu funktionalen Elementen eines moralischen Apparats reduziert. Clitemnestra verkörpert die widersprüchliche Energie der Stadt; Cassandro führt die Musik als Erinnerung und Schicksal ein. Jede Figur erweitert die Perspektive auf die Migrationserfahrung.

Die begleitende Prosa hält ein seltenes Gleichgewicht: Straßenrealismus und poetische Resonanz; soziale Beobachtung und symbolische Dimension; urbane Chronik und innere Meditation. Der Roman bewegt sich durch Viertel, Arbeitsplätze, Dokumente und Bindungen und reflektiert zugleich über menschliche Fragilität, Versuchung, Glauben und darüber, wie eine Stadt neu

definiert, was wir zu verdienen glauben. Diese Verbindung macht das Buch zu einer ästhetischen Erfahrung und zu geteiltem Wissen.

Hier wirkt eine vergleichende Berufung nach, die Territorien und Kulturen verbindet: Bucaramanga als Wurzel und aktive Erinnerung; Porto und Lissabon als Lernstationen; Philadelphia, Manchester und Besançon als Spuren eines inneren Weges. In dieser Linie hallt die Lehre von Baldomero Sanín Cano wider, für den der Schriftsteller zugleich Reisender sein müsse — aufmerksam für die Verbindungen zwischen Gesellschaften und Sprachen, fähig, Bewegung in Verständnis und Solidarität zu verwandeln. Neue Abende in Manhattan steht in dieser Tradition: Es beobachtet, vergleicht, hält fest und begleitet.

Der Roman wurde im Jahr 2000 in Kolumbien von der Universidad Industrial de Santander gedruckt und später, im Anschluss an die Ereignisse des 11. September, in Spanien beim Verlag La Buganville neu aufgelegt. Mehrere der hier formulierten Überlegungen erreichten den Autor in einem Brief von Katty Paternina, einer Figur seines Dokumentarfilms Manatí, Retablos eines unterentwickelten und glücklichen Dorfes (2005).

Wie sie hoffe auch ich auf neue, bereichernde Bücher des Autors:

*Lass die Abende nicht vergehen.*
*Viele von uns genießen den Sonnenuntergang,*
*und es warten noch viele Abende darauf, uns zu überraschen.*

Leyla Margarita Tobías Buelvas
Sincelejo, Dezember 2025





# I. Hudson

Der Aufstieg in die Nacht senkte sich über den Hudson River, gesehen durch das Fenster der U-Bahn; und aus dem trüben Wasser, in dem die Wolkenkratzer in ihrem eigenen Spiegelbild erblassten, umkreisten die Schatten der Dämmerung Claudia Angelina de la Penas. Das Kreischen der metallenen Räder auf der Schiene fuhr ihr durch die Knochen wie die Nachricht vom Tod eines Angehörigen, und, die Hände fest auf die Oberschenkel gepresst, erkannte sie die krampfhafte Reihe von Erlebnissen, die durch seine Abwesenheit getrübt waren.

Beim Einfahren des Zuges erkannte sie die Bänke aus weißem Glasfaserverbund, einen reglosen, leblosen Trauerzug, Sitze, abgewetzt vom Ausruhen derselben Passanten.

Der Ort, an dem sie sterben würde – sieben Jahre nach ihrer Ankunft in Amerika, am Vorabend eines elften September –, bewegte sie nicht mehr so sehr wie die Dämmerung jenes Tages, an dem sie ihren ersten legalen Arbeitsvertrag in den Vereinigten Staaten gefeiert hatte. Vorbei waren die schlaflosen Nächte in ihrer kleinen Kammer in Bucaramanga, die Verwünschungen ihrer Großmutter, die Demütigungen durch die vanguardistische Zollbehörde und die Ungerechtigkeiten der Familie Allen.

Vor ihr stand das fiebrige Gesicht Fernandos, ihres ersten Mannes, der entmutigt die Vereinigten Staaten für den Zusammenbruch seiner Geschäfte verantwortlich machte, sechs Monate nach dem Prozess der wirtschaftlichen Versteppung.

„Dieses Land wütet gegen unsere Armut“, klagte ihr Gatte an einem Nachmittag, als Claudia ihn in der

gewohnten Umarmung tröstete. „Meine Töchter werden wieder mit dem Pöbel Schulter an Schulter gehen. Nach so vielen Jahren von Stand und Rang bin ich gezwungen, sie auf eine öffentliche Schule zu schicken. Wer hätte das geglaubt? Am Ende heiraten sie Angestellte."

Zwei Wochen später überredete Claudia ihn, sie nach New York zu schicken, wo sie sich einrichten würde, damit Fernando gegen Jahresende mit seinen Töchtern nachkommen könnte. Ihre Beziehung löste sich nach acht Monaten auf, und als beide sich in Bogotá wiedertrafen, geschah es nur, um die Formalitäten der Scheidung zu erledigen. Fernando erschien mit einer Jugendlichen mit üppiger Brust. Als Regierungsangestellter war sein Gehalt niedriger als das, was Claudia damals in den Vereinigten Staaten als Hausangestellte verdiente. Claudia lud sie daraufhin in ein Restaurant an der Straße ein, die in den Ort La Calera führt. Mit dem Blick auf das dunstig verfremdete Panorama Bogotás gerichtet, beobachtete und beneidete Claudia die schamlosen Zudringlichkeiten zwischen ihrem ehemaligen Mann und seiner pubertären Geliebten, nur dürftig getröstet von dem Zweifel, ob diese so leidenschaftlich wie geschniegelt seien. Damals schien das Leben sie zu geißeln. Als sie zum Gestank der Latrinen Manhattans zurückkehrte, vermied Claudia es, in Niedergeschlagenheit zu versinken, indem sie neue Hoffnungen einatmete; eines Tages würde sie eine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis erhalten, sagte sie sich.

Ihre Beharrlichkeit trug Früchte mit ihrer ersten Anstellung, der ersehnten festen Arbeit, die ihre quälendsten Gedanken einschüchtern würde, fortan nur noch gelegentlich erschüttert von den hohen monatlichen Raten ihrer Kreditkarten.

Fernando, wie fast alle Menschen, von denen sie in Kolumbien je abhängig gewesen war, hatte sie enttäuscht. Nachts nahm seine Stimme einen schrillen, beinahe künstlichen Ton an. Verbannt, legte Claudia die Straßen der





ersten Städte über die Spirale der sich wiederholenden Monate in ihrem Kalender. Überlagerte Farben und Linien erzeugten eine Vielzahl von Grimassen, wobei die jüngsten Vorrang hatten:

„Obwohl dichter verstopft", sagte sie sich, als sie den gekrümmten, fast sphärischen Horizont der Straßen Manhattans betrachtete, „ist der Verkehr an der Wall Street besser organisiert als der am Parque Santander in Bucaramanga."

Oder auch:

„In Bogotá arbeiten die Leute noch wie Sklaven", bemerkte sie gegenüber ihrer Freundin Helena, wenn sie sie prahlen hörte, dass man in den Vereinigten Staaten mit einer bequemen Stellung vor dem Computer leben könne.

Fernandos Meinungen wurden vom knappen Stil des Englischen der Fernsehnachrichten und von der dürftigen puerto-ricanischen Slang-Sprache der Vorstadt übertönt, Dialekte, die sie in eine Gesellschaft eingeführt hatten, die gegen statistische Zahlen gleichgültig war. Das Heilmittel gegen ihre Langeweile fand sich reichlich in Einkaufszentren oder in den Wortspielen von Komikern, Helden bekennender Verbrechen, ausgestrahlt über die Kanäle des Kabelfernsehens.

Eines Tages sagte Todd ihr, neue Denkmoden würden ihrem Vergangenen den Rang ablaufen – eine Vorstellung, die sie einige Tage lang beunruhigte.

„Ich bin nicht weniger Kolumbianerin, nur weil ich mir die Haare färbe", würde Claudia spöttisch erwidern. „Als ich mein erstes Schuljahr bestand, mit sechs Jahren, schauten mich meine Mitschülerinnen entsetzt an. Sie konnten nicht begreifen, wie das unternehmungslustigste, kreativste und folglich anarchischste Mädchen die Prüfungen überstehen konnte. Auch wenn ich undiszipliniert bin, kenne ich meine Pflichten."

„Deine Erinnerungen gehören zu einem Land, das es nicht mehr gibt“, entgegnete Todd. „Deine Veränderung ist unmerklich geschehen.“

„Vielleicht hat mich dieses Exil von so viel Brüderlichkeitsgetue geheilt. Wie auch immer, du hast keinen Grund, dich an meinen Traumata zu weiden. Ich hoffe, ich habe dich nicht beleidigt.“

„Als Liebhaber der Wahrheit bin ich niemals beleidigt.“

„Würdest du dich beleidigt fühlen, wenn du wüsstest, was ich darüber spekuliert habe, wie du die Knochen deiner Beine ruiniert hast?“

Todd hatte sich seitdem nicht wieder dazu geäußert.

An jenem Donnerstag schüttelte Claudia missmutig den Kopf. Neben ihr flüsterte ein Mädchen mit Walkman am Ohr Lieder auf Italienisch oder Portugiesisch und streichelte dabei eine Katze, die in ihrer Tasche verborgen war. Das Tier rieb seine Schnauze an der Plane und blickte sie von der Seite an. Claudia hielt den Blick herausfordernd fest und dachte, dass Katzen – harmlose Tiere der Natur – die Prahlerei ihrer Besitzer besser entdecken, nachahmen und mitteilen als jedes andere Haustier. Claudias Urgroßmutter brach den Kätzchen, die ihre Maisfelder heimsuchten, die Wirbelsäule. Sie tat es auf natürliche Weise, fast mit Anmut, wie jemand einen trockenen Zweig in zwei gleiche Teile bricht. Die Körper wurden im Garten vergraben, als Dünger für das Gemüse, Ursache ihres Endes. Vor einigen Tagen hatte sie die Geschichte eines Mannes gehört, der in Illinois ein Jahr im Gefängnis verbüßte, weil er einem Hund den Schädel eingeschlagen hatte. Todd brachte die Verurteilung mit einer alten Komödie in Verbindung, in der ein Mann dafür verurteilt und hingerichtet wurde, dass er einem Hund eine Wurst gestohlen hatte. Humor, behauptete Todd einmal, als er aus seiner Versunkenheit auffuhr, sei, wenn er nicht als freundlicher Freispruch daherkomme, ein Missbrauch.





Damals war Claudias größte Sorge, ihre Sozialversicherungsnummer zu erhalten, ein unerlässliches Dokument, damit die Verwaltung von Fawl's in Queens ihren Arbeitsvertrag unterschreiben konnte. Claudia schwelgte darin, ihr neues Einkommen mit dem Mindestlohn zu vergleichen, den sie als Angestellte des Reisebüros Luft Avec Earth in Bogotá verdient hätte. Die Unruhen und Beschwerden der vergangenen Jahre ließen sich mit einer Leichtigkeit ausgleichen, die sie zugleich lockte und bedrängte. Bis zum nächsten Winter hätte Claudia dieselbe Geldsumme erhalten, die man ihr in Kolumbien im Laufe eines Jahrzehnts gezahlt hätte.

Eine Möwe zog schwerleibig über den Himmel. Claudia summte ein Lied auf Spanisch und eines auf Englisch. Ihr kastanienbraunes Haar, im U-Bahn-Fenster gespiegelt, war ausgeblichen, bis es einen blonden Schimmer angenommen hatte. Hochgewachsen, mit hellen Augen und mit neuyorkischem Akzent, war Claudia schließlich den fahlen Vorlieben ihrer Vorgesetzten erlegen.

Wie jeden Nachmittag betrachtete sie die übrigen resignierten Gesichter der U-Bahn-Fahrgäste. Ihrer Versunkenheit gaben die acht Jahre Raum, in denen Claudia Häuser von Familien geputzt hatte. Sie hatte andere, sporadische Arbeiten verrichtet, doch das Putzen war die einzige Tätigkeit gewesen, die ihr ein regelmäßiges Einkommen verschafft hatte. Zwischen den Abwasserkanälen von Long Island und Manhattan war Claudia mehrmals unterdrückt worden. Ihre Vertrauten drängten sie, ihre Peiniger zu verklagen, doch Claudia enthielt sich aus Angst, noch größere Repressalien seitens der Regierung zu erleiden. Als sie in New York ankam, folgte sie Fernandos Rat und investierte ihr Geld, indem sie tausend Flugblätter kopieren ließ, auf denen sie ihre Dienste als Hausangestellte anbot. Sechs Monate lang war sie von Mrs. Allen angestellt worden, um ihr Haus zweimal pro Woche zu reinigen. Diese Frau mit breiten Hüften und O-

Beinen lebte mit ihren zwei Söhnen, von denen einer querschnittsgelähmt war, in einem Herrenhaus mit sieben Schlafzimmern an der Belt Park Avenue. Ihr Mann arbeitete für eine Regierungsbehörde und reiste häufig ins Ausland. Obwohl die Arbeit erschöpfend war, waren die wöchentlichen Zahlungen fair und pünktlich. Zu Beginn hatten alle Mitglieder der Familie Allen sie aufgenommen, ohne sie wegen ihrer Illegalität zu diskriminieren. Eines Nachmittags, bemüht, ihr Konversationsniveau im Englischen zu verbessern, pries Claudia die Güte von Mrs. Allen.

„Ich habe Glück, hier zu arbeiten", sagte sie. „Ich kenne andere Hausangestellte, die von ihren Arbeitgebern geschändet werden."

„Unsinn", knurrte Mrs. Allen; „Vergewaltigung ist ein Bundesverbrechen, das man mit zwei Jahrzehnten bezahlt."

„Das Gesetz verrät illegale Einwanderer ungestraft."

Mrs. Allen weitete die Pupillen und wiegte den Kopf vor und zurück.

Am nächsten Tag bat Mrs. Allen Claudia, den Keller zu reinigen und zu ordnen, ein Verlies, vollgestopft mit schimmeligen Baseballhandschuhen, verrostetem Segelgerät, schlaffen Basketbällen, Fußbällen und Volleybällen, verrotteten Tennisschlägern, Angelruten aus Graphit, Boxhandschuhen, zahnlosen Karabinerhaken, von Termiten ausgehöhlten Fallschirmen und anderem Tauwerk, das, obwohl nie benutzt, von der Familie Allen als Erinnerung an mögliche preisgekrönte Wettkämpfe aufbewahrt wurde. Claudia gehorchte verwirrt und fragte sich, ob Mrs. Allen ihr für diese Mühe einen zusätzlichen Betrag zahlen würde. Eine Woche lang kämpfte sie mit Myriaden von Käfern, Kakerlaken, Flöhen, Spinnen und Termiten, die sie beim Zerstören ihrer Gelege anfielen. An einem Donnerstag arbeitete Claudia ohne Pause, bis sie diese unnötige Reinigung beendet hatte. Erschöpft und verschwitzt bat sie Mrs. Allen, ihr zu erlauben, vor dem





Weggehen in ihrem Bad zu duschen. Ihre Anstrengungen hatten ihren strikten Zeitplan durcheinandergebracht. Ohne die nötige Zeit, um in ihre Wohnung zurückzukehren und ihre Haut von den Miasmen des Kellers zu reinigen, musste Claudia um zehn Uhr in einem Gebäude in Manhattan zur Arbeit erscheinen. Mrs. Allen nickte mit einer gehetzten Geste, die Claudia nicht wahrnahm. Hastig betrat sie das Bad am Ende des Flurs.

Während sie sich abtrocknete, hörte sie intermittierende Schläge auf einer Holzfläche. Sie beeilte sich, und, ihren Körper in ein Handtuch gehüllt, auf dem eine Karte des Bundesstaates Georgia gedruckt war, lehnte sie die Hüfte an die Wand unter der Dusche.

Als sie die Tür einen Spalt öffnete, sah sie Larry, einen der Söhne von Mrs. Allen, der sie dafür beschimpfte, sein privates Bad zu benutzen. Claudia rechtfertigte sich, doch er unterbrach sie, brüllte, er werde ihretwegen zu spät zu dem Treffen kommen, das er mit den Mitgliedern seiner Bierbruderschaft verabredet hatte, alles wegen einer durchgedrehten Südamerikanerin. Claudia ging aufgebracht zurück ins Bad, um ihre Sachen zu nehmen und sich irgendwo anders anzuziehen. In dem Moment, als sie ihren BH greifen wollte, schlug die Tür krachend zu. Keuchend drehte sie sich neben dem Spülkasten um. Vor ihr öffnete Larry den Gürtel seiner Hose.

„Latina!", rief Larry und zog die Lippen verächtlich zusammen.

Der Druck seiner Stiefel auf ihrem Rücken warf sie bäuchlings auf den Granitboden. Als sie schrie, sah sie vor sich zwei Glaszylinder, in das niedrige Porzellan des Bidets eingelassen. Die Hände ihres Angreifers, wie zwei Zangen an ihren Knöcheln, zwangen sie, sich bäuchlings zu winden.

In verzweifelter Resignation streckte sie ihre verkrampften Hände nach den Zylindern aus. Als sie sie packte, gab das Glas ohne Widerstand nach. Ermutigt wand sie ihren Arm nach hinten über das Gesäß. Der Zylinder

beschleunigte seine elliptische Bewegung, bis er gegen den Schädel ihres Gegners krachte.

Larrys blasses Gesicht bohrte sich in die Fliese. Er fiel auf die Knie, sein Penis erigiert, und tastete mit erhobenen Händen die Stelle seiner Wunde ab. Claudia nahm ihre Kleidung und verließ das Bad unter den verängstigten Blicken ihres Angreifers.

Am nächsten Tag kehrte Claudia nicht ins Haus von Mrs. Allen zurück; eine Woche später, von ihrer Gewalt beschämt und vor den Folgen verängstigt, rief Claudia ihre ehemalige Arbeitgeberin an, um sich zu entschuldigen und ihre Strafe auf sich zu nehmen. Kaum hatte sie sie begrüßt, fragte Mrs. Allen nach den Gründen ihrer Abwesenheit. Claudia stammelte eine improvisierte Erklärung, und ihre Arbeitgeberin drängte sie, zurückzukehren, um das Haus abzustauben. In der Überzeugung, dass der Gewaltausbruch im Bad von ihrem Sohn totgeschwiegen worden war, und angesichts ihrer Arbeitsnot, nahm Claudia ihre früheren Pflichten wieder auf.

Bei ihrer Rückkehr behandelten die Mitglieder dieses Clans, einschließlich Larry, sie mit derselben Herzlichkeit wie in den Monaten zuvor. Eine Woche lang arbeitete sie ohne Zwischenfälle; danach kündigte Mrs. Allen an, sie werde ihren gewohnten Lohn nicht erhalten. Fortan, behauptete sie, könne sie aufgrund gewisser wirtschaftlicher Schwierigkeiten, die sie wegen des elektronischen Netzes erlebe, den Gesamtbetrag ihres Lohns nur alle zwei Monate zusammenbringen. Claudia erwog, die Arbeit endgültig aufzugeben, doch aus Angst, das Geld der Vorwoche zu verlieren, blieb ihr nichts anderes übrig, als die neuen Bedingungen zu akzeptieren. Zwei Monate vergingen, und Mrs. Allen gab ihr kaum ein Drittel ihres Lohns, versprach eine kumulierte Zahlung am Ende des nächsten Zweimonatszeitraums. Die Frist verstrich, und Mrs. Allen teilte ihr mit herausfordernder Miene mit, sie werde nicht zahlen. Claudia verstummte. Die Matrone fügte hinzu,





Claudia könne ihren Lohn ja bei den südamerikanischen Drohnen einklagen, die sich mit dem Geld ihrer Steuern in den Gefängnissen des Staates suhlten.

Zu dieser Zeit war Claudia als fest angestellte Reinigungskraft in den Büros eines Gebäudes in Manhattan eingestellt worden. Ihr Vorgesetzter, Rómulo, ein Peruaner mit klarer Stimme, empfing sie mit unverständlichen Sätzen.

„Guten Tag, Fräulein! Die Gegenwart eines Gedankens ist wie die Gegenwart einer Geliebten. Das ist ein Gedanke in einer der vielen Sprachen, die ich in meiner Freizeit studiert habe. Ich werde dich Paloma nennen, weil mich der Name Kolumbien unverdient an einen Korsaren des fünfzehnten Jahrhunderts erinnert. Colombus, auf Latein: Taube."

Claudia hatte seitdem Rómulos Gesellschaft gemieden; seine monotonen Monologe, ständig durchsetzt mit fremden Wörtern und Wendungen, schüchterten sie ein. Sie gewöhnte sich rasch an ihre neue Arbeit. Der Keim des Grolls jedoch wuchs in den folgenden Wochen gegen die Familie Allen. Claudia sah ihre frühere Arbeitgeberin in der Gewalt eines Vergewaltigers. In der Identität des Sadisten spannte Claudia den Hahn eines Revolvers auf die Stirn ihres Opfers, das kniend auf dem Teppich dicke Tränen über die Wangen laufen ließ. Ihre Besessenheit ließ erst nach an dem Nachmittag, als Claudia für einen Dollar eine gemischte Schachtel mit hundert Weihnachtskarten kaufte. Die Sonne brannte auf der Haut in den Straßen eines Ramschbasars der kubanischen Gemeinde. Claudia schrieb die Adressen aus ihrem alten Telefonbuch auf die Umschläge und ging zur Poststation, um sie an verschiedene Orte in Kolumbien zu schicken. Auf der Rückseite prahlte sie damit, in einer Bäckerei als Personalchefin angestellt worden zu sein. Sie fürchtete, dass ihre Nächte ohne Schlaf, in denen sie die Putzutensilien in einem makellos weißen Wagen von Bad zu Bad schleppte, den Verachtungsreflex ihrer Angehörigen wecken würden.

„Sind Sie Hispanoamerikanerin?“, fragte sie jemand beim Verlassen der Post.

Claudia nickte misstrauisch. Sie erblickte eine große Frau mit himmelblauen Augen hinter goldenen Brillengestellen, kastanienbraunem Haar, O-Beinen und massigen Hüften. Ihr blasses, sommersprossiges Gesicht zog sich über die dünnen Lippen zusammen.

„Ich heiße Helena“, bot die Frau ihr eine Hand mit aristokratischer Lustlosigkeit. „Ich gehöre zur SODAW, der Gesellschaft zur Verteidigung von Frauen, die von ihren Ehemännern misshandelt werden.“

„Ach wirklich“, Claudia schüttelte ihre schmale Hand. Neben ihr hüpfte ein Hund, an dessen Hals eine Leine befestigt war, die bis zu den Handgelenken seiner Besitzerin reichte. „Ich glaube, Sie haben die falsche Person erwischt.“

„Glauben Sie mir, ich will Ihnen helfen. Sind Sie verheiratet?“

„Nein“, Claudia betrachtete ihren Verlobungsring. „Ich bin geschieden; ich bewahre diesen Ring als Andenken auf, das mich von unpassenden Leuten fernhält.“

Als der Abend hereinbrach, zerpflückten beide Frauen in einem Restaurant mit Blick auf die Südseite der Queensboro Bridge frittierte Hähnchenschenkel zwischen den Fingern.

„Dieses Jahr wollen wir denen helfen, die in die Vereinigten Staaten kommen, um zu arbeiten“, sagte Helena. „Ich bin aus Utah, einem Staat, der wegen seiner patriarchalischen Sitten stark verleumdet wird; eine Geißel, von der Sie sicher schon gehört haben. Vor einem Jahr wollten meine Eltern mich mit einem polygamen, wohlhabenden Mann verheiraten. Die Hochzeit war fast vorbereitet, als ich Gott sei Dank eine der Frauen dieser Gesellschaft kennenlernte. Zuerst misstraute ich ihren Ideen. Man kann sich diese Welt ohne Männer nicht vorstellen, aber schließlich überzeugten sie mich von der Zweckmäßigkeit ihrer Ziele. Ich bin vor meiner





Vergangenheit geflohen und in diese Stadt gekommen, wo mir die Regierung vierzigtausend Dollar im Jahr gibt. Ein Elend. Diese Schweine in Washington geben uns kaum genug Geld, um aufrecht zu bleiben.“

„Mit diesem Gehalt könnte man an der Karibikküste eine sechsköpfige Familie ernähren.“

„Wir sind nicht an der Küste“, Helena erinnerte sich an ein afroamerikanisches Gedicht, das den Konformismus widerlegte.

„Meine Arbeit besteht darin, Frauen zu helfen, die von ihren Männern misshandelt werden“, fügte sie hinzu. „Ein schwieriges Unterfangen. Wir sind überzeugt, dass jedes Übel an der Wurzel ausgerissen werden muss. Wir wollen Frauen davon überzeugen, wie unzweckmäßig es ist, zu heiraten oder Kinder zu bekommen, bevor sie vierzig sind.“

„Für mich ist eine Familie unentbehrlich.“

„Zum Vögeln“, zischte Helena mit ihrer angloamerikanischen Aufrichtigkeit, „aber ein Dildo kann jeden Mann wirksamer ersetzen.“

Helena zog aus ihrer Handtasche einen Kautschukzylinder, von derselben Dicke wie der Glaszylinder, den Claudia benutzt hatte, um sich gegen ihren Angreifer im Haus der Familie Allen zu verteidigen. Claudia hörte Helenas Worte nicht mehr zu und dachte, die kranken Keime jenes zivilisierten Kontinents zögen vor ihr vorbei wie Stoffmarionetten hinter einem hölzernen Paravent. Ihre Gesprächspartnerin erschien ihr so kühn und berechtigt wie töricht und unpraktikabel.

„Ich bin keine Lesbe“, argumentierte sie. „Nicht weil ich Vorurteile hätte, sondern weil mich Frauen nicht anziehen. Vielleicht, weil, wie Mrs. Lee sagen würde, Männer die Welt erschaffen, damit man sie liebt.“

Claudia wollte sich verabschieden, satt von dieser scheinbar unanständigen Tirade. Ihr Interesse wuchs jedoch, als Helena ihr vorschlug, einen Gelähmten zu heiraten, um die US-Staatsbürgerschaft zu erlangen.

„Es ist nicht gerecht, dass du der Willkür so vieler Männer ausgeliefert arbeitest."

Obwohl Helena scheinbar nicht in der Lage war, Claudia sofort einen Ehemann zu verschaffen, festigte sich ihre Freundschaft in den folgenden Monaten.

„Du wirst eine Zeitlang falsche Papiere haben", sagte Helena eines Tages und reichte ihr eine Brieftasche mit den Dokumenten einer Prostituierten. „Was deinen Ehemann betrifft, musst du bis in einem Jahr warten."

Claudia begnügte sich mit ihrer neuen Identität, bis sie von den Behörden der Einwanderungsbehörde bedroht wurde. Da stellte Helena ihr Todd vor, einen vierundfünfzigjährigen Philosophieprofessor, hinkend, auf Krücken, bereit, für eine „unbedeutende" Geldsumme ihre Heiratsurkunde zu unterschreiben. So hatte er es selbst genannt und hinzugefügt, seine wahre Motivation sei philanthropisch. Die erste Regung, die Claudia Todd gegenüber empfand, war Abscheu: seine schiefen Lippen kündigten sexuelle Abnormitäten an, seine schlaffen Hände seine Anmaßung, sein halbrunder Rücken seine Trägheit. Claudia lächelte dennoch, bedrängt, wie sie war, ihre Arbeitssituation zu lösen.

„Auch wenn ich nicht daran zweifle, dass du irgendeinen Latino erobern könntest", versicherte Helena ihr beim Abschied.

Kurz darauf, tatsächlich, in den Tagen vor der Eheschließung rief Rómulo sie mitten in der Nacht an und belästigte sie.

„Ich mag keine angloamerikanischen Frauen", sagte er. „Sie sind fad, können nicht kochen, und wenn man sie ohne Erlaubnis anfasst, schreien sie, bis sie heulen. Heirate nicht aus Interesse, meine Taube. Tu es nicht. Ich wollte immer eine Frau meiner Rasse heiraten. Es kostet dich nichts; wir können beide ins Haus meiner Eltern in Lima zurückkehren. Sie sind sehr traditionell."





„Ich bin es nicht", erwiderte Claudia. „Warum heiraten Sie nicht lieber eine Peruanerin?"

„Sie haben sich revolutioniert!", fauchte er. „Die Städte verderben sie. Ich suche eine Frau mit häuslichem Gemüt, eine, die mehr daran interessiert ist, neue Salatrezepte abzuschreiben, als danach zu fragen."

„Ich kenne Sie nicht einmal."

„Wir können uns morgen nach der Arbeit treffen."

„Morgen habe ich ein Treffen mit meinem Verlobten", antwortete Claudia zornig, bevor sie auflegte.

„Du hast richtig gehandelt", sagte Helena, als sie von dem Vorschlag erfuhr. „Diese Art von Nichtsnutzen versucht nur, die Naiven zu verführen. Und selbst wenn er ehrlich wäre (nehmen wir's an): falls es irgendeinen Rechtsstreit gäbe, hast du nicht das Zeug, dir die Sympathien eines Richters zu erwerben. Mit der Zeit wirst du lernen. Dieses Land gehört den Frauen. Du musst unsere Gesetzgebung lernen; das ist das Überzeugendste."

„Alles ist schon vorbereitet."

„Good girl! Hochzeiten mit Intellektuellen sind die sichersten; sie wissen ihr Wort zu halten. Du gibst ihm dein Geld, und er setzt sein Studium fort. Du hast von diesen Frauen aus der Ukraine oder von den Philippinen gehört. Sie finden Männer mit rosigen Gefühlen, die in weniger als einem Jahr pervers werden. Sie vergewaltigen sie im Wissen um ihr Geheimnis. Todd ist ein guter Mann; zudem invalide. Ich respektiere deinen freien Willen, aber lass mich dir sagen: Du hast gut daran getan, den Vorschlag deines Chefs auszuschlagen. Für tausend Dollar musst du keinen Missbrauch von drei Jahren ertragen, keine Demütigung, die dich fürs Leben stigmatisieren würde."

Die Hochzeit wurde in weniger als fünfzehn Minuten vollzogen, in einem kleinen Büro, dekoriert mit Flaggen der Vereinigten Staaten. Beim Hinausgehen lud ein Mann mit spitzem Schnurrbart sie ein, sich unter einem mit Spitzenstücken geschmückten Bogen fotografieren zu

lassen. Um die Farce zu beleben, kletterte Helena auf eine Bank, um Reis über das Brautpaar zu werfen. Ihre missratenen Würfe trafen einen dicken, schlechtgelaunten Wachmann, der sich, um die Reiskörner aus seinen Kleidern zu entfernen, von der Taille aufwärts ausziehen musste. Nachdem er Helena zurechtgewiesen und ihr den Beutel Reis abgenommen hatte, wies der Gendarm mit hochmütiger Geste auf ein Schild aus Kartonpapier, auf dem auf Spanisch und Englisch stand:

Es ist verboten, Reis auf das Brautpaar zu werfen

Claudia gewöhnte sich daran, ihren Mann dreimal pro Woche zu besuchen. Indem sie ihre Freundschaft pflegte, erfuhr sie, dass ihr Zweckgatte eine quälende Beziehung mit Ximena führte, einer chilenischen Geliebten, die die Hochzeit ihres Freundes akzeptiert hatte, um in weniger als drei Stunden in einem Kasino in Atlantic City die tausend Dollar zu verprassen, die Claudia für die Trauung bezahlt hatte. Nach mehreren Streitigkeiten und oberflächlichen Versöhnungen verließ Ximena Todd für einen Motorradfahrer, der die nordamerikanischen Küsten von Ost nach West durchquerte und Barbiturate verkaufte. Todd ertrug ihren Verachtung ungerührt. Zunächst sagte er Claudia, er habe die Trennung von Ximena bereits vorausgesehen und werde wie Sade die letzten Jahre seines Lebens allein verbringen. Claudia tröstete ihn, indem sie ihr jüngstes Liebesdesaster mit einem Lüstling gestand. So redeten sie bis in den Morgen, und am Ende hatten beide ihre Verliebtheiten und Enttäuschungen erzählt; ein überstürztes Geständnis ihrer gegenseitigen Anziehung. Claudia verstand Todds scheue Blicke, und nachdem sie ihn in der Deckung einer Morgendämmerung geküsst hatte, liebten sie sich in einem beschämend langsamen Rhythmus. Bevor sie in ihre Wohnung zurückkehrte, stotterte Claudia Todd zu, dass sie ihn trotz allem nicht lieben könne. Ihre Zuneigung hing an Constantino, dem Libertin, der sie eine Zeit lang besucht hatte und den sie seit mehr als einem Jahr





nicht wieder gesehen hatte. Todd schien sie zu verstehen, und beide verabschiedeten sich, versprachen, sich ohne Verpflichtungen wiederzutreffen.

Monate später, nachdem sie die Befragungen der US-Einwanderungsbehörde überstanden hatte, bat Todd Claudia, mit ihm zusammenzuziehen.

„Ich musste nicht lügen. Ich sagte, ich liebe dich. Ich weiß, die Ehe ist nichts als eine weitere bürgerliche Institution, in der zwei Unglückliche einander bemitleiden; aber in diesem Fall habe ich niemals eine Frau gekannt, die so voller Mitgefühl wäre. Ich will dich nicht zwingen, denn ich bin unfähig, meine Prinzipien zu brechen."

„Es fällt mir schwer, mich an den Geruch eines neuen Liebhabers zu gewöhnen", erwiderte Claudia mit giftiger Absicht. „Ich muss nachdenken."

„Wenn du zu viel nachdenkst, wirst du dich selbst verraten. Entweder du liebst mich oder du liebst mich nicht. Das ist alles. Jede andere Art von Überlegung ist verdächtig. Ich bin müde von all den kleinen Schlampen, die in mein Bankkonto verliebt sind."

„Dann gibst du mir das Geld zurück?", scherzte Claudia unverschämt.

„Mit diesen tausend Dollar hast du meine Geliebte bestochen", entgegnete Todd mit plötzlich harter Trockenheit. „Meinst du nicht?"

Claudia nickte, ohne sich zu bemühen, die Unbestimmtheit seiner Bemerkung zu entschlüsseln.

„Ich habe immer recht", antwortete Todd. „Die Welt irrt sich."

Nach mehreren Wochen des Hin-und-Her lehnte Claudia seinen Vorschlag ab, nicht so sehr, wie sie glaubte, aus einem katholischen Moralimpuls, der die Unzucht verneinte – wie Todd sagen würde –, sondern aus Rücksicht auf Klytaimnestra, ihre argentinische Mitbewohnerin, mit der sie eine kleine Wohnung im Stadtteil Queens teilte, nahe dem Roosevelt Boulevard.

„Wir haben einen Vertrag für weitere sechs Monate unterschrieben; ich habe ihr versichert, dass ich sie nicht allein lassen würde; Klytaimnestra beherrscht Englisch nicht gut."

„Ihr Spanisch wird reichen, um von Bar zu Bar zu überleben", erwiderte Todd gehässig. „Im Übrigen ist Klytaimnestra längst eine erwachsene Frau. In den Vereinigten Staaten ist familiärer Zusammenhalt oder Philanthropie eingesammelt worden, damit man ihn verbrennen kann. Du kannst nicht in Funktion irgendeines Einwanderers leben, der dich besuchen kommt. Ein Leben ist mehr als genug. Und außerdem gibt es keine schlimmere Beleidigung als Paternalismus. Wenn du ihr zu sehr hilfst, wird Klytaimnestra es dir mit Verrat danken. Aber ich verstehe dich. Wenn du nicht mit mir leben willst, ist es das Beste, du besuchst mich nicht mehr."

„Du irrst dich", entschuldigte sich Claudia aus Angst, Todd könne irgendeine juristische Vergeltung üben. „Ich würde dich gern ab und zu besuchen. Ich will nur nicht übereilen."

„Ich will nicht masturbieren, wenn du abwesend bist; Frauen gibt es genug."

Nach einer langen Debatte beugte sich Todd schließlich dem Willen seiner Ehefrau, mehr aus Gefälligkeit als aus Überzeugung. Einst daran gewöhnt, Frauen aus verwirrenden Motiven wie Grausamkeit oder Rache am männlichen Geschlecht zu beschuldigen, zwang ihn seine Einsamkeit, vorsichtig zu agieren.

„Einverstanden", sagte er lächelnd. „Ich sehe nicht ein, warum ich nicht getrennt von meiner Frau leben sollte."

Claudia schlief in jener Nacht bei Todd, ohne seine Ironie zu bemerken. Am nächsten Morgen erinnerte sie sich im Traum an ein Gesicht ihrer Kindheit.

„Habe ich dir schon die Geschichte von Joaquina erzählt?", fragte Claudia Todd vor dem Frühstück.





„Du hast mir etwas gesagt. Das Mädchen, das Selbstmord beging."

„Letzte Nacht habe ich sie gesehen, wie sie vor meinem Fenster vorbeiging. Ihr Großvater führte sie an einem Halsband wie einen Hund. Ich hatte dieses Bild vergessen. Jetzt ist es klar. Die Farbe ihres Kleides war verbranntes Gelb. Die Leine aus Fique. So sah ich sie zwei Tage bevor sie jene Flasche Gift hinunterstürzte. Sie sah mich traurig an, aber mit einem Hauch Hoffnung in den Pupillen, der mich glauben ließ, dass sie schon damals an Selbstmord dachte. Obwohl die Leute sagten, es sei eigentlich nicht das gewesen, denn Kakerlakengift tötet keine Frauen. Die Tote war so nervös, dass sie erstickte, als sie die zähflüssige Flüssigkeit in ihre Lungen eindringen ließ. Ihr Hals war vom Knoten der Schlinge aufgerieben."

„Wie der Schoßhund von G. Waters."

Claudia sah Todd bestürzt an.

„Das Haustier der Schauspielerin aus dem Theaterstück, das wir vor ein paar Monaten gesehen haben."

Claudia sprach nicht weiter darüber. Sie schloss, Todd werde der Rohheit des Lebens in Kolumbien überdrüssig werden.

„Der Geist lässt seine Meute los im Schutz einer Nacht", hatte Claudia Fernando einmal sagen hören, nachdem er sie aus einem Albtraum geweckt hatte und die verkümmerten Erinnerungen mit dem Nebel der gegenwärtigen Sümpfe beschwichtigte.

Mehr noch fragte Claudia sich oft, ob all ihre Geständnisse über die Brutalität der Soldaten, den Missbrauch der Politiker und die Misshandlung von Kindern von Todd nicht als bloße Metaphern aufgefasst würden. Sie wies die Idee zurück, ihre Erinnerungen seien verfälscht, akzeptierte jedoch die Möglichkeit, dass das flüchtige Bild eines Theaterstücks in ihrem Gedächtnis zusammen mit ihren Tagen mit Joaquina wiederaufgetaucht war.

An eben diesem Morgen hatte Claudia die Kleinanzeigen der New York Times durchgeblättert.

„Du verschwendest deine Zeit“, hatte Todd zu ihr gesagt, während er sich im Bett entlüftete; „bis du die SS bekommst, werden sie schon irgendeinen Trottel eingestellt haben.“

„Trotzdem will ich den Arbeitsmarkt im Auge behalten“, erwiderte Claudia missmutig. Oft beschäftigte sie sich mit nutzlosen Dingen, die ihre Hoffnungen nähren konnten.

Sie merkte, dass es nicht an Stellenangeboten mangelte. Sie dachte daran, sich mit ihrer falschen SS zu einem Vorstellungsgespräch zu begeben, doch angesichts der Aussicht auf eine Anklage ließ sie die Idee fallen. Acht Jahre lang war sie in Gefahr gewesen, deportiert zu werden. Ihre Hochstapelei hatte sich in Sally Herryll verkörpert, einer Prostituierten aus der Bronx, einem auffälligen Mitglied von Helenas Schwesternschaft. In weniger als einer Woche war Claudia in einem Donut-Laden angestellt worden. Nach drei Monaten spielte sie bereits mit dem Gedanken, ihren eigenen Namen zu vergessen, als sie von einem der Kunden des Lokals erkannt wurde.

„Hallo, Claudia. Du wirst geheiratet haben, nehme ich an. Ich sehe, du heißt Sally. Man könnte denken, du hast geheiratet. Aber ich sehe keinen Ehering an deinen Fingern. Ich bin kein Papist, aber ich weiß, alle Lateinamerikanerinnen sind es.“

Claudia sah, wie die Zunge dieses Mannes lüstern über seine Lippen sprang, und spürte, wie das Blut aus ihrem Körper wich.

„Guten Tag, Mr. Allen.“

„Nenn mich Larry“, rief der Kunde und musterte sie von Kopf bis Fuß, „aber werde nicht so nervös. Meine Mutter hat nach dir gesucht. Nachdem du weggegangen bist, erlitt sie einen Schlaganfall, und wir dachten sogar, es sei wegen deiner Flucht gewesen. Sie hatte Glück, vom besten





Neurochirurgen Manhattans operiert zu werden. Sie erinnert sich oft an dich und sagt, sie wolle dir eine Schuld bezahlen. Vielleicht wäre es gut, wenn du morgen früh bei uns vorbeikämst. Ich glaube, auf diese Weise kann auch ich mich rehabilitieren. Das Leben zwischen Donuts muss unerquicklich sein. Egal wie viel Vorsicht man walten lässt, es gibt immer Ratten. Kündige und vertraue dich unserer Fürsorge an. Ich baue gerade mit meinem Vater ein Gartenbaugeschäft auf. Als Demokraten alter Schule diskriminieren wir nicht. Wir stellen mittelamerikanische Arbeiter ein. Sie verlangen weniger Geld, beschweren sich nie, und ihre Rasse ist weniger faul als unsere. Es beruhigt uns zu wissen, dass sie uns niemals wegen Schadenersatz vor der Regierung verklagen werden; sie sind dankbar, selbst wenn sie ein oder zwei Finger im Rasenmäher verlieren. Mit der Zeit werden wir ihnen eine US-Aufenthaltskarte anbieten. Wir haben einen Onkel, der in die Politik verstrickt ist. Missversteh mich nicht. Ich weiß, in meiner Jugend war ich kühn und ausschweifend, aber jetzt suche ich nach einer Geliebten von unterwürfiger Haltung. Hier läufst du Gefahr, dass irgendein Neider dich erkennt und dich den Behörden meldet.“

Am nächsten Tag blieb Claudia der Arbeit fern. Eine fiebrige Angst schloss sie in ihrem Zimmer ein, wo sie sich von den Bildern und Geräuschen der Fernsehwerbung betäuben ließ. Zwei Tage lang ernährte sie sich von Wasser und Dosen Thunfisch. Sie fastete bis zum vierten Tag, als der Hunger sie zwang, hinauszugehen, um ein Stück Brot zu suchen. Als sie zurückkam, erhielt sie einen Anruf von einer paraguayischen Kollegin, die sie warnte, nicht zur Arbeit zurückzukehren, denn mehrere elegante Personen hätten nach ihr gefragt. Claudia rannte zum Spiegel, nachdem sie aufgelegt hatte. Ihre Verzweiflung ließ nach beim Anblick ihres ausgezehrten Körpers, wie mit elf Jahren, als ihre Heiterkeit vor dem Spiegel über der Toilette zerfiel. Es geschah an einem Nachmittag vor dem Abendessen,

nachdem sie in der Schule einen Radwettbewerb gegen ihre Mitschülerinnen verloren hatte. Claudia ging verschwitzt in die Toilette, urinierte, und bevor sie hinausging, wurde sie von ihrem eigenen Blick im Spiegel überrascht. Sie trat näher und sah ein winziges Gesicht, bedeckt von schlaffer, blasser Haut. Sie erkannte in diesem Bild ihr eigenes Wesen. Ihre Haut war eine Tarnung, der sie nicht entkommen konnte. Ihre Adern und ihre Knochen eine organische Masse, der sie sich fügen musste. Sie tastete ihre Haut ab, wie sie oft ihre Brüste betastet hatte. Sie wich erschrocken zurück vor der Gewissheit, dass das, was sie war – ihr Bewusstsein –, in die kleinen Dimensionen eines Organismus eingeschlossen war. Unterdrückt schrumpfte die Welt, einst so weit wie ihr Blick, zur Animalität eines Körpers zusammen. Gehetzt setzte Claudia sich auf den Toilettensitz; nachdem sie ihren Darm entleert hatte, ging sie zu Helena, um Rat zu suchen.

Als sie sie sah, fragte Helena besorgt, ob sie krank sei. Claudia erwiderte, sie versuche nur abzunehmen.

„Mach dir keine Sorgen“, beruhigte Helena sie, als sie von ihren jüngsten Arbeitsschwierigkeiten erfuhr. „Wir sind vorsichtig vorgegangen. Trotzdem: falls sie dich entdecken, wirst du ihnen nicht erlauben, dich zu deportieren. Du wirst eine Zeit im Gefängnis verbringen, aber danach müssen sie dich freilassen.“

„Ich bin nicht bereit, noch mehr Missbrauch zu ertragen“, schluchzte Claudia. „Ich würde lieber nach Kolumbien zurückkehren.“

„Das wirst du ihnen nicht gönnen“, Helena umarmte sie. „Eine der Frauen aus unserer Vereinigung leitet eine Textilfirma. Ich werde mit ihr sprechen, damit sie dich einstellt. Inzwischen werde ich die Vorbereitungen deiner Ehe vorantreiben.“

Glücklicherweise hatte Claudia im Donut-Laden Helenas Adresse als die ihre angegeben. Ihr letzter Lohn wurde von zwei eleganten Männern beschlagnahmt, wie ihre paraguayische Freundin ihr Monate später erzählen würde.





Als die Gendarmen ihre Bankdaten überprüften, fanden sie Helena, die sie, ohne sich von ihrer souveränen Haltung einschüchtern zu lassen, ruhig empfing. In weniger als einer halben Stunde verabschiedeten sich die unerwünschten Beamten und verbargen ihren Verdacht.

Claudia arbeitete daraufhin in der Textilindustrie als Gerberin, eine schwere und schlecht bezahlte Arbeit, an die sie sich nach zwei Monaten angepasst hatte. Ihre Kündigung wurde nur an einem Zahltag wirksam, als Claudia dank Helenas Bemühungen die Geldsumme zusammenbekam, die nötig war, um ihren Ehemann zu „heiraten“. Zu ihrem Ärger kam ihre Sozialversicherungskarte erst drei Monate nach ihrer Scheinhochzeit an. Den Launen der Post ausgeliefert und außerstande, ihre Ehe auf einen Telefonanruf zu setzen, entschied Claudia sich, an ihren Nägeln zu kauen. Die gesetzlich festgelegte maximale Zustellfrist betrug kaum sechs Wochen.

„Du musst die Woche von Thanksgiving abziehen“, hatte Klytaimnestra sie getröstet.

Gleichzeitig verdichteten sich neue Sorgen über Claudias häuslichem Leben. Seit einem Monat hatte Klytaimnestra eine Beziehung mit Cassandro begonnen, einem Amerikaner vietnamesischer Abstammung. Zunächst hatte Claudia sich für Cassandros Vergangenheit interessiert, denn seine Familie war während Kissinger’s Krieg aus Saigon geflohen. Enteignet ihrer Güter und ihrer Kultur, hatte sein Vater, Kuh—Sue, es geschafft, die Ausbildung seiner drei Kinder zu finanzieren. Nachdem er ein Darlehen der Regierung erhalten hatte, kaufte Don Kuh einen Abschleppwagen und pachtete ein Gelände am Rand von Harlem. Wenige Monate später häuften die Sues ein kleines Vermögen an, Frucht von Don Kuhs Scharfsinn: Er hakte jedes Auto an, das die Parkgesetze im unteren Manhattan verletzte. Die Bußgelder schwankten zwischen zweihundert und fünfhundert Dollar, und die Hälfte musste an das Rathaus von New York gezahlt werden. Don Kuh wurde ein

geschätzter Bürger in den Augen des örtlichen Polizeichefs, eines Beamten namens Jones, der in den vierundzwanzig Jahren, in denen das Geschäft der Sues floriert hatte, keine Beschwerden von Seiten der Opfer des Abschleppens erhalten hatte.

Cassandro behauptete, sein Vater wisse sowohl sein Wissen als auch seine Unkenntnis des Englischen zu nutzen. Wenn jemand seine Unschuld beteuere, missachte Don Kuh dessen Gründe und flüchte sich in seinen asiatischen Akzent. Manche Opfer – oder Gesetzesverletzer, wie Don Kuh sie nannte – gerieten außer sich und beschimpften ihn; dann erwiderte Don Kuh mit schottischem Akzent, falls die betreffende Person die Strafe nicht sofort bezahle, werde er zusätzlich eine Klage wegen aggressiven Verhaltens gegen öffentliche Amtsträger anhängen. Die Sues arbeiteten natürlich nicht direkt für den Staat, doch Don Kuhs Tonfall genügte, um die Geschädigten einzuschüchtern.

Cassandro jedoch hatte seinem Vater in den letzten zehn Jahren widersprochen. Seine Neigung zur Musik hatte seine Eltern verwirrt, die für alle ihre Kinder eine Zukunft im Geschäftsleben oder in den lukrativen Laufbahnen der Informatik, Medizin oder Verwaltung wünschten. Während seine Brüder ein Hochschulstudium im Bereich Verwaltung fortsetzten, hatte Cassandro sich widerwillig in die juristische Fakultät eingeschrieben. Mit der Zeit ließ er die Idee fallen, klassische Kompositionsstudien zu betreiben, und entschied sich dafür, eine Alternative-Band zu gründen. Seine Eltern beklatschten die Entscheidung in dem Glauben, Musik sei nur ein Zeitvertreib der Universitätsjahre. Doch je mehr Monate vergingen, desto mehr entdeckte Cassandro die Unvereinbarkeit zwischen dem Auswendiglernen von Gesetzen und dem Spielen leichter Musik. Am Ende lernte er, dem sozialen System zu misstrauen, das seine Berufung erstickte.

Beeinflusst von den Ideen seiner Bandkollegen, die Kurse in den Abteilungen für Feminologie und Africanology





belegten, sah Cassandro in seiner Familie die Institution, die seine Bestrebungen zähmen und sein Denken verknöchern lassen wollte. Die Frustrationen der „piedrapicada"-Musikgruppe machten Raum für Drogen und Armut und durch sie für Hass. Nachdem seine Eltern die Studiengebühren für sein zweites Jurajahr gestrichen hatten, hatte Cassandro seine Einschreibung annulliert und eine Rückerstattung von achtzig Prozent der Gebühr in bar erhalten. Mit diesem Geld kaufte er sich eine neue E-Gitarre und ein Fahrrad, mit denen er einen Monat lang nach Kuba reiste. Als er zurückkam, ohne Geld, blieb er ungerührt, als er die Vorwürfe seiner Eltern hörte.

„Nach Kuba!", hatte Don Kuh ausgerufen. „Wenn das FBI uns anruft, schwöre ich, wir werden ihnen nichts verschweigen. Ich habe lieber einen Sohn im Gefängnis der Vereinigten Staaten als einen Sohn in einem kommunistischen Grab!"

„Ich weiß ja auch, dass du lieber eine Tochter hast, die mit irgendeinem Ford-Schuft vögelt!", hatte Cassandro erwidert, in Bezug auf seine Schwester, die sich mit einem Ingenieur verlobt hatte.

„Als ich zurückkam, fand ich meine Familie vom Eurozentrismus unterjocht!", würde Cassandro Claudia kaum eine Woche nach dem Kennenlernen sagen. „In Asien isst man mit offenem Mund, um das Essen zu belüften. Das schockiert die Anglos und die Lateinamerikaner, aber wenn wir in einem multikulturellen Land leben, wie die Plakate der Präsidentschaftskampagnen behaupten, dann ist es höchste Zeit, dass wir mit offenem Mund essen, ohne dass man uns mit Blicken tadelt. Was für eine Überraschung, als meine Schwester Sue mir eines Nachmittags sagt, ich müsse mich darauf vorbereiten, mit geschlossenem Mund zu essen, weil ihr Freund zum Abendessen kommt!"

Klytaimnestra beobachtete den Fortschritt der Freundschaft zwischen Claudia und Cassandro zunächst reserviert, dann eifersüchtig und schließlich feindselig. Den

Höhepunkt ihres Unglücks erreichte sie, nachdem Cassandro Claudias Sammlung klassischer CDs entdeckt hatte.

„Glaubst du, Claudia sammelt die, weil sie gebildet ist?“, rief Klytaimnestra wütend und unterbrach Cassandros Lob und Claudias Lächeln. „Eben nicht! Sie hört sie, um sich zu entspannen, jedes Mal wenn sie den Mist aus den Toiletten Manhattans geputzt hat!“

Obwohl Claudia einen Zorn spürte, der dem der Bauern von Cimitarra glich, einer Ortschaft im Departamento Santander in Kolumbien, Brut blutdürstiger Banditen, unterdrückte sie ihre Kränkung in einer betäubten Geste. Der Stachel ihrer Mitbewohnerin nahm einen unwirklichen Anstrich an.

„Auf jeden Fall ist es eine gute Sammlung“, stammelte Cassandro beschwichtigend.

Es geschah zwei Tage, nachdem Claudia Todds Vorschlag abgelehnt hatte. Am nächsten Tag grüßten Cassandro und Klytaimnestra sie kaum. Claudia schloss, dass es besser sei, sich eine Zeit lang von beiden fernzuhalten. Da Cassandro fast jede Nacht bei Klytaimnestra zu schlafen pflegte, zog Claudia für fünfzehn Tage in Todds Wohnung. Als sie zurückkam, streifte Cassandro durch die Küche und trug eine Tanga, die seine Geschlechtsteile kaum bedeckte. Claudia registrierte die makellose Sauberkeit der Wohnung, zugleich aber auch die Verrückung ihres Hausrats – Dinge, die Klytaimnestra hasste, vielleicht weil Claudia sie auf Flohmärkten sonntags als Schnäppchen gekauft hatte oder auf ihren Spätsommer-Spaziergängen durch Soho aufgelesen, wenn Studenten und Professoren ihre Möbel zu niedrigen Preisen auf den Bürgersteigen verkauften.

„Hallo, Cassandro“, sagte Claudia und konzentrierte sich auf seine nackten Beine, „ich sehe, du bist sehr bequem eingerichtet.“





„Ich wusste nicht, dass du so bald zurückkommst“, war Cassandros vager Kommentar gewesen, bevor er sich sofort in Klytaimnestras Zimmer zurückzog.

Claudia ergötzte sich daran, sich vorzustellen, wie Klytaimnestra sie in dieser Situation überraschen würde; ihre Eifersucht würde sie dazu bringen, sich die Körper ihres Freundes und ihrer Mitbewohnerin vor Claudias Rückkehr heimlich miteinander verschränkt vorzustellen. Doch Cassandro zog Claudia nicht genug an, um ihr Unbehagen über den Mangel an Intimität zu besänftigen. Allein in ihrer Kammer dachte sie an Constantino und an Fernando, einen Mann, den sie nicht liebte, dessen Erinnerung sie jedoch erregte; sie stellte sich das Bild ihrer Mutter vor, die mit ihm schlief, um sie in den krampfhaften Stößen seiner Hüfte zu ersetzen.

Kurz darauf überraschte Claudia Klytaimnestra und Cassandro beim Kopulieren auf der Terrasse. Obwohl beide sich mit Bademänteln bedeckten, machte sie diese Begegnung rasend. Entbrannt beschimpfte sie sie mit den Schimpfwörtern Hure und Drogensüchtiger. Diesmal röteten sich die Wangenknochen von Klytaimnestra und Cassandro, und beide stammelten Entschuldigungen in mehreren Sprachen. Mit den Tagen fühlte Claudia sich mehr und mehr als Fremde im eigenen Haus. Eines Nachts entdeckte sie, dass mehrere ihrer CDs verschwunden waren; am nächsten Tag fand sie sie oben auf ihrem Schrank. Klytaimnestra und Cassandro bemerkten ihr Unbehagen und versuchten eines Abends, mit ihr ein freundliches Gespräch anzuknüpfen. Reumütig sprachen sie über das zeitgenössische Leben ohne Raum, in dem jeder sich daran gewöhnen müsse, seine Nachbarn in peinlichen Situationen zu überraschen und von ihnen überrascht zu werden. Cassandro witzelte über seine Vorliebe für Pornografie, und Claudia antwortete schroff, gewarnt wie sie von Helena vor diesem verdeckten Handel mit geschändeten Frauen, der neuerdings mit einer Brut von Regisseurinnen bemäntelt sei,

die versprächen, die Männer zu schwächen und die Würde der Frau in ebenso herabwürdigenden Filmen zu verankern. Claudia erkannte eine wachsende Abscheu gegen Klytaimnestra und Cassandro. Sie fragte sich, ob sie den Humor einer alten Jungfer angenommen hatte und ihr bestes Mittel darin bestünde, ihre Treffen mit Todd zu erhöhen, oder ob sie die Abhängigkeit Klytaimnestras vermisste, die nun Cassandro teilte. Ihre Beziehung zerfiel.

Wie ihre Mitbewohnerin bat Klytaimnestra sie früher oft um Rat für ihre Spaziergänge durch Manhattan. Claudia wies sie herablassend an und korrigierte zudem ihr stotterndes Englisch. Jetzt aber wagte Klytaimnestra, gestützt von Cassandro, sie sogar zu belehren:

„Man sagt nicht you will decide it, sondern that's up to you to decide."

Claudia nickte stets, doch mehr beunruhigt vom unterschwelligen Ton, mit dem jemand seinen ehemaligen Lehrer korrigiert: eine Art zu verkünden, dass das, was sie unter Claudias Anleitung gelernt hatte, nichtig gewesen sei, dass der US-Jargon über dem literären Manierismus stehe.

Todd hörte ihre Klagen geduldig an und benutzte sie später, um zu seinen Absichten zurückzukehren.

„Sie will unsere modus vivendi übernehmen", sagte er, „mit mehr Begeisterung als ihr eigener Liebhaber. Beleidigung ist eine mesopotamische Tugend; hier sind wir zu phlegmatisch. Unsere Heuchelei ist weniger schroff, zivilisierter. Wie ich vorausgesehen habe, will Klytaimnestra dich beschimpfen. Du gehörst zu einer beschämenden Vergangenheit. Solche Menschen isolieren sich und sind glücklich, Undank um sich zu verbreiten. Oder vielleicht bist du es, die diesen Konflikt vertiefen will, um deine Nächsten zu beschuldigen. Wie auch immer, ich bestehe darauf: Das Zweckmäßigste wäre, du würdest sie verlassen und mit mir zusammenleben."

Claudia stieß einen Laut aus, ohne seiner Forderung nachzugeben. Neben den peinlichen Vorurteilen, die sie





gegenüber Invaliden hegte, hatte sie eine jüngste Entdeckung dazu gedrängt, sich von ihrem Mann zu entfernen. Während sie in Todds Wohnung wohnte, fand Claudia in der Schublade eines Schreibtischs ein Stück Zeitungspapier, das zwanglose Treffen mit verschmähten Frauen anpries. Vier Nummern waren an den Rand geschrieben. Aus übermütiger Laune rief Claudia eine der gedruckten Nummern an. Eine aufgezeichnete Stimme verlangte einen Zugangscode. Claudia wählte eine der notierten Zahlenfolgen. Nach zehn Minuten frustrierter Versuche erlangte Claudia Zugriff auf eine private Mailbox. Dort hörte sie die Stimmen von vier Frauen, die offenbar irgendeine intime Beziehung zu Todd unterhielten. Claudia stellte sich weitere Bekanntschaften ihres Mannes vor: Prostituierte und vereinsamte Abnorme, die ihn heimlich häufig besuchen würden.

„Ich kann nicht beim ersten Problem davonlaufen, das sich mir stellt", rechtfertigte Claudia sich. „Liebhaber kommen und gehen. Nur echte Freundinnen bleiben, selbst im Widerwillen. Ich kann mir nicht ausmalen, was aus Klytaimnestra würde, wenn dieser Junge sie verließ."

„Unsinn", entgegnete Todd enttäuscht. „Aber glaube nicht, ich werfe es dir vor. Wie jeder Liebende bin ich dir ausgeliefert. Wenn ich nur würdevoll gehen könnte."

An einem Donnerstag, auf halber Strecke in der U-Bahn, hörte Claudia die Stimme eines Mannes, der eine kreolische Melodie sang:

Die Sterne hätten unser Treffen begünstigt Die Nächte unsere Küsse, Küsse unsere Ewigkeit

In Constantinos Abwesenheit verspürte Claudia ein plötzliches Verlangen, in Bogotá anzurufen. Eine eitle Illusion. Seit mehr als zwei Jahren hatte Claudia keine Nachricht von Fernando erhalten. Von einer sporadischen Melancholie angetrieben, stellte Claudia sich ihren Stiefvater und Liebhaber als ihren Ratgeber vor. Doch Fernando liebte sie nicht mehr, nicht einmal schätzte er sie. Als sie zuletzt

mit ihm sprach, musste Claudia ihm sagen, sie habe kein verfügbares Geld, was nicht stimmte, denn ihr Kredit hätte es ihr erlaubt, ihm die tausendfünfhundert Dollar zu schicken, um die er sie bat. Claudia wollte sich einreden, ihr ehemaliger Mann schätze sie nicht um eines Darlehens willen. Fernando brach den Ton seiner Stimme, als er die Qualen seiner Schulden beschrieb, und nachdem er eine freundliche Floskel gehaucht hatte, verabschiedete er sich mit dem Zusatz, Claudia solle ihr Geld nicht für Telefonrechnungen verschwenden.

Die Dächer der Häuser von Queens zogen unter ihr vorbei, eine Folge roter Flächen und Dachterrassen, beschmiert mit mit Spraydose gemalten Schimpfworten. Die U-Bahn hielt, und Claudia stieg hastig aus. Ein Mann mit einer Gitarre folgte ihr die metallenen Stufen hinab, und Claudia spürte seinen Blick in ihrem Rücken, während sie am Bordstein auf den Wechsel der Ampel wartete.

„Dreckige Iberoamerikaner“, sagte sie sich und erinnerte sich an die obszönen Zurufe und die frechen Blicke der spanischsprachigen Männer in Queens.

Die Autos hielten an, ohne dass Claudia die Straße überqueren konnte; der Arm des Mannes mit der Gitarre klammerte sich an ihren. Claudia versuchte zu schreien oder den Unbekannten zu schlagen, doch als sie in schräg geschnittene Augen blickte, ließ sie die abgewetzten Straßen von Queens hinter sich und überließ ihren jugendlichen, zitternden Körper den Blicken der Nachbarn von El Diamante.

„Mario?“, murmelte Claudia beim Klirren der U-Bahn auf der Schiene.





## II. Diamant

Beide näherten sich den saftlosen Büschen und wirbelten Reste getrockneten, am Pflaster haftenden Dungs auf. In der Ferne brach die Linie der Wüste in erodierten Geländeabsätzen, die über mehrere Papphütten hinaushingen. Metallgerippe von Gebäuden, deren Bau aufgegeben worden war, flimmerten über der Trockenheit einer ungeheuren Landschaft, wie Glassplitter auf einem durchlöcherten Stoffmantel. Nach Osten hin erhob sich das Viadukt – ein Stück Beton, von weißen Gittern umfriedet – über den Elendsquartieren wie ein Gebiss, in der Luft gehalten von hohen Säulen aus rohem Beton.

Mario kauerte vor einem Stacheldrahtzaun und riss mit beiden Händen mehrere vertrocknete Rizinusblätter ab. Mit den Beinen harkte er sie zusammen, schob sie zu einem Stück Karton und legte Bündel reifer Farne dazu. Claudia, ebenfalls kauernd, verschränkte derweil ihre Spalten. Mario stimmte ein Lied von Jorge Negrete an und, auf seinem Sportbeutel kniend, schob er seinen verrußten Topf über das Laub. Mit den Fingernägeln scharrte er im Staub, zog mehrere Steine heraus und legte sie unter die Mulde; diese wankte mehrmals, bis Mario sie schließlich ins Gleichgewicht brachte. Claudia nahm eine Ölflasche und, als sie das Öl in den Topf goss, blendete sie Mario mit dem hellen Glanz, den ein Sonnenstrahl zurückwarf. Er taumelte und fiel bäuchlings in den Staub. Neben ihnen streckten sich die Zweige der Luffabüsche, vom Wind flatternd, bis sie sanft ihre Rücken kratzten. Mario rieb das Streichholz an der rauen Oberfläche eines Felsens. Die Blätter ergriffen Feuer, das rasch anwuchs und sich in die ausgedörrten Luffazweige fraß. Claudia sprang erschrocken auf; Mario machte einen

Satz zurück an eine Stelle ohne Bewuchs, wo er ein zurückgelassenes Holzscheit aufhob. Mit beiden Armen schwenkte er es und schlug auf die glühenden Äste ein, doch das Feuer lief bereits den Hang hinab, vom Berg zur Schlucht. Claudia packte ihn am Arm und zog ihn zurück zur Avenue. Beide rannten, verängstigt, aus Angst, von den Nachbarn bei ihrer Flucht gesehen zu werden. Nur zweihundert Meter entfernt zeigten die weißen Häuser des Viertels ihre ersten Fenster.

„Wie hast du letzte Nacht geschlafen?“, hörte Claudia aus ihrem Zimmer.

Draußen legte ein Lastwagen seine Mechanik ein. Die letzten Bilder der Nacht endeten in der Schlucht unter der Brücke, in deren Wasser die Türme von Bucaramanga sich auflösten, niedergerissen vom Ungestüm des Feuers.

„Es ist halb acht. Du wirst schon sehen, was passiert, wenn du den Müll nicht loswirst!“

Barfuß durchquerte Claudia das Innere ihres Hauses. Hinter dem Garten sah „Wächter“, Doña Lucías Hund, sie traurig an, wie jeden Morgen, und ging dann zum Mangobaum, um seine Blase zu entleeren.

Der Müll schwitzte Gerüche von fauligem Obst aus. Auf dem Gehweg sah sie noch den Müllwagen, der in Richtung des Viertels San Luis abbog. Claudia stach den Sack auf und ließ das stehende Wasser ablaufen. Wächter bellte kläglich und kam heran, um an ihren Beinen zu urinieren. Claudia sah ihn sich winden, mit trockener Blase auf vier dünnen Pfoten.

Jahre später, an einem trüb bedeckten Tag, kurz vor ihrem Abschluss und zwei Tage nach Doña Lucías Tod, würde Claudia sich für Wächterchens Anmaßungen rächen. Der Verkehr auf der Avenue hatte sich mit der Stadtausdehnung verdichtet. Claudia ging nach Hause, trug Stiefel aus dickem Leder, als sie wie jeden Nachmittag das Bellen des Hundes hörte. Kein Passant war auf den Bürgersteigen, und Doña Lucías Haus stand leer. Von einer





primitiven Wut beherrscht, schlüpfte sie durch das Tor, ging auf den angeketteten Hund zu und trat ihn, ohne auf seine altersmüde Schwäche zu achten, gegen die Wand. Zuerst nahm Wächter die Herausforderung an, doch nachdem er vergeblich ins Leder gebissen hatte, heulte er wie ein verwundeter Soldat. Claudia erbarmte sich des Tieres und drehte sich um – und entdeckte einen Versicherungsvertreter, der sie vom gegenüberliegenden Tor aus mit lüsterner Neugier beobachtete.

Die Sonne stieg hinter den Wolken hervor und zeigte halb acht. Jetzt konnte Claudia nach Hause zurück oder warten, bis der Müllwagen aus dem Viertel San Luis zurückkäme und zwei Blocks von ihrem Haus entfernt bei Doña Carmenzas Laden anhielte. In jedem Fall würde Claudia ausgeschimpft werden. Da die Straße fast leer war und die Sonne zwischen den Wolken flackerte, beschloss Claudia, den Sack drei Straßen nach rechts zu tragen. Auf halbem Weg suchte sie eine Gestalt, die den gegenüberliegenden Gehweg überquerte.

„Der Müll ist schon durch“, sagte Mario spöttisch. „Sie sollten sich daran gewöhnen, ihn schon am Vorabend auf dem Gehweg abzustellen.“

„Wenn ich das tue, reißen die Bettler die Säcke auf der Suche nach Essen auf. Am nächsten Morgen stinkt der Gehweg, und ich muss ihn mit Waschmittel schrubben.“

Claudia senkte den Blick auf eine Spur von Blattschneiderameisen, die über den Boden zog. Es war nicht die Zeit, in der man sie außerhalb ihrer Kolonien sah. Sie erinnerte sich an Lehrerin Marina, die die Klimastörungen den Atomexplosionen zuschrieb, die die Amerikaner und die Franzosen auf Inseln im Pazifik auslösten.

„Ich muss diesen Dreck um jeden Preis loswerden“, erwiderte Claudia ungeduldig und zeigte damit ihr Desinteresse an der Begegnung.

Mario hielt ein konkaves Tablett aus rotem Plastik in den Händen. Claudia hob den Blick und sah darauf einen fleischigen Knochen und in Plastik eingewickelte Leberstücke. Marios Gesicht stieß an die Silhouette des Kirchturms, der von Baugerüsten umstellt war. Riesige Scheiben in lebhaften Farben wurden seit drei Jahren von zwei Arbeitern eingesetzt.

„Die Glasfenster sind großartig, besser als die in irgendeiner Kirche von Le Corbusier", sagte Mario heiter. „Der Pfarrer sagt, der Turm wird diese Woche eingeweiht."

„Ohne Fries? Ohne Anstrich?"

„Das Geld vom Basar hat nicht für die Fertigstellung gereicht. Vielleicht verkleiden sie ihn nächstes Jahr."

Seit seinem Beginn vor fünf Jahren hatte die Kirche ihre nackte Fassade bewahrt. Das Rot der Ziegel war nur mit dicken Tropfen Zement und Pech besprenkelt. Claudia erinnerte sich jedoch an die innere Weiße der Krypta, wo ihre Mutter sie jeden ersten Januar hinführte, um die sterblichen Reste ihres Vaters zu besuchen. Von seinem Fehlen beklemmt, betete Claudia vor einem eingemauerten Körper um Vergebung für ihre Exzesse. Gequält von ihrem Kannibalismus in der Nacht, als ihre Mutter und die Verwandten den Leichnam ihres Vaters vom Zentralfriedhof exhumierten, fragte sie sich oft, ob er ohne einen Krümel Fleisch ins Paradies gelangen könne. Mit fünf Jahren war Claudia dem Trauerzug entlaufen, um fasziniert zu dem Raum zurückzukehren, der ihr den entfleischten Schädel ihres Erzeugers enthüllt hatte. Ein Zeitungsblatt, ausgebreitet wie ein feuchter, gallertiger Fleck, blieb damals als einziges Zeichen der Ausgrabung zurück. Claudia hockte sich hin und nahm, die Hand über die Oberfläche streckend, ein winziges Stück verfaultes Fleisch auf. Sie presste es mit kindlicher Neugier zwischen die Finger und, überzeugt, dass das verbotene Wissen um ihren Ursprung sich mit einem Stück Fleisch ausgleichen ließe, schluckte sie es hinunter.





„Technisch gesehen ist Farbe nur eine äußere Oberfläche", fügte Mario hinzu.

Claudia verzog apathisch den Mund.

„Und doch verschlingen Oberflächen, so wenig funktional sie sind, bis zu vierzig Prozent des Gesamtbudgets jeder Baustelle. Mein Vater hingegen berechnet dem Pfarrer kaum mehr als die Kosten des Rohmaterials."

„Meine Großmutter sagt, deine Familie sei reich geworden, indem sie Steuern umgangen hat."

„Lokaler Neid. Jetzt will uns die Regierung die Augen auskratzen. Die Konkurrenz ist härter. Es fehlt nicht an schlauen Händlern, die Drogengeld waschen – mit der Komplizenschaft der Regierung." Mario senkte die Augen ohne zu blinzeln. Eine schwarze Reihe wand sich über den Boden. „Blattschneiderameisen!"

Claudia wandte das Gesicht nach Westen und fragte sich, ob das Feuer vom Vortag sich ausgebreitet hatte oder nicht. Weder Presse noch Radio hatten sich dazu geäußert, und bis zum Abend hatte Claudia den Horizont über dem Hügel beobachtet, ohne Spuren von Rauch zu entdecken.

„Ich gehe besser, sonst verpasse ich den Müllwagen wieder", entschuldigte sich Claudia, ohne zu wagen, Mario nach dem Vorfall vom Vortag zu fragen.

Mario zog verächtlich den Hals ein.

„Es wäre dumm, sie hier zu lassen, damit jemand anders daraus Profit schlägt."

„Ich bitte Sie nicht, mich zu begleiten, Mario. Sie können sie einsammeln. Wenn Sie ihnen außer dem Kopf auch die Beine abschneiden, kauft Doña Carmenza sie Ihnen ab."

Mario zog das Leberstück aus der Plastiktüte und begann, während das Blut auf die Wiese tropfte, die Ameisen einzusammeln. Die Männchen ließ er beiseite und ging auf die Weibchen los, zwei bis drei Zentimeter lange Tiere. Mit den Fingern wie chirurgischen Pinzetten begann Mario,

ihnen mit Kneifen die Köpfe abzutrennen und sie noch zuckend in seine Tüte zu stopfen. Die Prozedur war jedoch mühsam. So entschloss er sich, sie lebendig und ganz in die Tüte zu stopfen. Claudia, wie gelähmt, verglich die Schulfeste, die auf Kosten eines einzigen geschlachteten Rindes gefeiert wurden, mit dem Massaker an so vielen Blattschneiderameisen – einem unaufhörlichen Verlust von Leben, der kaum als Vorspeise für einen einzelnen Esser dienen konnte.

„Besser, ich brate sie und verkaufe sie selbst auf dem Markt“, fügte Mario hinzu. „Sie sind harmlos! Man erkennt sie leicht an den ausgebreiteten Flügeln und dem dicken Hinterleib.“

Mario knurrte und hob zugleich die linke Hand. Eine Ameise zwickte in seine braune Haut. Claudia hockte sich hin und entfernte das Insekt, indem sie den Kopf vom Körper trennte. Mario leckte seine Wunde und konzentrierte sich, wieder gefasst, erneut auf das Einsammeln.

„Das ist das erwachsene Männchen“, sagte er keuchend, „auch es kann die Flügel ausbreiten.“

„Der Biss gehört zum Beruf, nicht wahr?“

„Wenigstens ist er nicht giftig.“

Claudia setzte ihren Weg fort, nachdem Mario sie von Kopf bis Fuß gemustert hatte. Als sie sich entfernte, fragte sie sich verärgert, ob sie nicht ein paar Ameisen für ihre Großmutter bestellen sollte; vielleicht würde sie sie so besänftigen, damit sie sie wegen der Verspätung nicht ausschimpfte.

Sie ging bis zu Doña Carmenzas Laden, neben dem sie den Müllsack auf einen Abfallcontainer warf. Beim Aufprall stob ein unerwarteter Schwarm Fliegen auseinander, die sich in einem Knäuel organisierten und das Grundstück des Ladens überfielen, um die aufgeschlitzten Körper von vier Schweinen, zehn Hühnern, sechs Truthähnen und einem halben Kalb in Besitz zu nehmen.





„Was glauben Sie eigentlich, was das hier ist? Eine Kloake?“, rief Doña Carmenza aus dem Laden, eine Frau mit schlaffem Fleisch und pausbäckigen Wangen.

Claudia erkannte hinter sich mehrere Nachbarinnen, Matronen mit vom langen Stillen ausgetrockneten Brüsten. Einige fächelten die Fliegen mit Fächern weg; andere standen, ohne ihre Würde zu verlieren, in einer Reihe und warteten darauf, bedient zu werden.

Claudia entschuldigte sich und sagte, der Müllwagen werde gleich kommen, nachdem er seinen Rundgang durchs Viertel San Luis beendet habe.

„Das weiß ich“, erwiderte Doña Carmenza. „Aber der Wagen ist schon durch.“

Claudia sah in der Ferne, wie Mario mit zwei Riesen stritt. Sobald Doña Carmenza ihr den Rücken zukehrte, kletterte Claudia auf den Container, nahm den Sack und ließ ihn auf dem gegenüberliegenden Gehweg fallen, nachdem sie die Straße überquert hatte. Sie lief ein kurzes Stück und, als sie zum Ameisennest zurückkehrte, erkannte sie die zornigen Gesichter von Franco und Orlando, zwei Mitgliedern einer der lokalen Banden: den „Lindos“.

„Und Sie, was wollen Sie?“, fragte Franco, ein Blonder mit entzündeten Augen.

„Sie ist Zeugin, dass ich dieses Ameisennest allein entdeckt habe!“, antwortete Mario wütend.

„Du hältst die Klappe, Pantera“, fügte Orlando drohend hinzu. „Gib uns die Ameisen, wenn du nicht willst, dass wir dich sofort zusammenschlagen.“

Franco packte Mario am Hemd, doch dieser wand sich mit der Geschicklichkeit eines Saltos los und drohte, die Tüte zu öffnen, sodass die Ameisen entkämen.

„Lassen Sie ihn in Ruhe, oder ich rufe die Polizei!“, schrie Claudia.

Orlando grinste verächtlich und, ohne sie zu beachten, stürzte er sich auf Mario.

„Warum suchst du dir keinen Streit mit jemandem in deiner Größe?“, fauchte Mario ihn an und setzte, die Lippen verächtlich kräuselnd, hinzu:

„Mandrill!“

Orlando erinnerte sich an die Grundschule, als ihn vor zehn Jahren die Lehrerinnen halbnackt unter die Krone eines Avocadobaums hievten, damit er gutturale Laute hervorbrachte und sich am Scheitel kratzte – unter dem Applaus und den obszönen Gesten seiner Mitschüler. Marios Beschimpfung bestätigte die Fortdauer seiner frühen Herabsetzung und die erneuerte Verachtung einer jungen Generation von Emporkömmlingen, die wenig oder nichts von seiner Vergangenheit wusste. Im Widerhall des Gelächters jener braunen Frauen, deren Sommersprossen die unauslöschlichen Zeichen eines Primaten trugen, trat Orlando Mario in den Bauch. Das Opfer rollte sich gekrümmt über den Boden. Bevor Franco ihm die Tüte entreißen konnte, riss Mario sie mit einem Ruck auf. Die Insekten entkamen und fanden Halt auf Orlandos Gesicht.

Franco sah hilflos zu, wie einige männliche Ameisen die Haut seines Kameraden zwickten. Vor Schmerz verzerrt, stieß Orlando gegen einen Strommast.

Claudia warf sich über Mario und wollte ihn mit ihren Armen vor der Wut seiner Peiniger schützen. Zu diesem Zeitpunkt entfernte sich Franco bereits, eingeschüchtert durch die gegen ihn gerichtete Ordnung der Natur, seinem Anführer hinterher.

„Du kannst dir schon mal deinen Grabstein kaufen, Pantera!“, rief Orlando mit abergläubischer Furcht.

„Das nächste Mal stecke ich euch die Ameisen in den Arsch!“, schrie Mario, bevor das Paar um die Ecke bog.

Auf dem Heimweg drängte Claudia darauf, bei der örtlichen Polizeiwache Anzeige gegen die beiden Bandenleute zu erstatten.

„Das ist Zeitverschwendung“, erklärte Mario entmutigt. „Feldwebel Forero ist ein Freund von Mandrill. Die beiden





treffen sich an den Wochenenden abends zum Kartenspiel. Manchmal hören sie sogar revolutionäre Musik und betrinken sich.“

„Dann gehen wir zu einer anderen Wache. Jetzt werden sie beide Rache wollen.“

„Ich werde auf mich aufpassen“, erwiderte Mario eingeschüchtert. „Die Corosos werden mich schützen, sobald sie von meiner Heldentat erfahren.“

Mario meinte die gefürchtetste Bande des Nachbarviertels, vor der selbst die Lindos Angst hatten. Beide Gruppen hatten sich vor Kurzem wegen der blinden Dalia geprügelt, einer stotternden Nymphe mit schwacher Auffassungsgabe, die, von Eltern und Nachbarn verachtet, die lüsterne Nähe müßiger Halbwüchsiger suchte. Bei der Rauferei hatten die Lindos die schlechtere Figur gemacht.

„Die Corosos sind auch keine gute Gesellschaft“, entgegnete Claudia. „Das ist verbittertes Gesindel. Sie wirken wie Halunken.“

„Sie wirken nicht so; sie sind es. Aber es gibt nichts zu fürchten. Sie operieren und rauben in den reichen Vierteln, wusstest du das nicht?“

Claudia hätte gern gefragt, ob die Gier, die ihre Raubzüge nährte, sich nicht eines Tages gegen sie selbst wenden würde; doch drängte es sie nach Hause zurück, und sie nickte, ohne ein Wort hinzuzufügen.

Zwei Wochen später erfuhr sie, dass die Corosos Mario ein Paar Sportschuhe gestohlen hatten.

„Das war der Preis, den sie für ihren Schutz verlangten“, erklärte Mario mit gesenktem Blick, ohne sich weiter auszulassen.

Von da an begegneten sie einander häufiger. Eines Tages schlug Doña Engracia, Claudias Großmutter, das Mädchen vor Mario mit einer Bambusrute, weil Claudia eines ihrer Kleider ausgebleicht hatte. Während die beiden sich unterhielten, hatte Claudia, ohne die auf ein Etikett in den Falten genähte Zeit zu beachten, das Kleid beinahe zwei

Stunden lang in einer Schüssel mit Bleichmittel eingeweicht. Dieser Vorfall führte Mario in Claudias häusliche Welt ein.

„Wenn ich diesen Bengel noch einmal hier herumstreunen sehe“, sagte Doña Engracia zu Claudia und deutete mit der Bambusrute auf Mario, „dann gehe ich direkt zu seinem Vater, damit der ihn windelweich prügelt. Ich bin zu alt, um noch bastarde Urenkel großzuziehen.“

Vaterlos hatte Claudias Mutter sie seit ihrer Kindheit der Großmutter überlassen. Unter dem Vorwand eines ererbten Strengesinns prügelte Doña Engracia Claudia jeden Montag. Die Gründe waren vielfältig: von einer „ungenauen“ Reinigung bis zu einem verspäteten Telefonauftrag. Wenn die Gründe ausgingen, kontrollierte Doña Engracia Claudias Schulhefte. Seit ihrer Kindheit war Claudias Schrift schief; und trotz der Hartnäckigkeit, mit der die Großmutter versuchte, ihr die Finger „gerade“ zu machen, zwangen die Hände Claudia zu einer ungleichmäßigen, verkrüppelten Schrift. Hatte Doña Engracia die krummen Züge einmal festgestellt, schlug sie Claudia und behauptete, eine schöne Handschrift erwerbe man mit Blut.

In Bogotá, Jahre später, nachdem Claudia einen Autounfall überlebt hatte, nahm die Ärztin des Militärkrankenhauses ihre Hände und betastete sie mit fachlicher Neugier.

„Ihre Finger sind atrophiert“, sagte sie. „Die Daumen wurden durch ein Trauma ausgerenkt, das Sie im Alter von drei oder vier Jahren erlitten haben müssen. Ich nehme an, Ihre Fähigkeiten fürs Malen oder für handwerkliche Arbeiten sind begrenzt.“

„Ich schreibe entstellte Wörter“, erwiderte Claudia gequält.

„Kein Grund zur Verzweiflung. Danken Sie Gott: Wenn auch grob, so haben sich Ihre Finger doch an die verschiedensten Arbeiten angepasst.“





Claudia wollte der Großmutter anrufen, um ihr den absurden Grund ihrer Prügel zu nennen: einen Rachedurst, der sich hinter blassen Rechtfertigungen versteckte. Doña Engracia lag senil in einem düsteren Zimmer. Von einer schlaffen, feigen Empfindung beherrscht, begriff Claudia, dass die Wahrheit ihre unglücklichen Montage der Pubertät auf keine Weise hätte heilen können.

Doña Engracias Verhalten war zugleich eine Warnung, die Beziehung zu Mario sofort abzubrechen. Daher verabredeten die beiden fortan heimliche Treffen in Claudias Haus am Samstagnachmittag. Von sechs bis neun Uhr ging Doña Engracia zum Kartenspiel mit ihren Freundinnen, angesehenen Mitgliedern der Wohltätigkeitsgruppe „Rosa Witwen“.

Die Heimlichkeit dieser Treffen führte zu einer beiläufigen, halb kindlichen Liebschaft. Sie brieten in der Küche eine reife Kochbanane und sprachen über den jüngsten Skandal an der örtlichen Schule, als die Corosos im Klassenzimmer von der Direktorin überrascht worden waren, wie sie einander ihre Geschlechtsteile zeigten. Claudia wollte die Messer abwaschen, doch Mario bestand darauf, sie zu schrubben. In dieser abgesprochenen Reiberei umarmten sie sich unbeholfen, und nach einigen scheuen Blicken küssten sie sich, als ahmten sie die Gesten der damals beliebten Filmstars nach. Ihre Münder pressten sich aneinander, ohne Speichel zu tauschen. Mit zwölf Jahren hielt Claudia außereheliche Sexualität für etwas, das zu Prostituierten und Ehebrechern gehörte. Während der Monate ihres kurzen „Noviazgo“ wagte keiner von beiden, über den Kontakt eines langen Kusses hinauszugehen.

An einem Samstag fand Mario die Haustür von Claudias Haus sperrangelweit offen. Von einem dröhnenden Schluchzen geleitet, durchquerte er das Wohnzimmer, nahm die Treppe im Sprung und überschritt die Schwelle des Flurs, bis er die Tür zu Claudias Zimmer aufstieß. Dort stand sie

nackt und verband eine Wunde an ihrem Oberschenkel, aus der Blut floss.

Mario betrachtete sie mit Ehrfurcht. Claudias Haut war vom Licht des Nachmittags übergossen, das ihr einen gleichmäßigen, goldenen Ton verlieh. Ihr schwarzes Haar fiel und streichelte ihren Rücken.

Zwei Grübchen zeichneten sich anmutig zwischen Oberkörper und Hüften ab. Der Spalt ihrer Gesäßbacken senkte sich, bis er die Haut verdunkelte und den Umriss ihrer Intimität neuen Blicken entzog. Mario spürte das wachsende Verlangen, sie zu umarmen, doch das Tropfen des Blutes auf die Fliesen hielt ihn zurück. Er hob den Blick und entdeckte Claudias Brüste, die sich schräg über ihrer Seite abzeichneten. Er wich einen Schritt zurück und fixierte die Haarwurzeln an ihrem Kopf.

„Mein Sportlehrer hat angerufen und gesagt, ich hätte absichtlich meinen Badeanzug ‚vergessen'", erklärte Claudia. „Ich sagte meiner Großmutter, es sei mir peinlich, meinen Mitschülerinnen die Pusteln an meinen Beinen zu zeigen. Aber sie schlug mich und brüllte: ‚So lernst du, was eine Pustel ist, du Drama-Queen!'"

Claudia suchte Mario aus dem Augenwinkel.

„Schämen Sie sich nicht", fügte sie hinzu.

„Weiß Ihre Mutter von diesen Misshandlungen?", fragte Mario zögernd.

„Meine Mutter will mich nicht sehen", stammelte Claudia. „Sie hat einen Herrn aus Bogotá geheiratet, zehn Jahre jünger als sie, und lebt mit drei Kindern, die ich nicht kenne."

Mario konzentrierte sich auf das Bild eines Mannes mit dichtem Schnurrbart, der drei Kinder in einem dunkelblauen Auto transportierte. Seine Verstörung löste sich; er ging zum Fenster, nahm ein weißes Hemd, das über einem Kleiderständer wehte, und legte es über Claudias Rücken. In dieser Haltung sah er ihre Brustwarzen, die ihn wie zwei klagende Augen anblickten.





„Mein Vater hat mich auch jahrelang geschlagen", sagte Mario und drehte sich langsam um sich selbst. „Aber jetzt hat er sich beruhigt. Vielleicht, seit sein Geschäft besser läuft."

Mario setzte sich aufs Bett, Claudia gegenüber. Die Wunde war kurz, aber tief; mehrere Kratzer umgaben sie. Eine Flasche Wasserstoffperoxid, eine durchsichtige Plastiktüte mit Watte und eine Schere lagen auf dem Boden. Mario bemerkte, ohne überrascht zu sein, dass das Blut noch nicht geronnen war.

„Wir müssen zum Gesundheitszentrum im Viertel San Martín."

Er meinte den Elendswinkel der Invasionssiedlung unter dem Viadukt. Claudia schüttelte den Kopf, seitwärts, und nahm die Flasche Wasserstoffperoxid zwischen die Finger. Sie verstopfte einen Teil der Öffnung mit dem Daumen und goss die Flüssigkeit in die Wunde. Unzählige kleine Bläschen stiegen aus dem Blut auf; die Wunde schwoll an, bekam einen galligen Glanz, bis sie rosig wirkte.

„Jeden Samstag betrinkt sie sich und, wenn sie nach Hause kommt, holt sie mich aus dem Bett, um mich zu schlagen", sagte Claudia, das Gesicht im Schmerz verkrampft. „Sie sagt, ich mache ihr nur Probleme und sei eine Faulenzerin, weil die Lehrer sich über mich beschweren; aber in der Schule bin ich gut. Ich habe die höchsten Noten."

„Diese Alte ist eine Perverse", murmelte Mario. „Ich werde beim Pater Méndez vorstellig. Der wird sie schon zurechtweisen."

Er meinte den Priester der Pfarrei im Viertel Diamante. Seine zarte Geliebte brauchte Trost, wie eine Verurteilte, die sich beruhigt, wenn man gegen ihre Peiniger wettert.

„Das wird sie nur noch mehr anstacheln."

„Besser als nichts. Seit wann behandelt Ihre Großmutter Sie so?", fragte Mario.

„Seit meine Mutter mich losgeworden ist", antwortete Claudia unsicher.

„Und die Wunde?“

„Schon zu.“

„Man sollte sie nähen. Wasserstoffperoxid hinterlässt wulstige Narben.“

„Es lohnt nicht, sich wegen einer Narbe mehr zu sorgen.“

Mario sah Claudias Geschlecht, das sich vor ihm öffnete in einem Trotz gegen die Unschuld. Seit einem Jahr masturbierte er beim Blättern in einem Pornomagazin, und die Verbindung der obszönen Gesichter der Modelle mit Claudias keuschem Ausdruck verwirrte ihn.

„Was mich betrifft“, begann er mit lässiger Gleichgültigkeit zu erzählen, „kann ich mich an meine erste Strafe erinnern, als wäre sie heute Morgen gewesen. Ich war noch ein Säugling, als mein Vater mich auf das Bügelbrett stellte, damit ich darauf herumging…“

„Wie kannst du dich an etwas erinnern, das so lange zurückliegt?“, fragte Claudia, während sie die Wunde mit einem Wattebausch schloss. Ihr Gesicht rötete sich, als ihr bewusst wurde, dass sie halb nackt war. Sie zog ein Kissen unter dem Schrank hervor und wickelte zwei Handtücher um die entblößten Stellen ihres Körpers.

„Es muss ein Samstagnachmittag gewesen sein, als meine Eltern aus der Kirche zurückkamen“, murmelte Mario und wandte den Blick ab, in einem späten Versuch, Claudias Scham zu respektieren. „Ich war vielleicht ein oder zwei Jahre alt und lernte gerade laufen. In der Küche stellte mich meine Mutter auf den Esstisch, und nachdem ich ein paar Schritte gemacht hatte, stürzte ich mich ins Leere…“

„Ich dachte, es sei dein Vater gewesen…“, unterbrach Claudia ihn.

„Alles zu seiner Zeit“, sagte Mario und machte mit den Händen eine ungeduldige Abwärtsbewegung. „Sie fing mich in der Luft auf, wie sie es gewohnt war, und ich bat sie mit Gesten, mich wieder auf den Tisch zu stellen. Sie tat es, und das Spiel wiederholte sich mehrmals. Ich nenne es Spiel, weil





mir das Gefühl gefiel, in der Luft zu sein und in ihre Arme zu fallen. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich sprang. Vielleicht wurde sie müde, oder vielleicht verlor mein Vater die Geduld mit meinen Kindereien; jedenfalls drohte er mir, als ich meine Mutter bat, das Spiel fortzusetzen:

‚Wenn du auf dem Tisch laufen willst, dann pass auf, dass du nicht fällst, denn deine Mutter wird dich nicht noch einmal auffangen.‘

Ich sah ihn fröhlich an und nickte, den Kopf nach unten neigend, obwohl ich die Bedeutung seiner Warnung nicht verstand. Wie hätte ich auch? Noch nie zuvor hatte mich jemand bedroht. Diesmal stellte er mich auf den Tisch. Ich drehte mich sofort, bis mir schwindlig wurde. Ich spürte den Fall und stürzte mich ins Leere.“

„Der Schwindel, war der absichtlich?“

„Ich glaube schon. Jetzt spreche ich von mir selbst, als wäre ich ein Fremder. Alles geschah aus kindlicher Laune heraus. Haben Sie beobachtet, wie Kinder sich selbst täuschen, wenn sie einen Wunsch durchsetzen wollen?“

„Oft täusche ich mich selbst während meiner Albträume.“

Mario nickte, ohne den Zusammenhang zwischen Claudias Albträumen und der Wut seines Vaters zu begreifen.

„Jedenfalls fing mich mein Vater, bevor ich den Boden erreichte, in der Luft ab. Ich lachte, aber seine Augen funkelten wie von Dämonen besessen, wie zwei Fackeln, die mich seitdem so oft bedrohen sollten. Beim ersten Schlag schrie ich und suchte meine Mutter, doch sie beschimpfte mich bereits mit Worten, an die ich mich nicht erinnere – nur an ihre zusammengezogenen Brauen.“

Das Schweigen zwischen ihnen ließ die Stimmen der Kinder hören, die auf dem Querpark zwischen den beiden Hauptavenuen spielten. Mario richtete den Blick auf die Fensterbank und suchte nach einer anderen Erinnerung, die

sie aus der Nostalgie retten könnte, in die sie versunken waren.

„Es gibt eine Zeit, in der man glaubt, man könne sich immer an jemanden wenden“, sagte er schließlich.

„Das sind Dinge, die man nicht vergessen kann“, sagte Claudia mit rauer Stimme. „Besser, wir planen, was wir heute Nachmittag tun.“

Mario stand auf, setzte ein gezwungenes Lächeln auf und trat ans Fenster. Draußen rollten schwere Wolken über den grauen Mantel des Himmels. Claudia betrachtete seinen sich wölbenden Nacken und seinen Rücken, der sich im Licht wie ein Fragezeichen krümmte. Sie wollte seinen Ratschlägen widersprechen und ihn an ihren Schoß ziehen. Doch der Abend dämmerte bereits schwach durch das Fenster.

„Du musst gehen. Meine Großmutter kommt bald zurück.“

Mario verabschiedete sich, ging in sein Zimmer zurück und schlief, unter seine Decke gekauert, ein, während er sich fragte, wie viele Male Claudia noch von ihrer Großmutter verwundet werden würde.

Später erfuhren beide, dass dieses Treffen den Nachbarn nicht entgangen war. Am Dienstag ging Doña Eufrosina zu Don Martinicos Haus, um anzukündigen, dass sie Mario einen Kessel kochenden Wassers über den Kopf gießen würde, sollte sie ihn noch einmal auf ihrem Grundstück herumschleichen sehen.

„Wenn meinem Sohn auch nur ein Kratzer passiert!“, hatte Don Martinico ihr entgegnet. „Dann weiß ich schon, wen ich ins psychiatrische Krankenhaus einweisen lasse.“

„Mit diesen Schwuchteln? Aber natürlich! Wissen Sie was: Jetzt, wo ich ihn kenne, macht mir Ihr Sohn keine Sorgen; ihm fehlt die nötige Männlichkeit, um eine Jungfrau zu umwerben. Den Titel ‚Mann‘ überlasse ich meinem Mann Cesório und all den Konservativen und Liberalen des Tausendtagekriegs.“





„Als alles noch mit Faust und Machete geregelt wurde! Deshalb haben wir Panama verloren!“

„Mit Ehre, alter Elender! Feiglinge Ihrer Sorte haben uns so zugrunde gerichtet, wie wir heute dastehen! Niemand hier – hören Sie? – niemand hat Ihre schändliche Desertion in Korea vergessen!“

„Glauben Sie wirklich, ich wäre so dumm, mein Leben zu opfern, damit die Gringos uns ein paar Bananen abkaufen?“

„Und obendrein ein Guerrillero? Ihre Mutter hat Sie nicht geboren – sie hat Sie ausgeschissen!“

Vom Lärm angelockt, versammelten sich einige Nachbarn vor der Tür der Familie Suárez. Doña Isabel, Marios Mutter, trat mit flammendem Blick aus dem Hausflur.

„Glückwunsch, Doña Eufrosina!“, rief sie und drängte sich an ihrem Mann vorbei. „Es ist höchste Zeit, dass Ihre Tochter ihre giftige Zunge zügelt, indem sie Sie in ein Altenheim steckt.“

„Zwingen Sie mich nicht, Sie zu blamieren, Doña Isabel!“

„Waren Sie es nicht, die mich vor drei Wochen anrief, um mir zu sagen, Sie hätten meinen Mann mit einer Dirne auf dem Weg zu den billigen Motels von Girón gesehen?“

„So war es! Sie selbst hat es mir gesagt!“, rief Doña Carmenza aus dem Hausflur.

Die Nachbarn murmelten angesichts von Doña Eufrosinas erstarrtem Blick.

„Dann wissen Sie, alte Klatschbase, dass diese ‚Prostituierte‘ seine Ehefrau war und dass ich ihn zurück ins Krankenhaus San Juan de Dios brachte!“

Zu Hause ließ Doña Eufrosina ihre Wut an Claudias Rücken aus. Im Dunkel ihres Zimmers beschloss Claudia, sich für eine Weile von Mario fernzuhalten.

Am folgenden Samstag ignorierte Claudia das wiederholte Klingeln an der Haustür. Am Montag zuckte sie nicht einmal, als Mario sie nach Schulschluss abfing.

„Was ist passiert?“, fragte Mario verwirrt.

„Meine Großmutter verbietet mir, dich zu sehen.“

„Ja, aber…“

Der Zweifel in Claudias Augen veranlasste Mario, weiter zu drängen.

„Lass uns zu Fuß gehen“, schlug er vor.

Claudia überlegte einen Moment. Sie müsste das Viadukt überqueren – etwas, das sie stets vermieden hatte. Unter Marios beharrlichem Blick nickte sie.

Sie gingen schweigend von der Puerta del Sol bis zum Viadukt. Dort blieb Mario stehen und fragte Claudia, während er tief hinunterblickte, wo sich ein Invasionsviertel abzeichnete, ob sie jemals an Selbstmord gedacht habe.

„Gott bewahre…“, antwortete Claudia nachdenklich. „Ich würde mich zur Hölle verdammen.“

„Und wenn es die Hölle nicht gibt?“

„Das kannst du mich nach meinem Tod fragen.“

Claudia nahm den stoßweisen Verkehr von Bussen, Lastwagen und Autos wahr – Blech auf Rädern, das hinter ihnen wie eine stampfende Herde wilder Tiere vorbeizog.

„Jede Woche springen zwei Menschen von hier. Nicht von der anderen Seite, denn dort würden sie auf dem Fußballfeld landen, wo Kinder, Müßiggänger und Arbeitslose – das heißt, die Arbeitslosen aus dem Invasionsviertel – spielen. Maximiliano, der Lotterieverkäufer, und Julia, Joaquinas Mutter, waren die ersten, die hinabflogen, eine Woche nach der Einweihung.“

Claudia meinte, die beiden Liebenden zu sehen, wie sie bäuchlings und schwerelos in die Tiefe stürzten, Hand in Hand. Beide wurden im Viertel mit Sympathie verehrt, sogar von ihrer Großmutter, die bei der hastigen Beerdigung zu sagen gewagt hatte, die beiden Sünder hätten sich geliebt.





„Sie wollten wohl in der Blutspalte der Zeitung landen“, entgegnete Claudia.

„Das sagt Doña Carmenza, und alle stimmen ihr zu, aber es muss andere Gründe geben. Julia hatte sie; sie war kaum fünfundzwanzig, als sie ihren sechzigjährigen Mann heiratete.“

Ein Geier durchquerte den Raum, von den Dächern der Papphäuser über die staubigen Straßen bis zur üppigen Vegetation rund um die Abwasserschlucht. Claudias Blick fiel mit ihm hinab unter den Himmel, der sich wolkenlos in tiefem Mittagsblau wölbte.

„Ich habe in der Zeitung gelesen, dass Bucaramanga die Stadt mit den meisten jugendlichen Selbstmorden im ganzen Land ist.“

„Ich habe nie daran gedacht, mir das Leben zu nehmen“, wiederholte Claudia.

Die Autos fuhren unaufhörlich einen Meter hinter ihnen vorbei. Die Enge des Gehwegs und die niedrige Brüstung, die sie vom Abgrund trennte, verursachten ihr Schwindel.

„Können wir gehen?“, fragte sie.

„Vor ein paar Jahren dachte ich, alle Kinder kämen ins Paradies; da dachte ich daran, mich umzubringen.“

„Kindereien“, sagte Claudia und spürte den ersten Anflug einer unheimlichen Faszination für die Tiefe. Sie erinnerte sich an die Worte ihrer Großmutter, die einst behauptet hatte, Bewegung existiere nicht; das Universum sei eine willkürliche Aneinanderreihung unbeweglicher Bilder, die die Sinne verknüpften und so eine vage Wirklichkeit erzeugten. Der Sturz eines Körpers, ein Albtraum oder ein stechender Schmerz seien bloße Eindrücke, bestimmt, von neuen Eindrücken abgelöst zu werden. Der Tod wäre demnach lediglich eine Unterbrechung der Tyrannei der Sinne, die Befreiung von der Sklaverei der Bewegung und die Möglichkeit, alle

persönlichen Erfahrungen in einem einzigen Augenblick zu durchleben.

„Deshalb lese ich sonntags bei der Liturgie gern in der Bibel“, sagte Mario. „Ich habe auch gelesen, dass die Maya gegenüber Selbstmördern nachsichtig waren; deshalb verschwanden sie vor der Ankunft der Spanier.“

„Das ist nicht vergleichbar. Du bist doch Katholik, oder?“, fragte Claudia und klammerte sich an ihren Überlebensinstinkt.

Mario antwortete nicht. Seine Augen versuchten nun, verloren, die Üppigkeit der Landschaft in der abfallenden Perspektive festzuhalten. Erdschollen, kurz vor dem Abrutschen, brachen die Horizontlinie und bildeten Mulden, die der Landschaft einen morbiden Mantel aus in den Staub eingelassenen Schädeln aufprägten, einer an den anderen gedrängt. Claudia setzte ihre zitternden Beine in Bewegung, erreichte den nächsten Damm und überquerte, fast außer Atem, etwa zweihundert Meter weiter die Brücke. Sie rannte einen schmalen Trampelpfad entlang, der ein verlassenes Grundstück durchzog, schluchzend, bereuend jenen Spaziergang mit Mario.

„Wenigstens“, sagte sie sich, „habe ich jetzt Gründe, ihn zu verlassen.“

Sie sah auf die Uhr: Sie hatte den Bus nicht genommen, und obwohl sie etwas Geld gespart hatte, würde ihre Großmutter sie wegen des späten Mittagessens tadeln.

Seit jenem Nachmittag wurden die Begegnungen der beiden Heranwachsenden seltener, und wenn der Zufall sie zusammenführte, waren sie kurz und distanziert. Mit der Zeit schrumpfte ihre Beziehung zu einem höflichen Gruß, auch wenn Claudia sich bei jedem Wiedersehen innerlich erschütterte. 1977 starb Claudias Mutter bei einem Terroranschlag in Bogotá. Claudia nahm mit ihrer Großmutter an der Beerdigung teil und lernte dort ihren Stiefvater Fernando kennen, der sie einlud, nach Bogotá zu ziehen und bei ihm zu leben. Nach anfänglicher, vorsichtiger





Ablehnung willigte Claudia schließlich ein – zum Erstaunen ihrer Verwandten.

Die letzte Nachricht von Mario erhielt sie aus der Presse. 1983 beschuldigte ihn das Militär, der ALIC (Allianz der bäuerlichen Befreiung) anzugehören. Einen Monat später wurde die Ehefrau eines Ministers in den Außenbezirken von Bogotá entführt. Eine Armeeeinheit verfolgte und stellte das Opfer und die vier Entführer. Laut dem im Fernsehen ausgestrahlten Bericht hatten die Entführer die Gattin des Politikers kaltblütig ermordet und sich danach, unter sowjetischen Parolen, jeder für sich das Leben genommen. Jahre nachdem dieser düstere Bericht niedergeschrieben worden war, blieb Marios Name in der Presse weiterhin verfemt.

## III. Brooklyn

Die Blässe des Nachmittags klammerte sich an Hügel von Röte, und ein livides Licht sickerte durch die Reihen der Autos, die den zusammengedrängten Raum der Straßen von Queens durchquerten. Mario und Claudia gingen langsam, ungerührt vom hastigen Schritt der Passanten.

„Schreibst du Gedichte über das Exil?“

„Ich schrieb. Ich war es leid, meinen Kümmernissen Lieder zu singen. Aber natürlich: Die Menschen geben sich Mühe, mit denen Mitleid zu haben, die Sonderbarkeiten erlitten haben. Es ist eine Art, die eigenen Miseren zu ertränken. Jetzt interessiert mich nur noch, mein Buch zu Ende zu bringen.“

„Worüber?“

„Erzählungen und Essays. Ich studiere seit einiger Zeit Theologie.“

Claudia erinnerte sich an Todds Ironien gegen jene philosophische Reliquie.

„Ich hätte nicht gedacht, dass ein Kommunist über Gott schreibt“ — sie hatte gehört, dass Studenten der Bibel und des Korans an metaphysischer Schizophrenie litten; nächtliche Gespräche mit den Abgesandten Gottes, die in moralisierenden Offenbarungen gipfelten.

„Ich schreibe über mich selbst“ — Mario zog ein himmelblaues Notizheft aus der Gesäßtasche seiner Hose —. „Ich wollte Zeugnis ablegen von meinen Jahren im Exil. Aber mit der Zeit, fast ohne es zu merken, zeichnete sich das Antlitz Gottes durch meine Schriften immer deutlicher ab. Auf den Seiten dieses Heftes skizziere ich meine unmittelbarsten Gedanken.“

Claudia schlug es auf und entdeckte einen mehrere Seiten langen Text mit dem Titel „Die Definition Gottes“.





„Was ist das? Eine Erzählung?“

„Ein Geheimnis, das das größte Geheimnis des Universums entschlüsselt“, verkündete Mario, die Schultern zuckend.

Claudia setzte sich neugierig auf den Rand einer niedrigen Mauer, gegenüber einer Kosmetikvitrine. Die Unbedeutsamkeit ihres Gegenübers wuchs im Maß seiner Ansprüche.

„Wenn Gott nicht mit einem Wort definiert würde“, las Claudia, „dann würde an jenem Nachmittag die Statue Thors die Wege der benachbarten Siedlungen durchschreiten, und das unbefleckte Blut der Christen würde das gefrorene Tal der Donau düngen.

Ulfilas krümmte den Rücken und ging durch das Lager. Die Feuchtigkeit zeichnete die hochmütigen Silhouetten der Krieger und der Knechte nach, die, die Hüften gebeugt, schweigend in die Hütten ihrer Herren hinein- und wieder herausglitten. Der Morgentau rann über die Blätter der Eichen und fiel auf einen durch den Schnee gehärteten Schlamm.

Als er eine Pfütze übersetzte, klammerten sich seine Hände an den ausgebleichten Mantel, der seinen Oberkörper umhüllte. An die Unbarmherzigkeit des Winters gewöhnt, wusch Ulfilas jede Nacht die Krusten, die der Schlamm auf seinem Gewand bildete. Jahre zuvor, bevor er Kappadokien nach der barbarischen Invasion der Ostgoten verlassen hatte, war sein Mantel noch rot gewesen, und der Glanz des Stoffes auf seinem Körper unter der kaiserlichen Sonne hatte die Bewunderung der jungen Soldaten geweckt. Die Pest und das Fehlen von Schneidern in den eisigen Gegenden Germaniens hatten ihn daran gewöhnt, zu denken, dass die Zeit den Sinn der Worte Gottes schmiedet, und dass die Eitelkeit seiner Jugendjahre eine heilsame Vorbereitung auf die Scham gewesen war. Hier, vom Menschengeschlecht vergessen, vollbrachte er ein Evangelisationswerk ohne Ruhm. Die mühsamen Jahre, die

dem Studium des Griechischen geweiht gewesen waren, hatten sich in der Rauheit einer Sprache verflüchtigt, die er teutonisch genannt hatte; und der knappe Stil Sophokles' und Aristoteles' war vor dem Prunk der jenseits der Alpen entstandenen Gedichte verschwunden.

Schwere Wolken unter der Sonne verdunkelten den Morgen. Er sah Baronius den gepflasterten Pfad in Richtung des Baches überqueren, zwei irdene Krüge tragend, einen unter jedem Arm. Ulfilas grüßte ihn, indem er den Kopf heftig neigte, und fragte, ob er ihn bei der Verrichtung seiner Dienste begleiten dürfe. Baronius nahm es gern an; Ulfilas war ein Missionar, und seine Gegenwart besänftigte die Demütigung der römischen Edlen, die wie Baronius nach der ersten Zerstörung Mantuas gefangen und versklavt worden waren.

„Wie steht es um die Erziehung des Herrn der Welt?", fragte Baronius keuchend und riss den Mund auf wie ein Hund.

„Das Buch der Offenbarungen des heiligen Johannes hat ihn beeindruckt, obwohl ihn die ersten Passagen langweilten. Er verlangt für diesen Nachmittag eine Antwort."

„Eine Definition Gottes?"

„Weniger rhetorisch als das ‚Ich bin, der ich bin' des Pentateuchs. Andernfalls müssen wir zwischen Apostasie und Martyrium wählen."

„Gott wird sorgen."

Sie durchschritten die Stadttore und drangen in die Dichte des Waldes ein. Eine Angst ruft die nächste, und Ulfilas durchlebte Kappadokien erneut, als sein Name von den Patriziern und den adeligen Familien verachtet worden war. Der Häresie beschuldigt, war er vom Bischof gedemütigt worden, der ihn gezwungen hatte, sich in den Katakomben unter den Kellern der Familie Saturnina zu verbergen. Sein Rückzug hatte zwei Jahre gedauert, bis zur Belagerung durch die Heerscharen Fritigernos, der die Stadt





unter der Bedingung rettete, dass man ihm einen Bibelübersetzer als Sklaven auslieferte. Octavia Saturnina hatte ihn rechtzeitig verraten, aus Furcht, ihre Töchter könnten vergewaltigt und als Dienstmägde an ausländische Kleinkönige verkauft werden. Entgegen ihren Befürchtungen empfing ihn das gotische Lager wie einen Apostel des Messias. Gedrängt vom geistlichen Hunger jener Krieger wurde Ulfilas besänftigt durch die Gesellschaft Silvias, einer jungen Sklavin, die ihm als Ehefrau angeboten wurde, und durch die materiellen Geschenke Fritigernos. Dann hatte er die ehrgeizige Aufgabe unternommen, die Bibel in die spröde Sprache der Teutonen zu übersetzen. Über mehrere Monate hinweg hatte er gotische Gesänge in Folianten gesammelt, die ihm dazu dienen sollten, die Stimmen, Zeiten, Modi, Deklinationen, Konjunktionen und Wörter einer neuen Grammatik zu verzeichnen. Fern von Rom hatte Ulfilas seinen Verstand bereits am Neuen Testament geschärft: Briefe und Evangelien, die er aus Furcht vor einem kirchlichen Gericht auswendig gelernt hatte.

Sie gelangten zu einem klaren Bachlauf, wo Baronius seine Krüge eintauchte. Auf dem Rückweg in die Stadt hörte Ulfilas, wie er erwartet hatte, erneut das Geschrei der Plebs: angekettete Elende, die von den Türmen der steinernen Mauern aus den Himmel um Schutz anflehten. Baronius erzählte ihm, dass er sechzehn Jahre zuvor einen Hofstaat von Sklaven gehabt habe, der ihn von den öffentlichen Bädern Caracallas bis zu den Feldern an der Via Iulia in Rom eskortierte, wo ein Tross von Knechten auf ihn wartete, um Wildschweine zu jagen. Nach der Eroberung durch Athanarich hatte sein Leben eine erniedrigende Wendung genommen, nur gedämpft durch die Vorschriften des Neuen Testaments und die kontemplativen Predigten seines Hirten.

Zu Beginn des Winters hatte Ulfilas eine Epistel des Bischofs Auxentius erhalten, der ihn wegen der gottlosen Auslassung der vier Bücher der Könige in seiner

teutonischen Bibel exkommunizierte — ein schlagender Beweis seiner Rückfälligkeit in die Todsünde der Trägheit. Ulfilas hatte jene anstößigen Passagen unterdrückt, in dem Bemühen, die Gewalt seiner Proselyten zu besänftigen. Ohne nach den Mitteln zu fragen, durch die der Bischof von Konstantinopel Kenntnis einer so fernen Sprache erlangt hatte, erwiderte Ulfilas, sein einziger Zweck sei es, den Kriegstrieb der Goten zu zähmen: Völker, geformt von den Schwankungen ihres wandernden Lebens, die kaum durch den Pentateuch und die Evangelien von der allgegenwärtigen Macht Gottes überzeugt wurden, der Meere spalten, die Bahn der Sonne anhalten und Aussätzige heilen könne.

„Die Knechtschaft ist das Leben, das Gott mir gegeben hat", sagte Baronius. „Die Mühen als Gastgeber in meiner Jugend und die Muße meines Erwachsenenlebens sind verwerflich und den verweichlichten Gebärden des römischen Lebens untergeordnet. Hier habe ich eine Familie, und über die Jahre habe ich mir den Respekt meines Herrn verdient, der mich zu seinen Jagden einlädt."

Ulfilas verabschiedete ihn, segnete ihn an den Toren der Stadt. Er frühstückte bescheiden in seiner Kammer — Milch mit Honig und Brot mit Trockenfrüchten —, bevor er an seinen Arbeitsplatz zurückkehrte, wo Hunerich unermüdlich die Seiten des Buches Hiob abschrieb.

Er stellte fest, dass sein Puls ruhig war; er vertraute darauf, dass Gott sie auf guten Boden führen würde. Seine Schreiben an den Kaiser Valens waren dringlich; darin schilderte er die inneren Kriege zwischen Fritigerno und Athanarich. Seine missionarische Arbeit hatte nach zehn Jahren Früchte getragen, doch die Gebote Jesu Christi hatten die Wut seiner Gläubigen nur für eine Zeit gedämpft; nun wurde sie durch eine innere Gewalt erneut angefacht. Schwerter waren knapp, und der Ackerbau hatte sich entlang Norditaliens ausgebreitet — Felder, auf denen Rechner dreißigtausend Diakone und fünftausend Mönche unter





seiner Jurisdiktion zählten; Knechte, Frauen und Kinder ausgeschlossen.

Die lebendige Schilderung seiner geistlichen Eroberungen hatte ihm die Bewunderung des Kaisers eingetragen, der, die Anathemata des Bischofs von Konstantinopel missachtend, ihm Geschenke sandte und ihn einlud, die dichten Hänge der messianischen Berge zu besiedeln.

Nach mehreren Scharmützeln hatten sich Athanarichs Heerscharen der Festungen und strategischen Stellungen der Goten bemächtigt. Fritigerno war nach seiner Niederlage auf den Ebenen von Placentia gepfählt worden, und eine lange Liste von Märtyrern wurde von seinem Sekretär sorgfältig in goldene Folianten übertragen. Athanarich kannte keine Milde, doch die Gelehrsamkeit Ulfilas', dem sein Volk die Kunst der Schrift verdankte, hatte sein Opfer hinausgeschoben. Nachdem er ein Fasten von vierzig Tagen vollendet hatte, hatte Ulfilas, halbnackt, ihn angefleht, ihm und den Mitgliedern seiner Kirche zu gestatten, bis an die Grenzen des griechischen Reiches auszuwandern. Athanarich hatte sich mit seinen Priestern zurückgezogen, die ihre Antwort hinauszögerten, bis Athanarich, angestachelt von Reccared, dem obersten Priester Thors, beschlossen hatte, Ulfilas mit einem Rätsel herauszufordern.

„Wer ist Gott?", hatte er ihn gefragt. „Wenn die Antwort klar ist, wird Thor ihm freien Durchlass bis an die Grenzen des Kaisers Valens gewähren."

In seinem Arbeitszimmer betrachtete Ulfilas die griechischen Buchstaben, die einander auf dem Papier folgten und zwischen den Zeilen Figuren bildeten, so geheimnisvoll wie die Silhouetten der Wolken: θ, ψ, θ, ψ, θ, ψ, θ, ψ, θ, ψ…

An jenem Nachmittag ordnete Ulfilas auf dem Boden beschriftete Steine zum griechischen Namen Thors: Θοσ, und stellte ihm seine Runenschrift Ψοσ sowie andere, zufällig gewählte Zeichen gegenüber. Als er die Vokale und

Konsonanten neu ordnete, erschien das Wort δολοσ zu Füßen Athanarichs eingeschrieben, der kaum blinzelte, als Ulfilas seine Bedeutung übersetzte: Sklave. Die verbleibenden Konsonanten ließen einen im Griechischen verständlichen Laut erkennen, den Athanarich und die Priester jedoch als jene teutonische Stimme auffassten, die Tapferkeit dem Schrecken unterordnet, in Sanftmut zu fallen. Ulfilas zog eine Linie um alle Steine und enthüllte eine keilförmige Figur, die sich in sich selbst fügte. Entfernte er die Konsonanten und zeichnete die Kontur erneut nach, schrumpfte die Figur auf die Hälfte ihrer ursprünglichen Ausdehnung.

„Alle Formen enden in sich selbst“, sagte Ulfilas. „Heute hat sich die Form Gottes über der Statue Thors geschlossen und die Thors über dem Namen Gottes. Die Linie deiner Herrlichkeit und deines Gottes kann sich nur durch unser Exil verlängern oder durch unseren Tod verkürzen.“

Ulfilas ging über den Staub, und Athanarich stieß ein Stöhnen aus. Auf dem Sand hatten alle Wörter, Linien und Fußspuren ein Gesicht gezeichnet: das Athanarichs.

Die Priester Thors gaben verwirrt vor seiner Antwort nach, und eine vielköpfige Migration verließ die italienischen Ebenen, um sich in den fruchtbaren Feldern der skythischen Prärien niederzulassen. In weniger als zwei Generationen war das gotische Geschlecht, herangewachsen an Ulfilas’ Bibel, zum Christentum bekehrt, und die hölzernen Bildnisse Thors wurden verbrannt, zerstört oder von den neuen Proselyten Christi aufgegeben.

Die Historiker schreiben, Ulfilas habe dem wankelmütigen Gemüt Athanarichs einen günstigen Aberglauben eingepflanzt. Plausibler — und nicht minder lobenswert — ist die Hypothese, dass der Vergleich zwischen dem Leben eines Sklaven, der seine Unterwerfung annimmt und an seiner prosperierenden Vergangenheit verzweifelt, und einer launenhaften Figur, die in den Sand





gezeichnet ist — das heißt: auf die Seite eines von Worten schief gezogenen Buches — Athanarich und den Priestern Thors die Biegsamkeit Gottes enthüllte, der sich den egoistischsten Launen der Könige anzupassen vermag, um seine Gläubigen zu schützen.

Die Evangelien fügen die scheinbar zufälligen oder widersprüchlichen Handlungen Christi an einem bestimmten Tag zu einer Einheit. Ulfilas, sein Jünger kraft theologischer Weihe, erwog gleichermaßen die göttliche Variabilität, die sich ohne logische Beklemmung den Behauptungen und Widersprüchen der Menschen, der Religionen und der Tage anpasst.“

Claudia sah ihren Gesprächspartner skeptisch an.

„Ich glaube, bevor wir über die Existenz oder Nichtexistenz Gottes diskutieren“, warf Mario ein, „müssen wir ihn definieren.“

„Der Stil ist verschlungen, aber die Geschichte, so interessant sie ist, bleibt didaktisch. Willst du sagen, Gott sei, was immer wir wollen, dass er ist?“

Mario nickte, zwang den Kopf nach unten und hob ihn mit Bedacht wieder an.

„Alle Schriften sind didaktisch. Die meisten wiederholen, was wir schon wissen… Vielleicht fehlt es ihr an Subtilität.“

Claudia fand einen losen Satz auf den ersten Seiten des Heftes: „Unsere Sensibilität lobt die Vollkommenheit der Natur, während wir Katzen dulden, die in unserem Garten Vögelchen aufschlitzen.“

„New York ist voller verwilderter Katzen“, entgegnete sie und gab Mario das Heft zurück. „Ich würde gern einige von ihnen einsammeln und in ein Haus mit Garten bringen. Was rede ich da? Eine bloße gute Absicht.“

„Wo wohnst du?“

„In einer winzigen Kammer. Du kannst es dir vorstellen: in einem Haus, das in mehrere Wohnungen aufgeteilt ist.“

„Das ist schade."

„Für die Katzen, nicht für mich", Claudia zögerte. „Ich liebe es, meine Zeit mit den Nachbarn zu teilen."

„Du klingst nicht sehr überzeugt."

„Oh!", Claudia entschuldigte sich mit einem Lächeln. „In diesen Tagen habe ich Probleme mit meiner Mitbewohnerin; nichts Ernstes."

„Siehst du", nickte Mario und vermied es, sich in die Einzelheiten von Claudias häuslichem Leben einweihen zu lassen. „Die Regierung umzäunt die Prärien, während wir uns in den Straßen zusammenpferchen. Jeder sollte als Eigentümer seines eigenen Hofes geboren werden."

„Das Privateigentum ist in diesem Land heilig, Mario."

„Überall. Aber sag mir, ganz ehrlich: Ist der Mensch nicht heiliger?"

„Der zahlungsfähige Mensch", zischte sie. „Wie dem auch sei: Das Land langweilt; die Stadt ist populärer."

Mario ließ den Blick zur Straße schweifen. Dutzende Menschen überquerten den Bürgersteig in drängender Geschwindigkeit.

„Die Menschen suchen die Gesellschaft der anderen, um sie zu verachten", sagte Mario. „Ein therapeutischer Verachtungsakt, versteht sich; es geht darum, die Intoleranz zu harmonisieren."

Mario erzählte von den letzten Jahren des Grafen Tolstoi, eines Anachoreten, der von seinem Dorf aus die Zivilisation verurteilte.

„Du solltest dich den Umweltschützern anschließen", stieß Claudia hervor. „Sie suchen Harmonie zwischen Mensch und Natur."

„Sie würden mich nicht aufnehmen; Religiose ohne Glaubensbekenntnis, Jünger des portugiesischen Pantheisten Spinoza."

„Es ist Zeit, dass du aufhörst, so viele Seelen aus dem Fegefeuer zu zitieren. Die Umweltschützer organisieren





Reisen an primitive Orte, ohne Strom. Die Natur ist weise, sie ist unsere Mutter, Pachamama."

„Das ist ein Paradox, das man wiederkäuen muss. Wenn die Natur ein unsichtbares Wesen ist, jenseits von Steinen, Pflanzen und Tieren, dann musst du zugeben, dass ihre Erfindung nichts als ein vager und bequemer Versuch ist, die Vorsehung zu usurpieren."

„Vielleicht ist das die wahre Vorsehung!", Claudia lächelte, während sie an die liturgischen Feiern der Schulen von Bucaramanga dachte, in denen Mario als Mitglied eines Knabenchors hervorstach. „Bist du praktizierend?"

„Ich bin es nicht, so wenig wie ich Atheist bin."

„Und was heißt das?"

„Ich habe mich mit der religiösen Trägheit angesteckt, die das Fernsehen verbreitet. Wie die große Mehrheit akzeptiere ich die Kindlichkeit der Wünsche."

„Ich glaube nicht, dass Wünsche kindlich sind; Wünsche sind angenehm."

„Das hängt von der Art der Wünsche ab. Ich meine die Gier nach neuen Autos, jungen Frauen, Landhäusern, alten Weinen und der ganzen Paraphernalie, ohne die das Leben absolut ruhiger wäre."

Claudia bemerkte, dass Mario in seinen Exiljahren eine Art bitteren Humor entwickelt hatte. Sie fragte sich, welche Exzesse sich hinter seiner Miene ansammelten. Sie enthielt sich, ihn zu fragen, wie viel Blut vor seiner Abreise aus Kolumbien durch seine Hände geflossen war.

„Ich bin auch nicht", fügte Mario hinzu, „Kommunist, Macho, modern, anal, positivistisch, scholastisch, reaktionär, postmodern, manieriert, revolutionär, heterodox, zynisch, kritisch oder Hirte. Ich ziehe es vor, bis zur Hüfte im Schlamm zu versinken, wie ein Schwein."

„Du steckst in einer Identitätskrise. Du könntest in einen buddhistischen Tempel gehen; die sind in Mode."

Mario spürte einen Krampf entlang seiner Wirbelsäule. Diese Fachbegriffe beunruhigten ihn. Sie übten eine höchste

Macht über jedes Gespräch aus. Jeder Versuch gegen den Begriff der Identität würde sich gegen ihn wenden.

„Ich habe mich nie von der Kirche entfernt, die mir meine Eltern gegeben haben“, erklärte er. „Dass man nach der Messe nicht mit den Priestern und ihresgleichen plaudert, ist etwas anderes.“

„Gehst du zur Messe?“

„Von Zeit zu Zeit.“

„Dann bist du praktizierend.“ Claudia seufzte tief, stand auf und nahm ihren Weg wieder im Takt der Passanten auf. „Wenn wir länger als zehn Minuten an einem Ort bleiben, kann die Polizei uns belästigen.“

„Sehen wir nicht aus wie Touristen?“, witzelte Mario. „Du beeilst dich, mich zu katalogisieren, und vergisst, dass das Leben selbst ein buntes Sammelsurium ist und dass eine Seite, die du entschlüsselst oder zu entschlüsseln glaubst, dir niemals das Buch offenbaren wird.“

Claudia verschränkte die Hände über ihrem Gesäß und betrachtete Mario mit Gleichgültigkeit.

„Einmal“, fuhr Mario fort, „besuchte ich einen Vortrag, in dem ein Physiker sich verbiss, uns zu erklären, das Leben sei nach einer expansiven Explosion entstanden, die verschiedene chemische Reaktionen zwischen den toten Gasen der Sterne ausgelöst habe. Er fügte hinzu, diese Widerlegung eines Schöpferwesens — ob islamisch, jüdisch oder christlich — habe ihn mit dem modernen Atheismus versöhnt. Ich fragte ihn dann, ob er Rechenschaft ablegen könne über den Ursprung des ersten Sterns oder Atoms, die Essenz des Urknalls. Der Mann verstummte; doch unter dem Druck des Auditoriums forderte er mich heraus, den Vortrag an seiner Stelle fortzusetzen.“

„Hast du gekniffen?“

„Mein kümmerliches Englisch hat mich eingeschüchtert.“





„Wie auch immer: Du hättest dich lächerlich gemacht, wenn du versucht hättest, ein Publikum von Wissenschaftlern zu überzeugen.“

„Sie wollten Gott ersetzen; sie machen ihn sich zu eigen, beherrschen ihn, zähmen ihn. Und dennoch bleibt die göttliche Gegenwart. Lass uns nicht mehr über jenen Kongress sprechen. Die Leute haben mich unterschätzt.“

„Ich würde gern, dass du mehrere meiner atheistischen Freunde kennenlernst. Ich hoffe, du verachtest sie nicht.“

„Sie zu verachten wäre atheistisch.“

„Atheistisch?“

„Ich sehe Gott in jeder Person, die mir auf meinem Weg begegnet, mit guten oder schlechten Absichten.“

Claudia lächelte verächtlich, gegen ihren eigenen Willen.

„Erzähl mir von deiner Entführung.“

„Es gibt nicht viel zu erzählen“, sagte Mario mit unsicheren Kadenzen. „Mein Tod war eine Farce, die sie nicht korrigieren wollten. Zuerst schickten sie mich nach Schweden, wo die kolumbianische Gemeinschaft jeden Aufständischen aufnimmt. Das ist leicht zu verstehen; Europa ist ein entvölkerter Kontinent. Die nordischen Frauen wollen die Wehen nicht mehr als zweimal ertragen.“

„Du bist ein Macho“, unterbrach Claudia ihn und wiederholte eine von Helenas Lieblingsformeln.

„Dort gibt es zu viele Menschen, die ein ruhiges Leben genießen; eine wahre Hölle für den, der nicht gelitten hat. Eben deshalb hätte ich gern in Schweden bleiben wollen. Aber sobald sie ahnten, dass die Entführungsgeschichte eine Laune bürgerlicher Studenten gewesen war, verlor ich meine Arbeit und musste mich wieder an die Regierung wenden. Jetzt nennen sie mich Ernesto Suárez.“

„Du hättest dir einen originelleren Namen aussuchen können“, bemerkte Claudia, auf jedes von Marios entlastenden Worten konzentriert. Sie hielt ihrem eigenen Vergangenen stand und begriff, dass es bereits zu spät war, ihn zu verurteilen; sie befanden sich in einer anderen Zeit

und sprachen über eine Küste, die am Bürgerkrieg Kolumbiens desinteressiert war.

„Jemand hat mich angezeigt. Aber es lohnt sich nicht, daran zu rühren. Ich bin nicht daran interessiert, irgendwen anzuklagen."

Claudia betrachtete seinen Bart, durch den sie dieselben feinen, gleichmäßig olivfarbenen Züge von vor so vielen Jahren wiederfand.

„Du bist von den Toten zurückgekehrt. So lange habe ich dich nicht gesehen, und dennoch ist dein Bild so frisch. Lass mich dich auf einen Drink einladen."

Sie verabredeten, in ein kolumbianisches Restaurant zu gehen. Claudia hielt mit einer herrischen Geste ein Taxi an. Sie nahmen den Roosevelt Boulevard und stiegen neben einem ethnischen Restaurant aus. Claudia bezahlte den Fahrer, etwas verdrießlich, und fragte sich, ob Mario womöglich als illegaler Einwanderer in die Vereinigten Staaten gelangt war.

„Wie bist du bei den Maoisten gelandet?", fragte Claudia, nachdem Mario einen Teller Rinderzunge mit Linsen verschlungen hatte.

„Am besten reden wir nicht darüber. Es ist vertraulich, und man weiß nie, was morgen sein wird."

Claudia warf einen verärgerten Blick auf die Straße.

„Ich verstehe. Aber am Ende: Dein Leben also — was ist es jetzt?"

„Eine Farce."

„Das ist nur so gesagt."

„Wir alle spielen eine Farce; einige werden entlarvt, andere nicht."

Claudia fixierte seine Augen. Mario lächelte mit geschlossenem Mund und zog die Mundwinkel straff bis zur Kontur seines Kiefers, ehe er hinzufügte:

„Verzeih mir, wenn ich dir etwas grob vorkomme; ich bin vorsichtig. Ich kenne dich seit so langer Zeit; aber ich kann niemandem vertrauen, der aus eigenem Willen in die





Vereinigten Staaten gekommen ist. Ich bin gegen meinen eigenen Willen verbannt worden. Glaub mir: Es macht mich verzweifelt, so zu leben, wie ich lebe — auf der Hut vor der Polizei, im Untergrund, um Almosen in der U-Bahn bittend."

„Du hast den Menschen immer misstraut", sagte Claudia in einem zweideutigen Ton, in dem ihre Zweifel mitschwingen. „Hast du versucht, mit dem kolumbianischen Konsulat zu sprechen?"

Mario räusperte sich gereizt angesichts der Unsicherheit, missverstanden zu werden.

„Die Regierung hätte mich nicht besser behandeln können. Ich hätte niemals die Tochter des Ministers kennenlernen dürfen; sie hasste ihren Vater. Ich frage mich noch immer, ob er es war, der sie verschwinden ließ."

„Gefällt dir New York?", fragte Claudia, verärgert über Marios Hartnäckigkeit, zu einem Gespräch zurückzukehren, das er selbst vermeiden wollte. Zugleich hatte sie das Gefühl, das Privileg zu besitzen, das intime Leben ihres Kindheitskollegen zu kennen. Ihr zufälliges Treffen in einer New Yorker U-Bahn musste irgendeinen Sinn haben: ein Blickwechsel, das Aufleuchten eines gegenseitigen Begehrens. Sie wagte es jedoch nicht, sich beide in der Nacht ineinander verschlungen auszumalen. Auf seinem Stuhl sitzend, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, zeichnete Mario eine aggressive Figur. Seine Größe war weder groß noch klein, doch die Art, wie er den Hals leicht schloss, gab ihm etwas Aristokratisches. Seine Augen mit den langen Lidern schienen schwer auf jedem Objekt zu ruhen, das er betrachtete.

„Es ist eine berühmte Stadt", antwortete Mario, nachdem er an seiner Tasse Kaffee genippt hatte. „Stockholm war ein angenehmer Ort zum Leben, aber im Winter zu dunkel. Die Menschen verzweifeln dort bis zum Sterben. Das ist keine Hyperbel. Ich vermisse das Klima von

Bucaramanga, weißt du? Ich habe gelesen, dass unsere Stadt eine der angenehmsten Temperaturen der Welt hat."

„Du hast zu viel gelesen", widersprach Claudia und zwinkerte mit dem linken Auge. „Nachts bin ich in der Feuchtigkeit erstickt."

„Wir wohnten neben einem Bach. Ich spreche vom Klima im Allgemeinen. Du kannst es in der öffentlichen Bibliothek nachlesen, in der Reiseabteilung."

Claudia fragte sich, wie lange Mario wohl schon in New York lebte. Sie war versucht, aber sie wagte nicht, ihn auf Englisch anzusprechen.

„Hast du die Reiseführer nicht gesehen, die die Engländer drucken?"

Claudia verneinte stumm mit einer Geste.

„In Brooklyn fragte mich ein Grundschüler, was mich an diesem Land am meisten erstaune. Damals war ich für zwanzig Dollar angeheuert worden, um einen Vortrag über Kolumbien zu halten. Das war letzten Winter, im anthropologischen Museum der Universität D. Du kannst dir vorstellen, was für Albernheiten ich darstellen musste: eine Ruana anziehen, Bambuco tanzen und Arepas kochen. Sie behandelten mich wie eine Kuriosität; diese Anthropologen studieren uns, als wären wir eine aussterbende Gorillagruppe. Sollen sie doch. Jedenfalls erwartete der Junge eine offensichtliche Antwort von mir; so etwas wie: Die Vereinigten Staaten seien wunderbar wegen der Ampeln, der Gefängnisse oder des Speiseeises."

„Was hast du geantwortet?"

„Die Bibliotheken."

Claudia lachte einen Moment.

„Man kann sich jedes Buch, das man will, für drei Monate nach Hause ausleihen."

„Und in Kolumbien geht das nicht?"

„Es… ist kompliziert", antwortete Mario etwas enttäuscht, als er feststellte, dass Claudias kulturelle Defizite dieselben waren wie die der Studenten im





Anthropologiemuseum. „Dennoch gab der Bengel nicht auf und fragte mich, ob das daran liege, dass die Leute in Kolumbien die Bibliotheksbücher stehlen."

„Es gibt eben auch ungezogene Leute."

„Man bezahlte mich dafür, ihn zu erziehen", entgegnete Mario, vertieft in die Einzelheiten seiner Arbeit.

Beide hörten die Schreie einer Frau, die auf Spanisch ihre Fähigkeit ankündigte, die Zukunft vorherzusagen.

„Willst du, dass man uns aus der Hand liest?", fragte Mario.

„Zeitverschwendung."

„Von allen möglichen Lügen", gab Mario verletzt zurück, „ist die einzige angenehme die über unsere Zukunft."

Claudia schüttelte missmutig den Kopf. Sie fragte sich, wie Mario seine kommunistische Erziehung mit solchen Aberglauben vereinbaren konnte.

Sie bestellte die Rechnung und war erleichtert, als sie sah, dass Mario den Betrag seines Mittagessens bezahlte. Draußen sprach Claudia über ihre Beschäftigungen und ihre knappe Zeit. Als Mario bemerkte, dass es auf seiner Uhr schon fast sieben war, stellte er mehrere Fragen, wie sie zu einem ersten Wiedersehen passen. Sie verabschiedeten sich mit einem Kuss auf die Wangen, nachdem sie Adressen und Telefonnummern ausgetauscht hatten. Der Ton ihrer Stimmen wurde monoton, wie es geschieht, wenn zwei Menschen versprechen, sich wiederzusehen, aus bloßer Höflichkeit.

„Vielleicht könnten wir uns bei einer anderen Gelegenheit wieder in diesem Restaurant treffen", schlug Mario vor.

Claudia nickte. Mario betrachtete ihre ungelenke Silhouette und das lange Haar, das wellig über einen leicht gebeugten Rücken hinabfiel.

Er kehrte zur U-Bahn-Station zurück und arbeitete bis zwölf, indem er Boleros von unerwiderter Liebe sang; an der

Station an der Jamaica Avenue musste er aussteigen, um einer angekündigten Begegnung mit einem Polizisten aus dem Weg zu gehen.

Zurück in Brooklyn traf er Eduardo, der seinen Wagen vor einem Tabakladen anhielt.

„Kommst du zur Party?“, rief er ihm vom Steuer aus zu. „Heute ist neue Ware aus Argentinien und Brasilien angekommen.“

Mario nickte mit einer absichtlich übertriebenen Geste. Er umrundete den Wagen mit großen Schritten und stieg, das linke Bein voran, in die Kabine. Er ließ sich in einen von den Jahren abgewetzten und hier und da von schlecht ausgedrückten Zigarettenstummeln durchlöcherten Sessel fallen.

„Wie geht’s der Japanerin?“

Eduardo lachte mit kalkuliertem Getöse. Beim letzten Besuch Marios hatte er mit ihr im Wohnzimmer kopuliert, während die übrigen Gäste auf der Terrasse ein Spiel organisierten und unanständig heulten, damit die Nachbarn ihre Dreistigkeit bemerkten.

„Sie ist heute Morgen gegangen“, antwortete er gelassen. „Wir haben die ganze Nacht zusammengepasst, und wir versprachen, uns zu schreiben, uns in Quito oder in Tokio wiederzusehen; alles mögliche an Schwindel, um den Abschied weniger unerquicklich zu machen.“

„Und jetzt, hast du schon jemanden im Kopf?“

„Da ist eine Avantgardistin, die schon die amerikanische Aufenthaltsgenehmigung hat. Sie raubt mir den Schlaf.“

„Die, die in der Kantine einer Schule arbeitet?“

„Genau die. Mónica. Ist sie nicht schlank?“

Mario nickte und schüttelte im Sessel kameradschaftlich den Körper.

„Erzähl mir von den Brasilianerinnen.“





Seine Studienkollegen beschrieben sie, indem sie sie mit anderen Dingen verglichen, denen Mario vor Monaten begegnet war.

Damals arbeitete Eduardo als Wachmann an der Universität von New York, wo er zugleich ein Studium der Betriebswirtschaft absolvierte. Vierundzwanzig Jahre zuvor waren seine Eltern aus Ecuador nach Miami in den Urlaub gereist. Zwei Tage nachdem sie den Flughafen passiert hatten, brachte seine Mutter ihn im Notfallraum des städtischen Krankenhauses zur Welt. Zurück in Quito erzog sie ihn in der Gewissheit, ihn eines Tages in die Vereinigten Staaten zurückzuschicken, damit er dort seine Privilegien als nordamerikanischer Staatsbürger einfordere. Mit der Zeit machten sich seine Schulkameraden über diese Ansprüche lustig. Eduardo verteidigte sie mit Inbrunst, bis ihn eines Nachmittags ein Angeber davon überzeugte, dass sich die amerikanischen Gesetze mit dem Amtsantritt des Komödianten Ronald Reagan geändert hätten und dass ihm, da er nie in jenes Land gereist sei, seine Vorrechte aberkannt würden.

Von da an sprach Eduardo von den Vereinigten Staaten zunächst mit Vorsicht, dann mit Vorbehalt und schließlich mit Spott. Die Spannungen mit der benachbarten Regierung Perus hatten ihn mit dem nationalistischen Fieber von 1979 angesteckt, und die Bilder der Zwillingstürme, der Freiheitsstatue und der Insel Hawaii wurden von den gesättigten Farben des Wolkenkratzers der Nationalbank, der Statue des Marschalls Sucre und der Galápagos-Inseln überlagert.

Eine vielversprechende Laufbahn bei der Marine — einer Institution, in der Eduardo ausgezeichnet worden war, weil er ein Schiff denunziert hatte, das entlang des Humboldtstroms im Pazifik Drogen transportierte — wurde an einem Nachmittag jäh unterbrochen, als ein Kapitän ihn dabei ertappte, wie er seiner Frau in einer Kajüte die Brüste leckte. Seine Entlassung aus der Marine warf ihn

auf die prüden Straßen Quitos, wo er einige Monate umherstreifte, bis er den Mut fasste, seine Papiere zu ordnen. Er beantragte und erhielt seinen US-amerikanischen Pass.

Seine Eltern, besorgt über die instabile wirtschaftliche Lage Ecuadors und angetrieben von der wachsenden Zahl von Migranten, die nach dem siegreichen Schlagabtausch der Vereinigten Staaten gegen den Irak dorthin reisten, verpfändeten ihren Schmuck, bis sie das Geld für ein One-Way-Ticket nach New York zusammenhatten. Ohne mehr als ein gutes Dutzend englischer Sätze zu beherrschen, streifte Eduardo durch Manhattan und bot sich als Arbeitskraft an:

„Any vacancy?"

Ein kubanischer Händler stellte ihn ein, um die Toiletten eines Gebäudes an der Wall Street zu reinigen; diese Arbeit verrichtete er vier Monate lang — eine Zeit, in der er das Englisch lernte, das nötig war, um sich in der U-Bahn zu bewegen und die Lebensmittel zum Überleben zu kaufen.

Nach und nach lernte er lateinamerikanische Migranten kennen, darunter Ricardo, der ihm half, ein Zimmer in einer heruntergekommenen Straße Brooklyns zu mieten, und Bernardo, der anbot, ihn zu einem Markt für alte Ersatzteile zu begleiten, damit er sich ein Auto zulege. Mit den Monaten merkte er, dass diese freiwilligen Hilfen nicht uneigennützig waren: Nachdem er einen Zweijahresvertrag unterschrieben hatte, stellte Eduardo fest, dass die Vermietungsagenturen Brooklyns identische Kammern wie die seine zum halben Preis anboten; sein Auto benötigte eine Generalüberholung, deren Kosten doppelt so hoch waren wie der ursprüngliche Kaufpreis.

Er erkundigte sich auch nach dem üblichen Lohn für Reinigungsarbeiten in Manhattan. Schließlich erfuhr er, dass sein Chef ihm weniger als ein Viertel des Mindestlohns zahlte. Zu jener Zeit hatte Eduardo Mario bereits





kennengelernt, der ihm riet, eine Klage gegen den Kubaner einzureichen, ihn zugleich jedoch warnte und darauf hinwies, dass diese Männer über unvorhersehbare Einflüsse verfügten. Sein erster Arbeitgeber unterhielt tatsächlich eine Brut von sechs Kindern, indem er neu angekommene Migranten in illegale Arbeiten steckte.

„Der Kubaner hat dich bestimmt nie nach deinen Papieren gefragt …", merkte er an.

Tage später geriet Eduardo in einen heftigen Streit mit seinem Arbeitgeber, der mit verkrampftem Gesicht und ohne sich zu entschuldigen schließlich seinen Lohn erhöhte.

Da las er, dass die Universität von New York zweisprachige Wachleute einstellte. Das geschah, nachdem ein honduranischer Student von einem Gendarmen verletzt worden war, der ihn für einen Eindringling gehalten hatte, als jener auf seine routinemäßigen Fragen nicht antwortete.

Neben einem beträchtlichen Einkommen konnte Eduardo sich im darauffolgenden Semester an einer der angesehensten Universitäten der Vereinigten Staaten einschreiben. Bald wurde er unter den Studenten bekannt, die für kurze Zeiträume kamen, um Intensivenglisch zu lernen.

Um jene Zeit wanderten seine Eltern aus Ecuador aus, und Eduardo brachte sie in dem Zimmer in Brooklyn unter, was ihn dazu veranlasste, eine kleine Wohnung neben einer Brücke in Manhattan zu mieten — ein Ort ausgelassener Gelage, an dem Eduardo sich unbedroht den erotischen Kunststücken widmete, die ihm sein Exil eingebracht hatten und von denen er sich in den Vereinigten Staaten aus einer Art abergläubischer Furcht enthalten hatte.

In seinem Alter fühlte Mario sich wie ein Kalb, das auf einer Brachfläche weidet. Eduardo war die einzige Freundschaft, die sein mürrischer Charakter unter den Myriaden von Lateinern bewahrt hatte, die er in Europa und den Vereinigten Staaten kennengelernt hatte. Jedes Mal, wenn er an seinen Festen teilnahm, überzeugte sich Mario,

dass sich sein ausgelassener Geist mit ein paar Dosen Bier zurückholen ließe; doch die Oberflächlichkeit der Studentinnen isolierte ihn vom Trubel. Gegen ein Uhr morgens langweilte er sich. Schließlich besaß er weder Auto noch Aufenthaltskarte — Werkzeuge, die die Gesichter der Mädchen aus der Englischschule und die Körper der Nordamerikanerinnen faszinierten, die die Minderheitenzirkel frequentierten.

In jener Nacht fragte Mario vergeblich nach Bibiana.

„Sie ist schon nach Argentinien zurückgekehrt“, sagte Humberto, Eduardos Cousin, der wenige Monate zuvor in die Vereinigten Staaten gekommen war.

Er erfuhr auch, dass sie vor ihrer Abreise mit Nachdruck nach ihm gefragt hatte.

„Hat sie dich nicht angerufen?“, fragte Mónica, die avantgardistische Dunkelhaarige, die Eduardos Gemüter wach hielt.

„Ich habe zwei Nachrichten erhalten, aber darin erwähnte sie ihre Abreise nicht.“

Eduardo trat näher, streckte den Arm aus und zog Mónica an einer Hand zu sich. Sie ließ sich sanft in die Mitte des Zimmers führen, wo mehrere der Gäste tanzten.

Mario sah, wie Humberto einen weißen Satinblazer von einer Garderobe hinter sich nahm. Seit seiner Ankunft hatte er sich an seine Streifzüge durch den Dachboden gewöhnt. Eines Nachmittags beschlossen beide, ihre Langeweile zu töten, indem sie eine Kontakttelefonnummer anriefen. Nach mehreren Tagen unverbindlichen Flirts verabredete Humberto ein Treffen mit einer Frau aus Manhattan. An einem Nachmittag mit bedecktem Himmel machten sich beide auf den Weg zu einem Café an der Fifth Avenue.

Zu jener Zeit durchlebte Mario eine neue nihilistische Krise. Das Studium der europäischen Zivilisationen fügte sich zu seiner Vergangenheit gescheiterter Projekte, die seine Abreise hinterlassen hatte.





Angesichts der Verbrechen demokratischer Nationen, deren Kapital durch die Versklavung ihrer iberischen, indigenen und afrikanischen Vorfahren angehäuft worden war, begegnete Mario seinem Überleben mit Gleichgültigkeit. In sein Tagebuch schrieb er, dass seine Ambitionen als Redner an seinem schlecht ausgesprochenen Englisch und seiner unbestimmten Nationalität scheitern würden. Durch zufällige Lektüren nahm er an, Teil des menschlichen Überschusses zu sein, der die kleinen Eliten der Nationen so sehr beunruhigte. Überzeugt davon, dass seine Werke den elenden Zustand so vieler Unglücklicher nicht verändern würden, umarmte Mario — wie ein verbitterter Demagoge — die Variationen der Welt in ihrer Selbstvernichtung. Er demütigte den listigen Perser, den idiotischen Spartaner, die griechische Prostituierte, den heiteren Ägypter, den phönizischen Händler, den türkischen Waisen, den karibischen Leichenfresser, den konvertierten Juden, den deutschen Gaukler, die blutige Inderin, den skandinavischen Sklaven, den baskischen Templer, den angelsächsischen Piraten, den trägen Afrikaner, die russische Anarchistin, den umherirrenden Albaner — Generationen allesamt, die sich in seiner Haut verkörperten. Arm und entwurzelt überließ sich Mario eine Zeit lang dem flüchtigen Vergnügen der Bordelle. Am vierten Juli in Bucaramanga war er von seinen Schulkameraden dorthin geführt worden; seitdem flossen seine Säfte mit der Hilfe von Frauen aus neuen Kulturen. Ihr gemeinsames Leid war die Abscheu vor schlecht bezahlten Tätigkeiten und respektlosem Umgang.

Die Lichter Manhattans zogen in jener Nacht vor dem Wagen vorbei wie die unbewegten Gesichter auf den Straßen einer instabilen Oberfläche.

Kathy war eine kräftige Frau mit dichtem Haar, kürzlich geschieden, die sie um zwanzig Dollar bat, um ein Kindermädchen zu bezahlen, das auf ihre Kleinen aufpassen sollte, während sie sich in ihrer Gesellschaft vergnügte. Beide Freunde willigten ein, und nachdem sie sie kurz zu

ihrer Wohnung gefahren hatten, fuhren sie zu Marios Gebäude. Humberto brachte Eduardos Videorekorder und mehrere Pornofilme mit. Das Trio machte sich mit zwei Flaschen Mezcal satt, begleitet von obszönen Scherzen. Als Kathy sich auszog, verlangte sie weitere achtzig Dollar für ihre Dienste. Als Humberto ihren Trick erkannte, beschimpfte er sie heftig. Mario, ohne Zeit, die Naivität seines Kollegen zu diskutieren, griff ein, damit die Nachbarn seine Drohungen, die Polizei anzurufen, nicht hörten.

„Ich gehe hier nicht weg, ohne dass man mich nach Hause bringt!“, schrie Kathy.

Mario gab ihr einen Zwanzigdollarschein, damit sie ein Taxi nahm und seine Wohnung verließ.

Allein und aufgebracht diskutierten Mario und Humberto ihr Missverständnis. Nachdem er die Prostituierten beschimpft hatte, gestand Humberto Mario, dass er in seinem Leben noch nie eine Frau gekannt habe. Betrunken im Licht eines Fernsehers, der provokative Bilder zeigte, ließ Mario zu, dass Humberto seine Hand auf seine Geschlechtsteile legte. Humberto öffnete seine Hose und fügte schluchzend hinzu, er wolle nur die Männer befriedigen, denen er auf seinem Weg begegne. Mitleidig angesichts seiner Erniedrigung senkte Mario den Blick auf die Bilder einer Schauspielerin mit Perücke, die mit zwei Männern kopulierte. Ihre Körper, von übermäßigem Licht gebadet, bildeten eine unbequeme Spirale. Ihre Gesichter, Masken misshandelter Gesten, durchschimmerten eine leichenhafte Blässe. Marios schlaffes Glied entglitt Humbertos Händen.

„Ich glaube, es ist Zeit, dich zurück in deine Wohnung zu bringen“, entschied Mario und erhob sich.

Humberto nickte und begann ein Gespräch über Fußball, ohne es zu wagen, seinen Fehltritt zu kommentieren. Obwohl ihn kein Mann anzog, nahm Mario diese Distanz als Bestätigung seiner familiären Skrupel hin. Seine momentane Nachgiebigkeit erschien ihm, verglichen





mit der Verachtung, die seine Landsleute in Santander gegen Schwule entfesselten, immer noch tolerant. Der erste Brief des heiligen Paulus an die Römer schien die homosexuelle Verbindung zu diskriminieren, während er zugleich die Sklaverei bekräftigte; da Mario bei den Jesuiten den Begriff der Kasuistik studiert hatte, verstand er, dass Paulus diskriminierte, um Zensur zu vermeiden — in einer Zeit, in der Homosexualität verachtet wurde und Christen der Orgien und Menschenopfer beschuldigt wurden. Paradoxerweise war Mario sich bewusst, in einer Gemeinschaft erzogen worden zu sein, die diesem Passus untreu ihr Laster diversifizierte: Sie prahlte mit Dirnen und verdammte die Schwulen. Seine Nachgiebigkeit verwirrte ihn. Die Homosexualität, Lieblingsthema der zeitgenössischen Kunst, schien der letzte Rückzugsort des Libertinismus zu sein.

„Eduardo hat mir erzählt, dass er diese Mulattin heiraten will“, flüsterte Humberto Mario zu und zeigte auf Mónica. „Ich glaube es nicht. Es würde seinen kastilischen Stammbaum verderben. Wie dem auch sei, Eduardo will nicht, dass jemand anderes in seine Eroberung eingreift.“

„Auch er hat mich davor gewarnt.“

„Seien Sie vorsichtig. Ich weiß, dass er Sie sehr schätzt; aber solche Bruderschaften wecken Eifersucht.“

Mario bemerkte einen jungen Mann, der sie von der Terrasse aus beharrlich beobachtete.

„Vielleicht freut es Sie zu erfahren, dass ich heute Abend den Beginn meines öffentlichen Lebens als Gay feiere.“

Humberto reichte ihm eine Zeitungsseite.

„Man hat mir hundert Dollar für mein Geständnis bezahlt.“

Mario sah ein Interview mit Humberto, abgedruckt in einer Lokalzeitung:

„Shifting sensibilities“ Latin-American discrimination and the American way to self-assurance

Mario las gierig die Zeilen auf der Suche nach seinem Namen.

„Was sagt Eduardo dazu?“, fragte er.

„Er hat mich gebeten, aus der Wohnung auszuziehen“, antwortete Humberto und summte seine Silben im Rhythmus einer karibischen Melodie. „Für euch ist es nicht leicht. Ich habe daran gedacht, meine Identität zu ändern. Zum Glück hat mich ein Freund als Kellner angestellt.“

„Trotzdem wäre es für euch beide am günstigsten, diese Wohnung gemeinsam zu bewohnen. Ihr lebt nicht in Quito, wo jeder seinen Nachbarn kennt.“

„Ich muss gehen“, fügte Humberto hinzu, hob die Hand und öffnete sie in einer gebieterischen Geste zu dem jungen Mann auf der Terrasse hin. „Und wenn Sie einen Rat wollen: Vergessen Sie Bibiana — zumindest vorerst; es wird immer jemand anderes auf dem Weg sein.“

Humberto verließ die Wohnung, ohne sich von Eduardo zu verabschieden. Unbeeindruckt von anderen Gästen, die ihm entgegenkamen, nahm Mario einen Teller mit Maisflocken, überzogen mit scharfer Soße. In Gedanken versunken meinte er, angesichts der Kürze des Aufenthalts der meisten internationalen Studenten hätte er sich vielleicht beeilt und Bibiana seine Anziehung bereits an dem Nachmittag gestanden, an dem sie sich kennengelernt hatten.

„Und gibt es in Stockholm denn keine attraktiven Frauen?“, erwiderte Bibiana vorwurfsvoll.

Mario schnalzte gönnerhaft mit der Zunge und gab vor, mit diesem arroganten Verhalten vertraut zu sein. Er bot sich als Führer an, und gemeinsam verbrachten sie den Nachmittag im zentralen Park. Gegen Abend überreichte Mario ihr einen Brief in einem versiegelten Umschlag. Ohne





ihn zu öffnen, gab Bibiana ihn ihm Tage später zurück, mit einem gelben Zettel, auf den sie einen Satz geschrieben hatte:

*„Keep it for yourself.“*

Angestachelt vom Sarkasmus ihrer Ablehnung lud Mario sie für den nächsten Tag zum Mittagessen in ein Schnellrestaurant ein. Sie nahm an, und überraschenderweise zog er, während Bibiana in ein Apfeldessert biss, ein kleines weißes Heftchen aus seiner Jacke und las daraus vier Verse vor, die er geschrieben hatte:

Der Herbst lässt seine toten Blätter fallen,
und meine Augen, widerstrebend, wogen über die Erde;
doch wenn ich Bibiana erblicke, wirbelt der Wind das Laub auf,
es ist der Leib des Südens, der seine Düfte salbt.

„Ist das ein Gedicht von Antonio Montejo?“

Mario hielt den Atem an und zeichnete ein triumphierendes Lächeln. Er hatte sich die Sympathie einer geizigen Frau erworben.

„Nein; es ist von mir. Warum sollte es von Montejo sein? Ich habe nie von ihm gehört.“

„Ein uruguayischer Dichter. Ich hatte noch keine Zeit, sein Gesamtwerk zu lesen“, antwortete sie mit einem Anflug von Misstrauen.

„Dann sehe ich nicht ein, warum du ihn erwähnst.“

„Ich hätte nicht gedacht, dass du Dichter bist“, entgegnete Bibiana und ignorierte seinen Einwurf. Sie nahm das Heft in die Hand.

„Ich habe Literatur studiert und mache vielleicht eine Promotion in Lyrik in Chicago“, fügte sie hinzu.

Mario lehnte sich in seinem Sitz zurück. Nun war er an der Reihe, eine gewisse Bewunderung für Bibianas intellektuelles Gepäck zu zeigen.

„Ich finde die letzte Zeile repetitiv“, fuhr sie fort. „‚Es ist der Leib des Südens, der seine Düfte salbt‘ wäre

passender. So vermeidet man die Wiederholung der kopulativen Konjunktion."

„Ich werde es korrigieren", log Mario.

Sie unterhielten sich etwa fünfzehn Minuten lang in gegenseitiger Sympathie. Als sie das Restaurant verließen, verabschiedeten sie sich mit dem Versprechen, sich am nächsten Tag wiederzusehen. Bibiana erschien nicht zu ihrem Treffen. Mario wartete auf eine Entschuldigung, doch ihr Hochmut — so sein Urteil — veranlasste sie zum Schweigen.

Auf der Feier gab es eine Gruppe brasilianischer Mädchen. Einige sprachen weder genügend Spanisch noch das nötige Englisch, um sich zu verständigen. Andere streiften seit Monaten durch die Universitätsflure. Ein paar Jungen bedrängten sie mit einer Bierflasche und einer Zigarette in der Hand. Mario näherte sich und stellte sich auf Portugiesisch vor. Eine von ihnen, blond und lockig, mit blauen Augen und sanften Zügen, die ihre nordische und zentralafrikanische Herkunft erahnen ließen, begrüßte ihn begeistert. Mario erinnerte sich, sie Anfang des vergangenen Monats in Begleitung eines finnischen Studenten gesehen zu haben.

„Wo haben Sie so gut Portugiesisch gelernt?", fragte sie.

„In Portugal."

Das Mädchen bot ihm eine Bierdose an, die Mario annahm. Sie unterhielten sich ein paar Stunden lang. Mario erfuhr, dass sie nur einen Monat gereist war, da die finanziellen Mittel ihrer Familie einen längeren Aufenthalt nicht erlaubten. Ana, so hieß sie, hatte einen Freund, der Fußball in einer renommierten Mannschaft aus São Paulo spielte. Gegen Mitternacht, nachdem Mario das erste Mal gegähnt hatte, suchte Mónica ihn wieder auf, um zu tanzen. Sie war der Steifheit Eduardos überdrüssig, der seinen Körper kaum zum Rhythmus der karibischen Stücke zu winden vermochte.





Sie verschränkten ihre Körper einige Minuten lang im Takt der Musik, beäugt von Eduardo und Ana, die unruhig wirkten angesichts der Desertion ihrer Partner. Mario bemerkte zusammengezogene Augenbrauen im Gesicht seines Freundes und unterbrach, ohne seine Motive zu ergründen, den Tanz mit Mónica, um sich wieder neben Ana auf das Sofa zu setzen. Es gefiel ihm zu denken, dass Mónica ihn bevorzugte, doch erschreckte ihn die Vorstellung der Eifersucht seines Gastgebers.

„Muito bom!", sagte Ana mit erzwungenem Enthusiasmus.

Mario nahm eine weitere Bierdose an. Er bemerkte die geöffneten Lippen seiner Gesprächspartnerin, ein Zeichen, das seine Männlichkeit herausforderte. Vom Alkohol getrieben nahm er sie in die Arme, umfasste ihre Taille und küsste sie.

Manchmal ging Mario nachts mit Patricia zu einem verlassenen Haus. Dort erwarteten ihn mehrere Männer in modischer Kleidung und ein paar blonde Frauen. Sie aßen, tranken Wein und gingen, nachdem sie sich über die Schwachen lustig gemacht hatten, in einen Nebenraum, um zu rauchen, wo erschöpfte Diener sie bedienten. Anfangs erschienen ihm alle angenehm: saubere Ohren und Nasen, präzise, gefällige Gesten, anregende Gespräche. Doch sobald sein Blick auf ihre Gesichter fiel, wurde Mario von einer widerwärtigen Provokation gestochen, die ihn bis zur keuchenden Atemnot verstörte. Es konnte ein schlüpfriger Kommentar sein, eine Ohrfeige oder ein bloßer impertinenter Blick — alltägliche Handlungen, die jedoch von Marios gereizten Sinnen als Beleidigungen empfunden wurden. Diese Menschen verachteten einander und sich selbst, alle auf Konflikt und gegenseitige Zerstörung aus. Ihre Augen verengten sich in den Höhlen unter der Kadenz hochfahrender Worte, die ihren Puls aufschreckten, um Neid zu kaschieren. Jeder Satz war eine Schmähung, die den Hochmut dessen schürte, der den anderen mit Anmaßung

widerlegt hatte, und einen mürrischen Kreis der Rivalität schuf. Die Männer prahlten mit ihrer Geschäftstüchtigkeit, ihrer Geschicklichkeit im Ehebruch und ihrer Effizienz in der Politik; die Frauen mit der Liberalität ihrer Gewohnheiten, der Üppigkeit ihrer Ausgaben und den Opfern ihrer Diäten. Einmal kam Mario der ersten Zwietracht zuvor und bot einem der Beleidiger abrupt die Hand als Geste des Opfers. Der Prahler hob sein Gesicht aus dem Schatten, sodass Mario vor dem Anblick eines abstoßenden Tieres erschauerte: entblößte Zähne in leeren Augenhöhlen, die Brust, ein gebrochener Buckel, feucht unter dem schwarzen Gewebe seines knochenfarbenen Hemdes. Ein anderes Mal stellte er eine Frau mit von benachbarten Öffnungen durchbohrten Wangen zur Rede, wie die Zellen einer Wabe, in denen winzige Wespen mit schwarz-gelb geringelten Hinterleibern ihre Eier ausbrüteten.

Mitunter hörte Mario schwache Stöhnlaute aus dem zweiten Stock jener Villa. Auf Patricias Drängen schloss er sich der Menge an, die die dunklen Stufen hinaufstieg. Ein stechender Schmerz schwoll in den Brüsten der Gäste an, die zu Leuchttürmen schwachen Lichts wurden. Vorn verschlangen schwarze Sphären sie gleichgültig gegenüber den entstellten Schreien. Alle traten in einen Saal mit barocker Fassade ein, dessen geschnitzte Schwelle sich poliert in den leidenden Gesichtern der ersten Vatermörder bewegte. Noch bevor Mario den Saal der Qualen durchschritt, wurde er nach draußen gerissen, wo er sich an einen Marmorsprung klammerte, dessen kalte Oberfläche seine Finger verbrannte. Durch ein Fenster, kurz bevor er in den Abgrund unter seinen Füßen stürzte, erblickte Mario Myriaden von Männern und Frauen, gegeißelt und enthirnt von Inkubi. In ihnen erkannte er berühmte Models, die, ihrer spontanen Lächeln beraubt und unerbittlich gegenüber den Schreien ihrer Opfer, mit verkrampften Gesten der Wut seine Verzweiflung steigerten. Einer entdeckte Mario und





kam, nachdem er sein Opfer zwischen den Eisen eines gezahnten Getriebes zurückgelassen hatte, heran, um ihn zu beschimpfen und von diesem Ort zu verjagen. Mario entfernte sich in warmen Wind gehüllt, betrübt über jene Verdammten, denen er niemals hätte helfen können.

Ein anderes Mal, auf dem Heimweg von der Arbeit, genoss er nackt die Sonne am Strand. Neben ihm Bibiana, im Bikini, auf einem Stuhl liegend, versprach ihm, ihn zu heiraten, sobald Humberto ihr die Trennungsurkunde unterzeichnete. Zu seiner Rechten sah er die Körper von Mónica und Ana, die sich im Sand vergnügten, ohne dass Mario ihre Anwesenheit bemerkt hatte. Beide Paare ignorierten sich seit Jahren, obwohl sie stets denselben Strandabschnitt teilten. Mario entdeckte sie nackt. Ihre Formen waren kompakt, und Anas Haut, nun ohne Pickel, glich den Fotografien berühmter, dick geschminkter Frauen. Mónica dehnte sich und öffnete die Arme, um ihn zu locken. Unfähig zu entscheiden, welche der drei Frauen er lieben sollte, ging Mario ins Meer hinaus, wo mehrere Männer auf ihn warteten.

Beim Erwachen war er sicher, eine Jungfrau entjungfert zu haben. Anas betonte Bewegungen hatten ihre Nervosität nicht verborgen. Er hatte sie schweigend einschlafen sehen, nachdenklich. In Kolumbien hätte er sich vor seinen jugendlichen Freunden vielleicht gebrüstet, doch in den Vereinigten Staaten bedeutete eine sexuelle Beziehung mit einer Minderjährigen mehrere Jahre Gefängnis. Er suchte unter Anas Sachen, bis er ihre Papiere fand. Sein Kopf zitterte, als er feststellte, dass sie das einundzwanzigste Lebensjahr noch nicht vollendet hatte. Der Alkohol hatte ihre gläubigen Augen und ihr ständiges Lächeln verdeckt — eindeutige Zeichen ihrer Pubertät. Er beruhigte sich bei dem Gedanken, dass Ana keine US-Bürgerin war und bald in ihr Land zurückkehren würde. Gleichwohl war sie ihm ausgeliefert.

Ana wachte auf und umarmte ihn. Mario streichelte sie, gerührt von der gleichmäßigen Haut ihres Rückens. Er zwang sich, Anas Gesicht zu ignorieren, nun im Morgenlicht rau von Pickeln.

„Auch Babys haben ein ausgehöhltes Gesicht, wenn man sie mit einer Lupe betrachtet“, erinnerte er sich aus seiner Kindheit.

Das Gesicht der Frauen hatte ihn in der Jugend besessen, ihre Körper in der frühen Männlichkeit. Nun fehlte ihm die Naivität, die die Sinne versengt. Seine Libido war der weiten Sicht der Zeit gewichen, einem Koloss, der die Wut des Begehrens trübte. Die Schönheit seiner Begegnungen hing von seiner Kühnheit ab und in diesem Fall von der Jugend seiner Geliebten. An diesem Morgen jedoch stellte Mario beim Frühstück fest, lächelnd zu ihr und sie zu ihm, dass sein Puls ruhig blieb und die alten Wirren des Verliebtseins vor seinem Drang, sich von ihr zu verabschieden, verblassten. Ana erzählte ihm, sie sei Waise.

„Mein Vater starb bei dem Versuch, in dieses Land einzuwandern“, fügte sie hinzu. „Das erzählte mir Jahre später eine Frau, die ich durch Zufall in einer christlichen Gebetsgruppe kennenlernte. Eine Gruppe Brasilianer reiste nach Mexiko-Stadt. Es war Ende 1986. Von dort gingen sie nach Tijuana und gelangten entlang der Grenze zu dem Abschnitt, den man El Hueco nennt. Offenbar verriet sie der Schlepper, oder sie hatten einfach Pech — man weiß es nicht; fest steht, dass sie von texanischen Wächtern überrascht wurden, die sie schlugen und sagten, sie seien dieser vielen Mexikaner überdrüssig und die Behörden würden demnächst etwas gegen diese Plage unternehmen. Sie befahlen den Männern, sich zusammenzukauern, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Dort erschossen sie sie aus nächster Nähe vor ihren Ehefrauen. Mein Vater versuchte zu fliehen, wurde aber von hinten getötet.“





Ana sprach ohne zu blinzeln. Ihre Hände jedoch krallten sich an einen Plastikbecher mit aufgedruckten Karikaturen.

„Ja“, sagte Mario. „Ich habe solche Geschichten gehört.“

„Dieses Land verdient eine Zurechtweisung.“

Mario spürte Hass in diesen Worten, wie er ihn zuvor in der Stimme einer anderen Jugendlichen in Kolumbien wahrgenommen hatte. Ein kurzer Schauer lief ihm die Wirbelsäule hinauf, bis sich seine Stirn zusammenzog.

„Was wirst du tun?“, scherzte Mario angestrengt. „Einen texanischen Wächter töten?“

„Gott bewahre“, antwortete Ana reumütig. „Sobald ich meinen Abschluss habe, möchte ich hierher zurückkehren. Studieren, arbeiten. Vielleicht den Tod meines Vaters anzeigen. Ich werde Anwältin. Danach werde ich sehen. Vorerst lebe ich bei einer amerikanischen Familie, den Whiteheads. Die Miete ist hoch, aber die einzige Möglichkeit, Englisch zu lernen, ist, bei Amerikanern zu wohnen. In den Studentenwohnheimen gibt es zu viele Brasilianer; die, die mit ihnen wohnen, feiern Tag und Nacht.“

„Wie viel zahlst du der Familie?“

„Sechshundert Dollar im Monat. Ein geteiltes Zimmer mit Frühstück und Abendessen.“

„Ein Missbrauch.“

„Meine Eltern können mir nur einen Monat finanzieren. Es ist nicht schlecht, aber das ist nicht das Problem.“

„Und wie behandeln sie dich?“

„Mit Misstrauen. Zuerst empfingen sie mich mit einem Vier-Gänge-Essen. Jetzt geben sie mir nur noch Sandwiches. Es sind Vorstadtleute, verstört von einem Fernseher, den sie nie ausschalten. Sie glauben, alle internationalen Studierenden seien Kinder von Magnaten,

und Mrs. Whitehead hat mir bereits angedeutet, ich solle auswärts essen, um ihnen zusätzliche Kosten zu ersparen. Dennoch werde ich täglich in ihrem Haus essen müssen; meine Eltern sind arm, etwas, das sie nicht versteht. Sie hätten lieber einen europäischen Studenten gehabt; da aber die meisten Eingeschriebenen Lateinamerikaner, Afrikaner oder Asiaten sind, mussten sie sich mit mir begnügen. Ihre Bitterkeit verdanke ich dem Ehemann einer ihrer Töchter, einem prahlerischen Spanischsprecher, der Lateinamerikaner verachtet; Sohn ungebildeter Bauern, erhielt er ein Erdölstipendium an einer renommierten US-Universität, in den Jahren, als sein Land das wohlhabendste Lateinamerikas war. Nach dem Abschluss verleugnete er seine Verwandten, begann einen Briefwechsel mit einer der Whitehead-Töchter, einer alleinerziehenden Mutter, und heiratete aus Zweckmäßigkeit. Oft höre ich ihn in meiner Gegenwart über illegale Einwanderer schimpfen und dabei seine eigene Herkunft vergessen, als ließe sich mit einer Staatsbürgerschaftskarte Akzent und Ahnen ausradieren. Er sagt, wir seien Diebe, lüstern und faul. Mit solchen Referenzen lassen mich die Whiteheads keine Stunde allein im Haus. Gestern mussten sie weg, weil das Haus eines Verwandten brannte, und als ich in mein Zimmer kam, fand ich am Eingang einen Zettel:

*Wir sind zurück*
*JEDEN MOMENT*

— eine Warnung, dass sie mich überraschen würden, sollte ich in ihren Schlafzimmern in ihren privaten Dingen wühlen.“

„Sie werden schon einen Grund haben, dir zu misstrauen.“

„Die Veruntreuungen ihres Schwiegersohns. Nichts weiter.“





„Sie sind es, die leiden“, nickte Mario und schürte ihre Ängste. Ana sah ihn an, und er hatte keine Wahl, als seine frühere Sorge zu bekennen. Er suchte die gefälligsten Worte.

„Ich möchte dir danken.“

„Hat es dir gefallen?“, fragte Ana in einem Anflug von Unschuld. „Du wirkst nicht sehr glücklich.“

Mario nickte. Sie erhob sich und setzte sich rittlings auf seine Beine.

„Ich wollte immer in den Vereinigten Staaten Liebe machen“, fügte sie kokett hinzu, umarmte ihn und murmelte auf seinem Schoß unhörbare Sätze, wie eine Frau, die dem Ohr eines Psychoanalytikers hastig ihre Ausschweifungen beichtet. Als Mario seine Handflächen über die Formen ihres Körpers legte, lebten seine ersten Eindrücke aus Portugal wieder auf, als er lieben wollte, aber nur Prostituierte in seine Arme kamen. Er dachte an Claudia, die er belogen hatte: Er hatte auf sein Opfer geschossen, bevor er floh; er war nie in Schweden gewesen; sein Exil in Portugal war ohne Heroismus; seine Reise in die Vereinigten Staaten beruhte auf einem Missverständnis.

Zwei Tage später kam Ana mit einem pornografischen Film in sein Apartment zurück. Mario zwang sie, sich hinzuknien und sich bäuchlings auszustrecken. Sie trieben es bis zum Mittag, als Mario einen Fleischeintopf mit Kartoffeln kochte. Ana schien sich nicht um die Rückkehr in ihre Studentenunterkunft zu sorgen.

„Dort sind nur Leute meines Alters“, erklärte sie. „Es ist unerträglich; ich habe mich immer zu reifen Männern hingezogen gefühlt.“

Mario entschuldigte sich damit, dass er arbeiten müsse, in den U-Bahnen Manhattans singend. Ana lachte schallend.

„In meinem Land singen nur Bettler in der U-Bahn“, rief sie.

Mario schluckte seinen Unmut hinunter und murmelte für sich, dass Huren ihre Jungfräulichkeit nur mit Fremden verlieren. Gewiss, auch in Kolumbien hatte er Straßenkünstler verachtet. Er erwog Humbertos Angebot, für ihn zu arbeiten und jeden Morgen Zeitungen auf Long Island zu verteilen.

„Ich bin arm", sagte er mit gedemütigtem Gesicht, „wie deine Eltern."

„Verzeih mir."

Ana trat ans Fenster. Sie schämte sich. Sie wusste, dass man sich, um jemandem zu gefallen, entspannen müsse, doch ihr Verhalten und ihre Geschwätzigkeit mündeten in eine unpassende Indelikatesse. Durch das Glas betrachtete sie eine schmale Straße, übersät mit Papier und Bierdosen, gesäumt von Wänden, die mit obszönen Worten beschmiert waren. Zwei Männer überquerten die Straße in entgegengesetzten Richtungen. Sie maskierte ihr Gesicht mit einem Lächeln und musterte die Details des kleinen Apartments: frisch weiß gestrichene Wände, ein oranges Sofa, ein kleiner Tisch, drei klapprige Stühle und ein Doppelbett. Der Winkel zwischen Wänden und Parkettboden war größtenteils von sorgfältig gefalteter Kleidung bedeckt, getrennt durch Säulen von Büchern in mehreren Sprachen. Zwei Fenster erhellten den Raum so sehr, dass man morgens auf elektrisches Licht verzichten konnte — vielleicht, dachte Ana, seien die Nachmittage dunkel. Wochen zuvor war sie nach New York gereist in der Hoffnung, einen kräftigen Mann zu finden, der mit ihr im Pool eines Apartments mit Terrasse Liebe machte, von wo aus sie die gebrochene Linie der Wolkenkratzer sehen könnte. Doch kurz nach ihrer Ankunft war sie ernüchtert. Jene üppigen Männer, so häufig in kalifornischen Filmen, waren in und um ihre Universität rar. Stattdessen sah sie schlaffe, ungelenke Körper; Gesichter ebenfalls von Pickeln gezeichnet; Blonde mit versunkener Miene und angespannten Muskeln. Die Fußballspieler verschmähten





sie; sie waren von einem Harem schlanker Studentinnen umgeben, die Englisch selbstgewiss aussprachen. Als sie erfuhr, dass ein finnischer Mann einen Englischkurs im Nachbarsaal belegte, näherte sie sich seiner Klasse; eine Freundin stellte sie ihm vor. Er war klein, blauäugig, fast weißblond, mit hängender Kinnlade, die sich beim Sprechen ungelenk streckte. Er verstand ihre Absichten und lud sie am Nachmittag zum Essen in sein Apartment ein. Das Gespräch war fad. Ein rassistischer Witz veranlasste sie, ihn zu meiden:

„Die Brasilianer kommen seit der Abschaffung der Sklaverei nicht voran. Das liegt daran, dass ihr im Unterschied zu den Argentiniern die Schwarzen nicht nach Afrika zurückverschifft habt."

Ana erinnerte sich an ihre Mutter mit den Locken, die gesagt hatte, die Menschen aus Nordeuropa gingen oft in Irrenhäuser. Sie stand auf, verabschiedete sich und verließ die Wohnung unter dem hilflosen, gekränkten Blick ihres Verehrers.

Tage später erblickte Ana einen hochgewachsenen Dunkelhäutigen. Sie verließ ihre Lerngruppe, um ihn einzuholen. Er hatte einen muskulösen Körper, wie viele, die sie an den Stränden Rio de Janeiros gesehen hatte. Doch während sie dort eine fast zwanghafte Abneigung gegen dunkle Haut empfand, erschien sie ihr in New York morbide unwiderstehlich; vielleicht, weil sie in ihrem Land als Täterin erzogen worden war, während sie hier unmerklich zu einem weiteren Opfer des amerikanischen Rassismus geworden war. Sie fragte nach der Uhrzeit. Er antwortete, und sie fügte eine nichtssagende Bemerkung hinzu, um anzudeuten, dass ihr Englisch nicht korrekt sei und sie ihre Aussprache verbessern wolle. Der Mann warf ihr einen Seitenblick zu, lächelte und ging weiter. Ana sah, wie er ein Mädchen begrüßte, das ihn umarmte und eine Reihe gleichmäßiger Zähne zeigte. Kaum hatte sie ihre Geringschätzung gegenüber Dunkelhäutigen überwunden, da entriss ihr

dieses Mädchen die letzte Chance, einen Amerikaner zu erobern. Die Pflege ihres Haares, das sie jedes Wochenende glättete, zerfiel vor dem Bild des Paares, das in der Menge verschwand.

Nach mehreren Tagen intensiven Englischstudiums ging Ana in eine Kirche, um die Eucharistie zu feiern. In dem Moment, als der Priester die Hostie konsekrierte, dachte sie, die Körper seien nichts als Tonkästen, in denen der Geist gefangen sei. Auf dem Rückweg in ihr Zimmer zogen alle Körper als Lehmassen verschiedener Farben und Größen vor ihren Augen vorbei. Sie sah einen korpulenten Mann, der an einer Ampel mit seinem Auto hielt; sein Gesicht jedoch spiegelte nervöse Unruhe. In ihrem Drang, von einem Fremden besessen zu werden, vergaß sie die elementaren Gesten von Scham und Höflichkeit; willentlich erzwungene Gesten zwischen Würde und Lächeln, nun bloße Modemasken. Sie wollte sich an einen Mann binden, um die Eifersucht ihrer Gefährtinnen zu wecken. Tage später sollte ein kleiner Impuls diese Überlegungen überholen: ein Verlangen, das ihre Angst und Trägheit besänftigte.

Die Tage vergingen neblig, und sie tröstete sich damit, dass ihre Reise und ihre Liebesobsession eindeutige Symptome ihrer Verachtung für ihren Verlobten seien. In ihrer kleinen brasilianischen Gemeinschaft hatten Gerüchte ihre fleischliche Beziehung zu Tiago ausgeschmückt, dem Fußballspieler, der sie jeden Samstagnachmittag ins Kino einlud.

„Er ist ein Taugenichts“, sagte ihre Mutter. „Die einzigen Sportler, die etwas taugen, sind jene, die vor achtzehn Erfolg haben.“

Tiago wiederum schien zu schüchtern, um ihr das gemeinsame Lager vorzuschlagen, obwohl sie bereits von seinen vorehelichen Beziehungen mit zwei verheirateten Frauen erfahren hatte. Die Aussicht, von ihm zurückgewiesen zu werden, wenn er von ihrer verlorenen





Jungfräulichkeit erführe, beunruhigte sie nicht; im Gegenteil wollte sie wissen, ob er sie aus emotionaler Abhängigkeit liebte, aus bloßer Faszination für ihre Pubertät oder wegen ihrer Mitgift — die, wie sie ihm sagen würde, entgegen dem Anschein, auf ihr Universitätsstudium beschränkt war.

Jene Feier hatte an einem Samstagabend stattgefunden. Marios ruhiges Auftreten hatte ihr verkümmertes Begehren entfacht. Dass er sie auf Portugiesisch begrüßt hatte, hatte sie bezaubert; noch mehr das Interesse, das sie in den Augen ihrer Landsfrauen erahnte. Ihre Eroberung war ein Triumph über alle Mitglieder jener Sprachschule, eine Art, deren Arroganz zu verdunkeln und sich einen gewissen Ruf zu erwerben. Die Kopulation war ohne Lust oder Schmerz erfolgt, wie ein weiterer Akt, der zu vollziehen war. Am Ende beunruhigte sie Marios Sensibilität; sie hatte seine Nervosität beim Erwachen bemerkt. Einen Augenblick lang schien es ihr, als habe sie einen weiteren schüchternen Mann gewählt, einen schwachen Ersatz für Tiago. Der Vergleich verschärfte sich angesichts der Unordnung seines Apartments, des Schmutzes der Straßen Brooklyns und seines unsicheren Berufs als Gaukler. Das zittrige Spiel seiner Beine vertiefte im Bad ihr Gefühl der Lieblosigkeit.

Sie duschte niedergeschlagen und fragte sich, ob sie ihn wiedersehen würde.

„Gehen wir schon?“, fragte sie, während sie sich anzog.

Mario sah fern.

„Ich bin seit einer Viertelstunde fertig.“

Der Bildschirm meldete das Massaker an zweiundvierzig Menschen in Kolumbien.

„Umso besser“, sagte Ana. „Es gibt zu viele Menschen auf dieser Welt.“

Mario verzog die Lippen verächtlich und unterdrückte seine Meinung. Schon in Kolumbien hatte er mehrere Freundschaften wegen scharfer Erwiderungen

verloren. Die Aussicht, eine Minderjährige zu verärgern, die ihn vor dem Gesetz der Entführung und Vergewaltigung bezichtigen könnte, quälte ihn.

Beide verließen das Apartment und gingen die Straßen entlang, das bunte Herbstpanorama lobend. In der U-Bahn hörte Ana ihn singen. Beim Betteln ging Mario durch die Sitzreihen und öffnete die Tür zum benachbarten Waggon.

Unter gedämpftem Licht entfernte sich Mario, ohne den abwesenden Blick seiner Begleiterin zu suchen.





## IV. Unterricht

Als Claudia ihre Wohnung betrat, fand sie ihre Schachtel mit *bocadillos* geöffnet auf dem Esstisch. Obwohl sie nicht mit Sicherheit wusste, ob ihr Mitbewohner ihr eines oder zwei davon gestohlen hatte, geriet Claudia über dieses unzweideutige Zeichen der wachsenden Taktlosigkeiten von Klytaimnestra und Cassandro in Zorn. Todd, der ihre Vorlieben kannte, hatte sie in einem kleinen Verkaufsstand am Roosevelt Boulevard gekauft und ihr zusammen mit einer Postkarte geschickt, auf der stand:

*In unserem Alter leben wir nicht mehr, wir leben wieder.*

Sie schnitt ein Stück Frischkäse ab und, als sie eines der in gelbe Bananenblätter gewickelten Päckchen öffnete, zog sie unter knackenden Geräuschen einen roten Block kristallisierter Guavenpaste hervor. Sie presste beides zusammen wie ein Sandwich und biss hinein, sodass sich Salz und Süße in ihrem Speichel vermischten. Klytaimnestra und Cassandro beendeten gerade ihr Gespräch im Nebenzimmer. Claudia trat ein und schaltete den Fernseher an, ohne sie zu grüßen. Klytaimnestra erklärte, sie habe den Vorratsschrank ausgeräumt und keinen passenden Platz für die Schachtel mit den *bocadillos* gefunden.

„Die *bocadillos* sind mir egal“, unterbrach Claudia sie. „Trotzdem bin ich diese ganze Feindseligkeit leid. Jeden Tag, wenn ich in mein eigenes Haus zurückkomme – an den Ort, den ICH gemietet habe –, spüre ich, wie mir die Beine nachgeben. Ich sehe Cassandro zu jeder Stunde, wie er ein und aus geht wie eine läufige Katze.“

„Du musst nicht hysterisch werden.“

Claudia starrte auf das schiefe Lächeln ihrer Mitbewohnerin. In ihrem eigenen Gesicht spiegelte sich eine sadistische und zugleich mitleidige Grimasse; schließlich war

Cassandro ein kräftiger Liebhaber, der von Klytaimnestra unterworfen wurde, während sich ihr eigenes Schicksal darauf reduzierte, ihr Glück zu vergällen und das der Ihren, indem sie vergeblich eine unzeitgemäße Freundschaft erzwang.

„Eine von uns beiden wird gehen müssen“, entschied Claudia.

Klytaimnestra willigte ein, die Wohnung Anfang des folgenden Monats zu verlassen. Claudia ging schweigend in ihr Zimmer und fragte sich, ob sie ihre Mitbewohnerin nicht vermissen würde. Bald würde Todd den direkten Weg finden, sie zu bedrängen, und sie, ohne Ausreden, wäre der Willkür eines Krüppels ausgeliefert, der seine Privilegien als Ehemann einfordern würde. Sie dachte daran, ihre Worte zurückzunehmen, doch eine Entschuldigung würde sie Klytaimnestra und Cassandro emotional unterwerfen. Ihr Stolz drängte sie, konsequent zu bleiben.

Sie ging in ein Restaurant und aß verstimmt ein gewürztes Brathähnchen. Dann lief sie die Woodhaven Avenue entlang. Sie betrat ein Kino und bezahlte ein Ticket, um einen großsprecherischen Film zu sehen. Darin wurde der Protagonist von einem entfremdeten und entfremdenden Wesen gepeinigt, das instinktive Gräueltaten beging. Eine Frau trat auf, mit Zügen von Intelligenz und Unabhängigkeit. Sowohl der Protagonist als auch der Antagonist verlieben sich in sie, doch ihre Neigung zum Ersteren erweist sich am Ende als unerquicklich. Das Hauptpaar treibt Unzucht als Vorspiel zu Rache, Strafe und der Ausmerzung des Entfremdeten. Alles spielt in einer zukünftigen Welt, und ein Kind, ein Tier und ein Schwarzer verkörpern Rollen, die scheinbar wichtig sind, jedoch erniedrigend. Claudia verließ den Saal schweigend und fragte sich, ob das Viertel ihr nichts anderes zu bieten habe als Restaurants und ausgelaugte Filme. Auf einem Plakat las sie, dieser fade Streifen habe den doppelten Vorzug, bei der Premiere von Millionen gesehen worden zu sein, und zudem





mehr Geld in Werbung gesteckt zu haben als die vorangegangenen Investitionen anderer Filme seines Genres.

Ihr Schritt verlangsamte sich in der Gewissheit, dass es diesmal keine Eile gab, zurückzukehren. Auch nicht zu arbeiten. Eine kalte Luft stauchte sich in ihrer Brust, und sie verschränkte die Arme. Sie wusste, dass die Langeweile, das Unkraut der Verachtung, in ihr emporrankte und sie bedrückte. Sie sah den Menschen zu, die hastig über den Gehweg gingen. Sie versuchte, ihre Beschäftigungen zu erraten, gab es jedoch auf, da sie meinte, alle verrichteten Arbeiten, die sie nichts angingen. Sie sah die Welt als eine Masse aus Eis, auf der Menschen einander umbrachten, um ihr eigenes Territorium zu bewahren.

Sie erinnerte sich an eine Frau, die sie zwei Tage nach ihrer Ankunft in New York kennengelernt hatte. Es war im Central Park gewesen. Claudia hatte gerade ihr Mittagessen gekauft und suchte einen Ort, um die Nacht zu verbringen. Die Frau lud sie ein, ihren Platz zu teilen. Claudia nahm an und erzählte ihr von ihrer Reise aus Kolumbien. Danach spazierten sie beide und unterhielten sich lebhaft über die Oscars, bis sie zu einem Hotel neben der jugoslawischen Botschaft gelangten. Claudia dankte ihr für die Freundlichkeit und bat um ihre Telefonnummer. Nachdem sie sie notiert hatte, fügte sie hinzu, dass sie – außer ihr – keine Freunde in den Vereinigten Staaten habe. Jene Frau lächelte honigsüß, und ohne dass Claudia es bemerkte, verschwand sie, ohne sich auch nur zu verabschieden.

Am Horizont sah sie die Türme Manhattans und fragte sich, wie man sie im Kino oder in Fotomagazinen so gigantisch erscheinen lassen könne, wo sie doch selbst ihre Bedeutungslosigkeit von Queens aus betrachten konnte. Die Unermesslichkeit des Firmaments machte jedes menschliche Werk klein.

Sie ging an einer Kirche vorbei und bekreuzigte sich, getröstet von dem Gedanken, dass das Wohlergehen nicht

denen gehören werde, die gegeneinander um ihren Wohlstand kämpfen, sondern jenen, die fern vom Konflikt geduldig auf ihre Gelegenheit warten, die Gefallenen heilen oder die in diesem täglichen brudermörderischen Kampf Ausgesonderten. Jahre zuvor, in ihrer Schule, stritten sich ihre vierzehn Mitschülerinnen darum, an den Basketballwettkämpfen teilzunehmen, die während des Sportunterrichts veranstaltet wurden. Solche Spiele erforderten zwölf Spielerinnen, sodass drei Schülerinnen sich damit abfinden mussten, Zuschauerinnen zu sein. Die Auswahl hing von zwei muskulösen Mädchen ab: Marta und Derly, die gegenüber Claudia eine beinahe instinktive Abneigung empfanden. Zu Beginn jeder Stunde gab die Lehrerin das Zeichen, das Spiel zu beginnen, und die Schülerinnen sprangen um das Amazonenduo herum, um mitspielen zu dürfen. Claudia jedoch blieb draußen, die Arme verschränkt, saß da, fächelte sich Luft zu und hatte keine Hoffnung, ausgewählt zu werden. So ging es über mehrere Stunden hinweg, bis die Lehrerin ihr Verhalten bemerkte und, ihre Gelassenheit lobend, sie zur Kapitänin einer Mannschaft ernannte. Marta wurde sofort verdrängt.

„Danke. Aber ich spiele lieber nicht“, entgegnete Claudia.

Die Lehrerin, ohne ihre Haltung ganz zu verstehen, akzeptierte ihre Entscheidung. Marta wurde als Anführerin ihrer Seite wieder eingesetzt.

Sie stieg in die U-Bahn. Es war beinahe Mitternacht, und die Sitze aus Fiberglas blieben leer, wie die Stufen einer verlassenen Treppe. Sie blieb ein oder zwei Stunden, sah die flackernden Lichter, gleichgültig gegenüber dem Wechsel der Jahreszeiten. Die wenigen Passanten, die durch die Schleusen ein- und ausgingen, mieden sie gleichgültig. Sie ergötzte sich daran, ihre Kleidung zu betrachten und sich ihre Leben auszumalen. Die U-Bahn nahm die Strecke zurück zu ihrer Wohnung. Als sie die Brücke über den Flussarm überquerte, der Manhattan von Long Island





trennt, hörte sie das vertraute Schrammen einer Gitarre. Ein Mann zu ihrer Rechten beobachtete sie.

„Lange nicht gesehen!“, rief Mario aus. Claudia bemerkte zwei tiefe Augenringe, die in seinem Gesicht seine Müdigkeit verrieten.

„Hallo, Mario“, sagte Claudia, stand auf und küsste ihn auf die Wange.

„Ernesto…“, korrigierte Mario sie. Claudia nickte und errötete. „Hör nicht auf mich. In diesem Land verfolgt niemand politische Dissidenten aus der Dritten Welt.“

„Auf dem Heimweg?“

„Ja. Es ist spät. Ich hatte einen hektischen Tag“, entschuldigte sich Claudia, ohne die Einzelheiten ihres Umherirrens erklären zu wollen.

Mario lehnte sich zur Seite und legte den Kopf gegen die Scheibe.

„Ich bin auch erschöpft. Das ist meine letzte Nacht in der U-Bahn. Bald fange ich meine Arbeit als Zeitungszusteller an.“

Claudia wurde sich bewusst, dass sie die U-Bahn in der vagen Hoffnung genommen hatte, ihm zu begegnen.

„Es ist eine einfache Arbeit, aber sie verlangt Beständigkeit“, erklärte Mario. „Mein Freund Humberto, der gegenüber der Regierung als legaler Angestellter geführt wird, hat sich verpflichtet, einen Bereich von Long Island mit Zeitungen zu beliefern. Jeden Tag um fünf Uhr morgens muss ich vor einem Lagerhaus beim Kennedy-Flughafen erscheinen. Dort muss ich mein Auto mit zweihundert Tageszeitungen voller Nachrichten beladen, die vor halb sieben verteilt sein müssen.“

„Wie hoch ist dein Lohn?“

„Hundertfünfzig Dollar pro Woche. Mit einer amerikanischen Aufenthaltskarte wären es zweihundert Kröten, aber Humberto nimmt fünfzig für seine Arbeit.“

„Welche Arbeit?“

„Die, meinen Lohn jede Woche abzuholen.“

„Mit solchen Freunden“, schleuderte Claudia ihm entgegen, „wozu braucht man Feinde?“

Mario wandte den Blick zum Ende des Wagens. Eine Welle zunehmender Hitze umhüllte ihn, wie jedes Mal, wenn er sich beschämt fühlte. Während seines Exils war er in Situationen geraten, die er als ungerecht betrachten konnte, denen er jedoch seine Existenz verdankte. Humbertos Provision war nicht die niedrigste, die er auf dem Markt hätte bekommen können, aber die sicherste. Die scheinbar unbeabsichtigte Vertrautheit zwischen den beiden verhinderte seiner Meinung nach jede vorschnelle Anzeige bei den Einwanderungsbehörden. Vor allem sehnte er sich nach einer festen Stelle als Mitglied irgendeines Radiosenders, doch seine Englischdefizite reduzierten ihn aufs Warten. Im Übrigen verdiente er, selbst ausgebeutet, genug zum Überleben. In Bogotá, der Stadt, zu der all seine Vergleiche zurückkehrten, lag der Mindestlohn bei zweihundert Dollar im Monat. Er verdiente folglich viermal so viel wie jeder Bogotano der Mittelschicht. Sein Trost verflüchtigte sich jedoch, als er sich an Ricardos Satz erinnerte:

„In Kolumbien leben wir in der Krise. Trotzdem habe ich in Cali zweitausend Dollar im Monat verdient. Hier verdiene ich als Sekretär ein bisschen weniger, aber ich fühle mich zufriedener. Das Essen ist billiger. Denk an all den Neid, den deine Freunde fühlen werden, wenn sie erfahren, dass du dich jeden Tag mit den Hamburgerverkäufen der Vereinigten Staaten brüstest.“

Ricardo war der Sekretär der Immobilienagentur, mit der Mario einen nachteiligen Mietvertrag unterschrieben hatte. Eduardo hatte ihn ihm auf der Fifth Avenue vorgestellt, während einiger Messen iberoamerikanischer Musik. Mario hatte die prahlerische Persönlichkeit dieses Landsmannes angezogen. Sein Appetit jedoch alarmierte ihn. Zwei Restaurantbesuche hatten ihn als unersättlichen Esser entlarvt. Man sagte, er verschlinge zu Hause jede





Nacht drei Pizzen, ein Huhn, elf Hamburger und drei Gallonen Milch.

„Was für ein Zufall, dass wir uns wiedersehen!“, rief Claudia aus und verscheuchte ihre Sorgen.

„Was für ein Zufall!“

„Und zu denken, dass wir uns vor so vielen Jahren, in einer kleineren Stadt, kaum gesehen haben.“

Die U-Bahn hielt, und ein stämmiger Mann im violetten Mantel stieg hinter Claudia ein, um sich neben der Tür breit zu machen.

„Stimmt. Das letzte Mal, als wir uns begegneten, habe ich vergessen, dich zu fragen: Wie geht es deiner Großmutter?“

„Im Altenheim“, zögerte Claudia. „Ich habe ihr seit Jahren nicht geschrieben. Sie hat mich verstoßen, als sie von meiner Verlobung mit Fernando erfuhr. Aber von Zeit zu Zeit rufe ich die Nonnen an, die sich um sie kümmern. Nur um sicherzugehen, dass es ihr an nichts fehlt.“

„Fernando?“

„Das ist eine beschämende Geschichte.“

„Das glaube ich. Aber jetzt, so weit weg von unserer Stadt, wird es dir nicht schaden, sie mir zu erzählen.“

Claudia erkannte ihren melancholischen Ausdruck in Marios Augen.

„Liebende erzählen einander zuerst ihre Frustrationen“, fügte Mario hinzu.

Nur wenige Stunden nachdem sie von Klytaimnestra beleidigt worden war – die, wie Claudia nun begriff, angedeutet hatte, ihre Schroffheit rühre von ihrer aufgehobenen Sexualität her –, brachte der Zufall, oder ihre Überzeugungen, sie einem anderen Mann näher, der sie begehrte. Sofort fragte sie sich, ob Mario nicht andere Frauen habe oder ob sein Ziel nicht bloß darin bestehe, ihre amerikanische Aufenthaltskarte zu erlangen. Sie wollte über ihre Ehe sprechen, doch sie scheute sich in dem Gedanken, Mario könnte sie verachten.

„Nachdem mein Vater ins Jenseits übergegangen war, ließ mich meine Mutter bei meiner Großmutter und reiste nach Bogotá, wo mein Pate ihr eine gut bezahlte Stelle als Leiterin eines Restaurants angeboten hatte. Meine Großmutter machte ihr Vorwürfe, sich nicht um mich zu kümmern, doch meine Mutter argumentierte, dies sei der einzige Weg, mir eine anständige Bildung zu finanzieren. Die Zeit gab ihr tatsächlich recht, denn dank ihrer halbjährlichen Geldsendungen erhielt ich eine Ausbildung und machte meinen Abschluss an einer Schule, die von Nonnen geführt wurde. Meine Mutter wollte mich jedoch auch von ihrem Familienleben fernhalten, um so ihr eigenes Leben neu aufzubauen. Indem sie ihre Schwäche zur Schau stellte, verführte sie Fernando, einen jungen Mann, der mit einer analphabetischen Bäuerin verheiratet war, Besitzer eines Obstexportgeschäfts, mit wenig Erfahrung in Liebesbeziehungen. Nach zwei Monaten teilte meine Mutter meiner Großmutter ihre neue Schwangerschaft und ihre zweite Hochzeit mit. Ich weiß bis heute nicht, wie Fernando seine erste Scheidung bekam, noch mit welchen Mitteln, aber der Umstand ist, dass meine Großmutter und ich nach Bogotá zur Feier der Hochzeit reisten. Mein erster Eindruck von meinem Stiefvater war negativ. Ich war erst dreizehn und eifersüchtig auf den Mann, der mir meine Mutter wegnehmen würde. Damals, vor der Hochzeit, fand ich ihn im Bad, wie er sich rasierte. Sein Gesicht lächelte mir verschwörerisch zu, und ich setzte mich auf den Toilettendeckel, um ihn neugierig zu beobachten, und ergötzte mich daran, wie der Schaum von seinem Kiefer auf das Porzellan des Waschbeckens tropfte. Er trocknete sein Gesicht mit einem Handtuch und gab mir einen langen Kuss. Einen väterlichen, keinen verliebten Kuss. Seine Zunge berührte kaum meine Lippen. Eine Liebkosung. Er zog sich in sein Zimmer zurück, wo meine Mutter ihn erwartete. Allein im Bad spürte ich, wie mein Herz stärker schlug.“





„Er hat dich missbraucht.“

„Vielleicht, aber ich behalte nicht diesen Eindruck; er zeigte mir nur eine Zuneigung, die mir zuvor kein anderer Erwachsener gezeigt hatte. Während der Zeremonie war ich eifersüchtig – diesmal jedoch auf meine Mutter, die so viele Küsse, Umarmungen und Streicheleinheiten von Fernando genoss. Sie blieben in Bogotá, und ich kehrte mit meiner Großmutter zurück, um meine Studien in Bucaramanga fortzusetzen. Über drei Jahre hinweg nahm mein Briefwechsel mit meiner Mutter ab, und ihre Anrufe wurden seltener. Ich machte meinen Abschluss und wurde an der Industrieuniversität aufgenommen, wo ich Geschichte studieren wollte. Da erzählte mir meine Großmutter unter Tränen vom Tod meiner Mutter. Wir kehrten nach Bogotá zurück; Fernando hatte Mühe, mich wiederzuerkennen; meine Gesichtszüge hatten sich verhärtet, und meine Brüste hatten sich ausgeprägt. Damals hatten mich meine Freunde von der Schule San Eusebio in die Genüsse des Bettes eingeführt, und jene Beziehungen – wenn auch schal und heimlich – lehrten mich, einen lüsternen Mann von einem überheblichen zu unterscheiden und diese von einem liebevollen. Fernando, wie ich es vorausgesehen hatte, zeigte sich während der Totenwache und der Beerdigung meiner Mutter aufmerksam zu mir. Am Tag vor unserer Rückkehr lud er mich ein, in seinem Haus in Bogotá zu leben, wo er sich für meine universitäre Ausbildung verantwortlich machen würde. Ich nahm an, ohne meine Großmutter zu fragen, die bereits mit Schrecken unsere Liaison witterte. Schließlich ging sie fort, ohne sich zu verabschieden, bestürzt über eine skandalöse Situation, für die sie mich jedoch nicht verantwortlich machen konnte. Keine Woche der Trauer war vergangen, als Fernando mich schon in seinen Armen erzittern ließ.“

„Vielleicht hast du dich in ihn verliebt. Aber dieser Kuss, ich bleibe dabei, war ein Missbrauch. Du solltest meine Geschichte mit dem Priester hören.“

„Ich habe etwas davon gehört. Aber ich muss an der nächsten Station aussteigen."

„Ich begleite dich bis nach Hause", erwiderte Mario.

Die U-Bahn hielt, und beide stiegen aus, gefolgt von dem Mann im violetten Mantel.

„Jemand schnüffelt hinter uns her", flüsterte Mario zwischen den Zähnen. „Dreh den Kopf nicht um."

„Und dann", fragte eine Stimme hinter ihnen, „was ist passiert?"

Claudia drehte sich um. Der Mann im violetten Mantel stieß ein dröhnendes Gelächter aus und ging auf sie zu, wobei er seine linke Hand an den Haltestangen fest- und wieder losließ. Mario bemerkte, dass dieser Körper sich geschickt auf zwei Krücken stützte, halb unter dem Mantel verborgen.

„Was für eine Überraschung!", rief Claudia aus und erkannte Todd.

Beide umarmten sich mit einer Spontaneität, die Mario unangenehm war. Das Quietschen der Schienen entfernte sich, und Mario und Todd musterten einander. Claudia stellte sie fassungslos vor, stammelte ein paar zusammenhanglose Sätze zwischen Spanisch und Englisch.

„Ein Mitschüler aus meiner Grundschule. Mein Mann."

„Ich wusste nicht, dass du verheiratet bist. Glückwunsch!"

„Bin ich nicht. Ich meine, wir haben aus Zweckmäßigkeit geheiratet."

Mario nickte und verbarg seine Enttäuschung. Satt von seiner voreiligen Ernüchterung senkte er den Blick und entdeckte den Bogen, den Todds dürre Beine bildeten.

„Die müssen mit Aluminium verkleidet sein", schloss er.

„Abschlussjahrgang?"

„Nein", beeilte sich Mario zu antworten. „Tatsächlich haben wir nie zusammen studiert. Wir waren Nachbarn im





Viertel. Claudia war meine erste Liebe, obwohl sie es vielleicht nie wusste."

Todd nickte verletzt und zog die Stirn zusammen. Claudia, noch immer bestürzt, öffnete den Mund, ohne zu wagen, ein Wort hervorzubringen.

„Auf Spanisch bezeichnet *enamorada* die Person, die man liebt, ohne sie zu besitzen", fügte Mario hinzu. „In unserer Stadt gab es keine gemischte Erziehung der Geschlechter. Ich bin in einer Männerwelt aufgewachsen."

„Unter Männern zu leben – ist das so schwer für euch?", fragte Todd.

„Ist es", erwiderte Mario provokativ.

„Das ist anzunehmen. Sexuelle Spannung, wenn sie keinen Ausdruck findet, wird gewalttätig. ‚Gewalt, wie Talent, messen unsere Sexualität', habe ich in einem meiner Bücher geschrieben."

„Stimmt", fiel Claudia ein. „Ernesto ist Schriftsteller. Er schreibt ein Buch mit Erzählungen."

„Theologie", präzisierte Mario. „Ich entwerfe eine Geschichte Gottes."

„Sie widmen sich dem Studium dessen?", brummte Todd. „Vielleicht haben Sie interessante Anekdoten, die Sie uns erzählen können."

„Es ist schon spät", fügte Claudia hinzu. „Warum begleitet ihr mich nicht nach Hause? Wir könnten etwas trinken."

Todd erklärte, sein Auto stehe zwei Blocks weiter vorn. Sie vereinbarten, dorthin zu gehen, es zu holen und bei Claudia zu Hause etwas zu trinken. Zurück zu ihrer Wohnung würde Todd Mario mitnehmen.

„Ich muss vor vier zurück sein", warnte Mario. „Ich muss mich in meinem Büro melden."

„Wo arbeiten Sie?", erkundigte sich Todd, während er den Bürgersteig entlangging.

„Bei der *Times*", antwortete Mario.

„Was für ein Zufall! Sie müssen Gerard W. Taine kennen."

Mario lächelte verlegen, was Todd mit einem Anflug von Ungewissheit taxierte. Claudia nahm an, ihr Mann beziehe sich auf einen seiner afroamerikanischen Freunde, und fragte sich, ob Todd nicht dabei sei, Mario vorschnell als Rassisten zu brandmarken.

„Ernesto ist kein Journalist", stellte sie klar. „Er erfüllt eine Verwaltungsfunktion."

„Natürlich. Er ist Schriftsteller, jedenfalls. Haben Sie ein Buch veröffentlicht?"

„Noch nicht. Aber ich habe eine Zeitlang als Gaukler gelebt."

„Wie schade. Gaukler?"

„Ich habe Geschichten auf der Straße erzählt."

„Wie im Mittelalter. Wie interessant! Welche Art von Geschichten?"

„Aus *Tausendundeiner Nacht*. Von ihren Nachahmern: Erzählungen von Quiroga, Kafka, Papini…"

„Kann ich mir vorstellen. Sie sind wohl ein weiterer illegaler Einwanderer."

„Ein illegaler Entfremdeter, wenn Sie mich so nennen wollen!", erwiderte Mario wütend.

„Nehmen Sie es mir bitte nicht übel. Vielleicht kann ich Ihnen helfen, an meiner Universität Arbeit zu finden."

„Auf welche Weise? Indem ich die Blätter zusammenkehre, die von den Bäumen fallen?"

„Zum Beispiel", Todd bemerkte die geröteten Wangenknochen seines Gegenübers. „Aber fürs Erste möchte ich Sie nicht belästigen. Erzählen Sie uns Ihre Geschichte über die Kirche."

„Ah! Das ist eine schwere Geschichte."

„Sei nicht grob", warf Claudia begeistert ein. „Ich stelle mir vor, es geht um deinen Abgang von der Schule La Concordia."

„Ja", bestätigte Mario zögernd. „Darum geht es."





„Ich bin sicher, Todd wird es lieben."

Mario sah vor sich einen Mann mit spärlichem Bart, gekleidet in ein weißes Hemd im Guayabera-Stil. Er bemühte sich, sich daran zu erinnern, wann und wo er Claudia von seinen Problemen mit jenem Lehrer erzählt hatte.

„Dein Vater hat mir einmal etwas davon erzählt", fügte Claudia hinzu und erriet seine Gedanken. „Tage vor seinem Tod."

An einem Nachmittag im Februar hatte eine Sprengladung einen halben Häuserblock ihrer Stadt verwüstet. Die Leichen ihres Vaters und seiner beiden Brüder wurden im Inneren ihres Autos gefunden, ohne sichtbare äußere Verletzungen, jedoch mit zerfetzten inneren Organen. Offizielle Versionen beschuldigten den organisierten Drogenhandel. Gegner der Regierung gaben internationalen Institutionen die Schuld, die daran interessiert seien, in Kolumbien Anarchie zu entfesseln. Die Presse mutmaßte, ein Kongressabgeordneter wolle ein Gebäude in seinem Besitz abreißen lassen, um die Gebäudeversicherung zu kassieren. Nach einem Jahr wurde der Vorfall in den Annalen ungesühnter Verbrechen abgelegt, das Übel Lateinamerikas. Claudia senkte reuig den Kopf; eine verspätete Geste der Entschuldigung.

Todd bemerkte ihre Verlegenheit und räusperte sich. Dann hob er die linke Handfläche – eine Geste, die eine Antwort verlangte. Mario strich über die Saiten seiner Gitarre und erzeugte eine nostalgische Melodie. Er formte die Luft zwischen seinen lockeren Händen und setzte, die Straße überquerend, seinen Weg fort, indem er nach links abbog. Zwei Schritte weiter drehte er sich um sich selbst und, zwischen Todd und Claudia springend, begann er seine Erzählung.

—Vor einiger Zeit, nach meinem sechsten Geburtstag, erkrankte ich an Windpocken. Die Ärzte hielten mich fast einen Monat lang zu Hause, und als ich in die Schule

zurückkehrte, stellte ich fest, dass meine Klassenkameraden Kenntnisse erworben hatten, die den meinen überlegen waren. Tatsächlich konnten sie mit den Konsonanten des Alphabets bis zum Buchstaben T lesen und schreiben, während ich kaum bis zum M kam. In unserem Alter ist es, sofern man nicht Analphabet ist, schwierig, die Bedeutung von fünf Konsonanten abzuwägen: N, P, Q, R und S. Für mich bedeuteten sie damals alles; ihrer Verwendung unkundig, sah ich mich von Mitschülern und Lehrern verachtet, die mir Versagen bei den Abschlussprüfungen voraussagten. Sollte ich das Schuljahr nicht bestehen, würden die Peitsche und die Zurechtweisungen meiner Eltern nicht lange auf sich warten lassen.

„Meine Rettung war damals ein Wunder der Vorsehung, das heißt Gottes, denn anzuerkennen, dass die Zukunft nicht zufällig ist, heißt, ihre Offenbarung zu entdecken. Eines Tages, während des Unterrichts, bemerkte ich, dass die Lehrerin den Unterricht anhand eines grünen Buches führte. Zugleich erkannte ich, dass es dasselbe Buch war, das ich in meiner Schultasche aufbewahrte. Während ich darin blätterte, ahnte ich, dass dieses Buch die notwendigen Anweisungen enthielt, um den Gebrauch der Buchstaben zu erlernen, die ich nicht kannte. Mit Anstrengungen, die ich heute nicht mehr ermessen kann, die aber für den Geist eines Kindes als titanisch bezeichnet werden könnten, brachte ich mich auf den neuesten Stand und überholte meine Kenntnisse. Meine Weihe war unerquicklich. Die folgenden Stunden wurden für meine Lehrer zu einem Martyrium, denn sie fanden in mir einen unerbittlichen Korrektor ihrer gelegentlichen Fehler und einen maßlos frühreifen Schüler.

„Eines Tages forderte mich die Direktorin, bestürzt über meine fortgeschrittenen Lektüren, heraus, meine Mitschüler zu unterweisen — eine Leistung, die ich ohne Aufhebens unter Verwendung des grünen Lesebuchs vollbrachte. Das verschaffte mir, sehr zu meinem Bedauern,





eine hartnäckige Feindin, denn, so heißt es, sie verfiel in Niedergeschlagenheit angesichts der Aussicht, von einem Kind an Einsicht übertroffen zu werden. Diese Hartnäckigkeit schlug in Wut um, als sie eines Morgens unser Klassenzimmer betrat, um uns zwei riesige Schautafeln zu zeigen. Auf der einen sangen auf blauem Grund blonde Menschen über den Wolken und betrachteten das Bild der Sonne oder eines strahlenden Lichts; auf der anderen wurden die nackten Körper von Millionen dunkelhäutiger Männer und Frauen vom Feuer einer brennenden Wiese verzehrt.

„Entsetzt von den schonungslosen Bildern der Verdammten hörten wir der Direktorin zu, die, ihren Blick auf meine Augen gerichtet, erklärte, dass diese Qualen den Kindern vorbehalten seien, die ihre Lehrerinnen beleidigten. Alle meine Mitschüler sahen mich vom Feuer Beelzebubs verbrannt. Sie fragte uns daraufhin, wo wir sein wollten, im Himmel oder in der Hölle, und ich, mir meiner Lage bewusst werdend, zog es vor, meiner Demütigung mit guter Miene zu begegnen. Nachdem alle meine Mitschüler im Chor geantwortet hatten, im Himmel, schrie ich: in der Hölle. Die Direktorin verließ die Klasse unter dem Gelächter meiner Mitschüler.

„Ein rebellischer Charakter verträgt sich nicht mit scharfsinnigem Verständnis. Diese Dissonanz demütigte ebenso meine Klassenkameraden, insbesondere Benito, den Liebling der Lehrerinnen wegen seiner lockigen blonden Haare, der sich plötzlich auf den zweiten Platz der Ehrenliste unserer Klasse verdrängt sah. Im folgenden Jahr empfing mich die Direktorin der Schule mit einer bedingten Einschreibung; das heißt unter der Bedingung, dass sie mich beim geringsten Disziplinarverstoß aus der Schule verweisen würde. Ihr Grund war kein anderer als ihre willkürliche Abneigung.

„Einen Monat später, während wir Katz und Mäuschen spielten, sprang ich während der Pause über die Schulbänke

eines Klassenzimmers, und so groß war mein Bemühen, nicht von der Katze überrascht zu werden, dass ich über eine, zwei, drei Bänke und schließlich auf den Schreibtisch der Direktorin sprang, der unter meinem Gewicht in zwei Teile zerbrach. Benito, jubelnd darüber, die dunkelsten Leidenschaften seiner Vorgesetzten zu befriedigen, denunzierte mich bei der Direktorin, die mich ohne Anhörung meiner Erklärungen aus der Schule verwies.

„Ich studierte vier Jahre lang an einer anderen Privatschule, bis meine Eltern mich am Militärkolleg La Concordia anmeldeten, einer Anstalt von gewissem Ruf, damit ich dort mein Abitur erlangte. Dort sah ich die Gesichter meiner ehemaligen Klassenkameraden wieder, die ich begeistert begrüßte, ohne zu ahnen, dass der Skandal meiner frühen Tat Jahre zuvor sie in ihrem Verhalten mir gegenüber vorsichtig gemacht hatte.

„Zu Beginn unseres zweiten Jahres fanden Klassenwahlen statt, und aufgrund meiner Hingabe an das Studium wurde ich nominiert und zum Präsidenten des akademischen Komitees gewählt, einer rein protokollarischen Position, die das Kolleg als demokratische Zierde zur Schau stellte. Benito übernahm die Gesamtpräsidentschaft, was ihm erlaubte, die Lehrer zu lobpreisen — eine Tätigkeit, für die er stets belohnt wurde, indem er großzügige Noten in den Klassenarbeiten erhielt.

Man sagte damals, diese Schule sei ein Tummelplatz für Pädophile. Mehrere Mitglieder des Leitungsgremiums waren von den Lehrern dabei ertappt worden, wie sie sich gegenseitig oder einige der jungen Schüler sodomisierten. Es hieß, der Sportlehrer teile sein Privatleben mit einem Teenager, und die beiden hätten einige Sportler zu Sex in sein Zimmer eingeladen.

Ich bezeuge diese Gerüchte nicht, doch die Tatsache, dass Jahre später der Rektor der Schule und mehrere Lehrer schmählich aus der Stadt vertrieben wurden, scheint sie zu bestätigen. Solche Laster erzeugen weitere Laster, und die





Lehrer, die ein Gehalt bezogen, das unter dem monatlichen Schulgeld jedes Schülers lag, verfielen der Praxis, ihre Noten zu versteigern. Unter dem Einverständnis der Schulleitung wurde der Mathematiklehrer Gustavo Fonseca zum auffälligsten Mitglied jener Gruppe von gesetz- und gottlosen Pädagogen. Gegen jede Summe bestochen, belohnte Fonseca die nachlässigsten Schüler mit skandalös unverdienten Noten. Um noch mehr Geld einzunehmen, wurden seine Erklärungen dunkel, seine Prüfungen streng, sein Charakter unerträglich. In den Büchern geschult, wusste ich Fonsecas Verwirrungen zu umgehen. Die Mehrheit meiner Mitschüler jedoch versank in seinen Zahlen, ohne den Kurs zu bestehen. Wenige Eltern interessierten sich für die Studien ihrer Kinder, und noch weniger erwogen die Möglichkeit, einen Lehrer zu bestechen. Eines Tages bat er uns, den Umfang unseres Schulgeländes zu bemessen. Mein Vater schlug vor, zum Kataster zu gehen, dem kolumbianischen Vermessungsinstitut, das die Pläne aller städtischen Gebäude aufbewahrte.

Fonseca nahm meine Arbeit gleichgültig entgegen.

„Das haben Sie nicht selbst gemacht, sagte er zu mir. Erzählen Sie mir: Ihr Vater hat jemanden dafür bezahlt, nicht wahr?“.

Ich verneinte es, aus Angst, mich in irgendeine Angelegenheit zu verstricken, deren Verwicklungen ich nicht verstand. Fonseca jedoch bestand darauf. Seine entzündeten Augen schienen aus ihren Höhlen auf meine zuzuspringen, während ich seine gereizte Stimmung bemerkte. Da mir klar wurde, dass ihn nur eine bejahende Antwort zufriedenstellen würde, senkte ich den Kopf zustimmend. Er sagte mir zufrieden, sein Urteil irre sich niemals. Der Ton seiner Stimme wurde sanfter, beinahe schmeichelnd.

„Wenn Sie oder Ihre Brüder einen Lehrer für Physik oder Mathematik benötigen, lassen Sie es mich wissen“.

Damals war mein Verständnis für die wirtschaftlichen Interessen der Menschen stumpf. Meine grundlegende Ansicht, abgeleitet von einem Sprichwort meines Großvaters, pries die Schmeichelei gegenüber jenen, die Kapital besaßen, und geringschätzte zugleich jene, die keines hatten:

Für Geld tanzt der Hund.

Fonseca würde sich auf jeden Fall an meiner Arbeit bereichern. Einen Monat später legte er meinen Plan als Anhang seinem Abschlussbericht über das architektonische Umgestaltungsprojekt bei, eine Arbeit, für die er vom Rektor der Schule beauftragt worden war.

„Danke, Herr Professor, entschuldigte ich mich, aber meine Brüder und ich erhalten bereits jeden Freitagabend Unterricht bei einem Privatlehrer".

Zweckmäßiger wäre es gewesen, ihm eine spätere Konsultation zu versprechen — und nur zu versprechen. *Esprit de l'escalier!* Damals, aus Angst, Fonseca könne an der Großzügigkeit meiner Familie zweifeln, und um aus bloßer Eitelkeit unseren Wohlstand zu unterstreichen, verletzte ich die Absichten meines Lehrers. Wahr war, dass ich jeden Freitag mit meinen Brüdern zu dem Haus einiger Amateurmusiker ging, um Gitarrenunterricht zu nehmen. Wir lernten wenig: Trotz ihres Talents reduzierte eine einzige Wochenstunde unsere Tutoren auf die unausgesprochene Rolle von Babysittern. Ist das nicht schließlich die grundlegende Funktion von Hochschulen, Schulen, Lyzeen und Akademien, von Universitäten ganz zu schweigen? Neben der Vermittlung der Grundlagen der Musik sperrten uns unsere Eltern dort ein, um sich unserer Anwesenheit eine Nacht pro Woche zu entledigen.

Fonseca machte eine verächtliche Geste und verabschiedete mich mit einem Klaps auf den Rücken.

„Sie haben eine Null bekommen, begrüßte er mich am nächsten Tag im Klassenzimmer. Die Schüler müssen lernen, ehrlich mit ihren Arbeiten zu sein".





Ich errötete und zeigte ihm mein Unbehagen mit einem Blick. Dennoch enthielt ich mich, ihm zu widersprechen, obgleich ich mir genüsslich seine Reaktion vorstellte, wenn ich ihn hätte wissen lassen, dass er für den Preis einer Fotokopie einen weiteren identischen Plan im Kataster erhalten könnte. Ich beruhigte mich, indem ich die Null mit meinen früheren Noten verglich, die hoch genug waren, um sie in meinem zweimonatlichen Durchschnitt abzufedern. Fonseca jedoch wütete mit Furor gegen unsere Klasse; die in unseren wöchentlichen Prüfungen formulierten Aufgaben bedienten sich einer scheinbar elementaren, jedoch tückischen Sprache. Die Abschlussprüfung wurde zum Wendepunkt:

> *Doña Golondrina geht ins Rathaus, um die Orangen des Kapitäns Rioja zu entwenden, deren Ergebnis von der Gleichung yx = (88y — 79y/12) + 165xy/66 − 4xy abhängt. Teilen Sie das vorläufige Ergebnis durch den Wert von y.*

Die Aufgabenstellung präzisierte nicht, was unter Ergebnis zu verstehen sei, noch ob yx eine Unbekannte, eine Multiplikation oder einen Druckfehler bezeichne. Ebenso wenig gab sie an, welche Variable aufzulösen sei oder an welchem Punkt die Fabel ende und die Rechnung beginne. Bezog sie sich auf das Ergebnis der Gleichung oder auf die Beute von Doña Golondrinas Diebstahl? Sollte man einen algebraischen Ausdruck oder eine imaginäre Menge von Orangen teilen?

Diese absichtliche Mehrdeutigkeit führte zum allgemeinen Absturz der Noten meiner Mitschüler. Nur drei Schüler, Benito, Sierra und ich, waren kühn genug, dem Problem eine plausible Interpretation aufzuzwingen und gleichzeitig Antworten abzugeben. Sierra bestätigte jedoch den allgemeinen Verdacht: Benito, der Privatunterricht bei

Fonseca erhielt, hatte die Aufgabe nicht interpretiert, sondern sie im Voraus gelöst.

Maruco, Díaz, Sierra, Alegría, Ballesteros und viele andere Schüler suchten angesichts von Benitos Schadenfreude meine Hilfe; als Klassenpräsident zögerte er, Fonseca wegen der Mehrdeutigkeit seiner Sprache zu tadeln. An einem Morgen im Mai ergriff ich vor dem Lehrer und der Klasse das Wort und verlangte Klarheit in seinen Erklärungen und Geduld in seinem Verhalten. Er nickte schweigend. Am nächsten Tag kam seine Antwort in Form einer Rüge. Er hielt eine meiner Prüfungen vor meine Mitschüler und sagte, dass ich zwar eine Zehn, also die höchste Note, erhalten hätte, meine Schrift jedoch so krumm und ungeordnet sei, dass er sich verpflichtet gesehen habe, mir drei Punkte abzuziehen. Ich protestierte vergeblich, denn Fonseca brachte meine frühere Anmaßung zur Sprache, als ich mich geweigert hatte, den Umfang der Schule zu bemessen. Dieser Vorfall untergrub meine Glaubwürdigkeit bei meinen Mitschülern.

Benito verbreitete das passende Gerücht, Fonseca wäre weniger grob zur Klasse, wenn ich ihm gegenüber eine bessere Haltung einnähme. Sierra, der mir altersmäßig um ein Jahr voraus war und dessen Urteil ich vertraute, warnte mich vor einer unmerklich hinter meinem Rücken organisierten Verschwörung. Ich schenkte der Sache wenig Beachtung und entschied mich, jede künftige Vermittlung zwischen meinen Mitschülern und Fonseca zu ignorieren. Eine zaghaft-späte Reaktion, denn Benito hatte bereits mit Caicedo, unserem Klassenleiter, intrigiert. Benito wurde beauftragt, eine Liste aller Auseinandersetzungen zwischen Fonseca und mir zusammenzustellen.

Caicedo, ein Mann mit grünen Augen und braunem Haar, kannte meine Familie seit seiner Kindheit und hegte einen uralten Hass auf meine Mutter. Seine Eltern waren landlose Bauern, und mehrfach hatte seine Mutter ihn am Arm bis zur Villa meiner Großeltern geführt, um Almosen





zu erbetteln. Caicedo hatte seine Grundschulausbildung mit diesem Geld bestritten, und meine Mutter pflegte ihn kniend vor meinem Großvater im Garten des Hauses zu sehen. Eines Nachmittags kam Caicedo zur Vesperzeit in die Villa und fand meine Mutter allein zu Hause vor. Sie lud ihn ein, eine Tasse Schokolade mit heißen Arepas zu trinken. Caicedo nahm an. Offenbar stellte er sich vor, ein Diener würde ihn in den großen Speisesaal führen, doch meine Mutter befahl dem Butler aus Scham oder Hochmut, ihn wie so viele andere Bauern in den Speisesaal der Dienerschaft zu geleiten. Caicedo verzieh ihr dies niemals, und man sagt, er habe an dem Samstag getanzt, an dem er vom Tod meiner Großeltern erfuhr.

Mit der Zeit verschwand die Dienerschaft aus unseren sozialen Annalen, und Caicedos wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung verbesserte sich, wenngleich sie aus irgendeiner Ironie des Schicksals unter der meiner Mutter blieb. Nach einigen misslungenen Geschäften gewann meine Mutter ihren aristokratischen Habitus zurück, indem sie meinen Vater heiratete, einen bürgerlichen Gentleman.

Ein Element, das Caicedo beunruhigte, war der Vergleich zwischen der dunklen Hautfarbe meiner Mutter und der seinen, die von den blauen Linien seiner Adern durchzogen war. Puritanische und rassistische Ideologien, die über das Kino aus den Vereinigten Staaten importiert worden waren, hatten ihn davon überzeugt, dass in seiner Stadt die natürliche Ordnung des Universums gestört sei. Während seiner Gymnasialzeit hatte er mehrere nordamerikanische Frauen mit schneeweißer Haut kennengelernt, die ihn entgegen seinen Erwartungen zurückgewiesen und die Gesellschaft dunkelhaariger Jünglinge vorgezogen hatten.

„Die Gringas bevorzugen Schwarze, hatte seine Mutter zu ihm gesagt, um ihn zu trösten“.

Nun hatte die Zeit ihm den Sohn jener dunkelhäutigen Frau ausgeliefert, die ihn verachtet hatte. Wie meine Mutter war auch meine Haut braun. Schon mehrfach hatte ich Caicedo dabei ertappt, mich beharrlich zu beobachten, ohne seine Absichten zu kennen. Ich kenne das Gespräch nicht, schließe es jedoch, das zwischen Caicedo und Fonseca in meiner Abwesenheit stattgefunden hat. Beide einigten sich darauf, mir den größtmöglichen Schaden zuzufügen, und indem sie mich beim Direktor der Schule denunzierten, bezeichneten sie mich als „schädlich“ und forderten meinen sofortigen Ausschluss.

Er erwiderte, dass angesichts meiner vorbildlichen Noten ein Schulverweis undurchführbar sei, dass er jedoch, sofern meine Mitschüler gegen mich ein Veto beschlössen, selbst bereit wäre, meine bedingte Einschreibung zu unterzeichnen. Caicedo und Fonseca blieb nichts anderes übrig, als dies zu akzeptieren. An jenem Nachmittag hatten wir Sportunterricht im Schwimmbad der Schule. Wir gingen von unserem Klassenzimmer in die Umkleiden; eine Reihe kleiner Kabinen, verdunkelt durch Metalltüren. Keine von ihnen verfügte über Riegel, und alle konnten von außen geöffnet werden.

Direktor Higuera, ein angesehenes Mitglied einer religiösen Bruderschaft, war jedoch, wie ich bereits erwähnt hatte, ein Pädophiler, und in diesem Konflikt sah er eine Gelegenheit, meine Verletzlichkeit auszunutzen. Er erwiderte , angesichts meiner hervorragenden Noten sei ein Schulverweis unpraktisch, aber falls meine Mitschüler gegen mich stimmten, wäre er selbst bereit, meine bedingte Einschreibung zu unterschreiben . Caicedo und Fonseca blieb nichts anderes übrig, als zuzustimmen. An diesem Nachmittag hatten wir Sportunterricht im Schulschwimmbad. Wir gingen von unserem Klassenzimmer zu den Umkleideräumen; eine Reihe kleiner Räume, die durch Metalltüren abgedunkelt waren. Keiner der Räume hatte ein Schloss, und alle ließen sich von außen





öffnen. Als ich mich gerade auszog, hörte ich die Tür knarren, und als ich mich umdrehte, sah ich den Sportlehrer, González, vor mir hocken.

„Ich möchte sehen, ob du deinen Penis richtig reinigst“, erklärte er.

Ich hatte schon von diesen unangekündigten Besuchen in der Umkleidekabine gehört. Maruco prahlte damit, die Hygienekontrolle des Lehrers bestanden zu haben, und benahm sich oft extravagant, badete nackt im Pool und zeigte seinen halbsteifen Penis . Varmiento hingegen hatte sich bei seiner Mutter beschwert, die den Lehrer daraufhin des sexuellen Missbrauchs beschuldigte. Varmiento wurde der Schule verwiesen, nachdem sein Vater den Lehrer als Schwuchtel beschimpft hatte. Bei dieser Gelegenheit geriet ich in eine schmerzhafte und ungewohnte Situation. Ich befolgte Gonzáles' Anweisungen, der meinen Penis ergriff und meine Vorhaut zurückzog. Seine Berührung meiner empfindlichsten Stelle verursachte eine qualvolle Erektion. Mit elf Jahren war ich noch nicht beschnitten und hatte meine Vorhaut noch nie zurückgezogen. Ich dachte, es würde wehtun. Gonzáles beobachtete angewidert die weißen Fäden, die sich aus jahrelangem Jungfernhäutchen gebildet hatten, als sie trockneten.

„Duschen Sie jeden Tag mit Seife“, sagte er zu mir, versprach mir eine Nachkontrolle und ging dann in die nächste Umkleidekabine.

Ich erwähne diesen Vorfall, weil González laut Gerüchten der Studenten der engste Vertraute von Rektor Higuera gewesen sein soll. Alle Kinder, die in sein Büro kamen, um ihn zu streicheln und auf seinem Schoß zu sitzen, waren zuvor von González abgerichtet und trainiert worden.

„Die Schwuchteln werden nicht geboren“, hieß es, dass er gesagt habe, „sie werden gemacht.“ Claudia verschränkte die Hände und streckte sie gegen die Frontscheibe des Autos, während sie dieses Sprichwort zwischen den Zähnen wiederholte. Todd sprach von dem

Ort, an dem er sein Auto geparkt hatte. Sie gingen dorthin und fuhren, nachdem sie sich auf den Polstern eingerichtet hatten, in Richtung von Claudias Haus. Während Mario die Linien betrachtete, die die vorgefertigten Betonplatten auf dem Gehweg voneinander trennten, fragte er sich, ob Claudias Flüstern nicht eine gewisse Ermüdung ihres improvisierten Publikums verriet.

„Wenn es irgendein Land gibt, in dem ich homosexuell sein wollte“, knurrte Todd, „dann wären es die Vereinigten Staaten.“

„Die nordischen Länder akzeptieren gleichgeschlechtliche Ehen“, widersprach Claudia.

„Wir wollen auch keine Unruhe stiften. Die Gründerväter unseres Landes waren Bauern.“

„Landspekulanten, die den Indianern stahlen. Die Welt endet nicht in den Vereinigten Staaten.“

„Erinnere mich nicht daran. Sagen wir, um dich nicht zu beunruhigen, dass ich von Amerika im Allgemeinen sprach.“

Mario sah auf seine Uhr und wusste, dass es elf Uhr nachts war. Draußen fuhren in den Kabinen ihrer Autos schweigsame Gestalten vorbei, die laute, aktuelle Musik hörten.

„An der kolumbianischen Küste wird Zoophilie praktiziert“, sagte Claudia. „Nicht wahr, Mario?“ Mario, düster, antwortete nicht. Durch Todd als Mittler erhielten die Päderasten seiner Kindheit in seiner Erzählung eine unverdiente Bedeutung.

„Ist das gesetzlich vorgesehen?“, fragte Todd. „Ich meine, diese Abartigkeit.“

„Frag mich nicht“, rief Claudia sarkastisch. „Das wissen nur die Anwälte.“

„Das Gesetz oder die Abartigkeit?“, scherzte Todd.

Ein Polizeiauto überquerte die Straße mit inquisitorischem Blick.





„Niemand ist in diesem Land frei“, murrte Claudia, bereit, ihre Zeit mit einer banalen Diskussion zu vergeuden.

„Zu viele Gesetze, zu viele Polizisten. In Santander handeln die Menschen, Gott sei Dank, nach ihrem Gewissen.“

„So groß ist das Elend des Emigranten, dass er gezwungen ist, das Land zu preisen, das er verlassen hat“, murrte Mario.

Claudia sah ihn verblüfft an.

„Ich habe über Kolumbien gelesen“, warf Todd ein.

„Man sagt, dort würden Verbrechen ungestraft begangen.“

„Das stimmt“, sagte Claudia. „Im Weinberg des Herrn gibt es von allem etwas. Ich erinnere mich an einen Nachmittag, an dem wir mit einer charismatischen Gebetsgruppe die Gefangenen besuchten. Zwei von ihnen hatten sich freiwillig gestellt, wie die Figur im Roman des russischen Schriftstellers. Es waren gutmütige Ganoven.“

„Ich erinnere mich nicht, in welchem Buch ich geschrieben habe, dass Güte eine unerwünschte Last sei.“

„Nun, diese unerwünschte Last hat das Leiden jener Elenden gelindert.“

Todd hielt an einer Ampel an.

„Wie ein Stück Brot für einen Bettler. Du hast gerade sehr deutlich illustriert, was wir an der Universität die Sklavenmoral nennen.“

„Ein Paradoxon, wenn es Gott war, der Sklave wurde“, entgegnete Mario.

„Bloße evangelische Bagatelle“, erwiderte Todd.

„Ein Wortspiel eines delirierenden Schriftstellers.“

„Ein Kalauer. Dennoch habe ich keine treffendere Idee gelesen. Wie Rousseau, wie Bernard Shaw, wie Thomas Mann glaube ich an Gott.“

„Nach Schopenhauer“, sagte Todd in belehrendem Ton, „opfert das Leben das Glück der individuellen Existenz. Meine Philosophie, dem Anachoreten näher als

dem Hedonisten, findet das Glück in der Verneinung durch Schmerz oder im Willen zur Macht."

„Masochismus", gähnte Claudia.

„Daran zweifle ich nicht", Mario verzog die Lippen.

„Aber dieses Vergnügen hat seinen Preis. Deshalb bringen sich die Männer hier gegenseitig um."

Claudia ließ die Fensterscheibe hinunter. Die Luft kühlte ihre Schläfen. Die Debatte begann byzantinisch zu werden.

„Deine Verbrecher zogen die Ruhe eines Gefängnisses der Angst eines von Verfolgung bestimmten Lebens vor", sagte Todd, offenbar wenig daran interessiert, Marios Satire zu widerlegen.

„Stört dich die Luft vom Fenster?" Todd nickte und konzentrierte seinen Blick durch den Rückspiegel. Claudia zuckte mit den Schultern und streckte den rechten Arm aus, sodass ihre Achsel der gefilterten Luftströmung ausgesetzt war.

„Für euch ist Unsauberkeit das einzige weibliche Verbrechen, das keine Vergebung verdient", bemerkte Claudia.

„Mit anderen Worten", schloss Mario, „Massaker geschehen auch auf diesem Boden, nur organisierter. Wie jener Philosoph sagen würde, der nach Athen zurückkehrte:

In Rom stirbt man genauso."

„Ich frage mich, ob der Bürgerkrieg in Kolumbien nicht eine Folge jener Handlungsfreiheit ist, auf die Claudia so stolz ist."

„Ihr hattet auch einen, noch blutiger", warf Claudia ein.

„Ach! Es hat sich gelohnt", erwiderte Todd. „Historiker verstehen es, jedem Krieg einen epischen Sinn zu verleihen."

Die drei Fahrgäste lachten gleichzeitig. Das Gelächter löste sich in ein langes Schweigen auf. Mario bemerkte das sanfte Tropfen an seiner Scheibe. Regen, der in der Vergangenheit fiel. Verbittert dachte er daran, dass nun nicht mehr die Schönheit, sondern der Ruhm seine Poesie





bestimmen würde. Eine Schriftstellerin aus Bogotá schrieb Gedichte für internationale Limonadenkonzerne, während ein amerikanischer Werbefachmann ein Museum mit Standbildern von Marilyn Monroe und einem philippinischen Diktator eröffnete. Mehrere südamerikanische Dichter ersetzten die Rose und den Sonnenuntergang durch die Namen der berühmtesten Schriftsteller des britischen Empire.

„Bist du ein Rassist, Todd?", fragte Mario.

„Zähle mich nicht zu den Südstaatlern", antwortete Todd nach einer Pause.

„Natürlich. Der britisch-amerikanische Friedensvertrag wurde von zwei Sklavenhändlern unterzeichnet: Richard Oswald und Henry Laurens."

„Sag bloß. Ich dachte, es sei Franklin gewesen." „Ich würde mich dazu versteigen zu glauben, dass Sie ein Nihilist sind, Todd. Oder zumindest so erscheinen wollen. Eine Art Joker des Wissens, der sich jeder Theorie auf negativem Wege anpasst."

„Ich bin kein Heiliger", entgegnete Todd. „Ich habe nicht die Gabe, diejenigen zu beurteilen, die ich noch nicht kenne."

Aus Angst vor einer Auseinandersetzung streichelte Claudia Todd hinter dem Ohr.

„Es gibt Heilige und Märtyrer!", rief Claudia. „Sie alle sterben bei diesen Massakern an den Highschools. Bei einem davon tötete einer der Mörder, kaum vierzehn Jahre alt, eine Mitschülerin, nachdem sie ihm angesichts des Laufs seines Revolvers bejaht hatte, dass sie an Gott glaube."

„Vielleicht war der Mörder von einem Dämon besessen", erwiderte Todd giftig.

Mario beobachtete eine Gruppe von Models, die die Straße in Richtung eines Friedhofs überquerte. Unter ihnen erkannte er eine Filmberühmtheit. Auf den Grabsteinen warteten etwa hundert Menschen auf sie: Sicherheitsleute, Kameraleute, Maskenbildner und Modedesigner.

*Welt, Welt, Welt, nur derer, die sterben sollen*

Der Ruhm wäre eine vergangene Herrlichkeit. Eine fremde Idee. Nun würde er verkünden, dass alle unbekannten, geschändeten und verachteten Menschen die Auserwählten seien. Ewigkeit, ein Zustand der Gleichzeitigkeit in absoluter Dauer. Erinnerung an ein Leben voller Verbrechen oder Wohltaten. Er gewann die Offenbarung zurück. Sein teilweiser Bruch hatte sich Jahre zuvor ereignet, als er sich in Bogotá einer freidenkerischen Literaturzeitschrift angeschlossen hatte, die sich damit brüstete, keine ideologische Ausrichtung zu besitzen.

Ihr Direktor, Vitelio, ein Verseschmied, dessen Gedichte Mario nie kennengelernt hatte, organisierte jeden Freitag literarische Salons in seiner Wohnung, einem kleinen Raum voller unangenehmer Gerüche und aufgestapelter Bücher, geschmückt mit Plakaten pornografischer Filme und Gemälden selbstmörderischer Schriftsteller. Mario trat mit dem Interesse ein, ein Fragment eines Theaterstücks zu veröffentlichen, das er damals schrieb. Als er sich der Gewohnheiten Vitelios bewusst wurde, der die gegenseitige Zuneigung verliebter Paare infrage stellte und die Promiskuität pries, feierte Mario heuchlerisch dessen Tiraden gegen die Religion, insbesondere seinen Spott über die Gläubigen, die vor dem knieten, was er das Nichts nannte.

Eines Nachts verstand Mario den Grund für seine wiederkehrende Beschäftigung mit diesem Thema. Während einer der Salons ging Mario ins Bad am Ende der Wohnung, und als er zurückkam, sah er durch eine halb geöffnete Tür einen grauhaarigen Mann, ein gealtertes Abbild Vitelios, der kniend die Finger vor einem Bild der Jungfrau Maria verschränkte. Mario empfand Mitleid mit dem Alter dieses Mannes, dem Erzeuger eines Sartre-Idolatrers. Vitelio verherrlichte den schielenden Philosophen bis zur





Erschöpfung, rezitierte Fragmente aus *L'Être et le néant* vor seinen Anhängern und zwang sie zu akzeptieren, dass man in der Welt nur instrumentalisiert oder Instrumentalisierer sein könne.

> *Ich mache mich zu Fleisch, um den Anderen durch meine Nacktheit zu faszinieren und in ihm die Begierde nach meinem Fleisch zu erwecken, gerade weil diese Begierde nichts anderes sein wird als eine ähnliche Inkarnation in dem Anderen.*

Getreu den Lehren seines Meisters pries Vitelio Sartre, den neuen Gott, den er nicht nur in der Kleidung, sondern auch in seiner Promiskuität nachahmte, eine Praxis, die Vitelio als Tugend lobte. Nach jedem literarischen Salon pflegte Vitelio, private Gespräche mit den Mitgliedern seiner Zeitschrift zu vereinbaren, um so, wie er sagte, die gelernte Theorie in die Praxis umzusetzen. Für Mario war das auffälligste gemeinsame Merkmal von Vitelio und Sartre ihre Hässlichkeit – ein Wort, das er selbst gelernt hatte zu hinterfragen, das ihm jedoch damals unter den gegebenen Umständen Genugtuung verschaffte.

Vitelios Bewunderung für Sokrates, das andere Scheusal der Philosophie, schien seinen Verdacht zu bestätigen, dass die Akrobatik des Denkens gequälte Seelen ebenso anzieht wie asymmetrische Gesichter. Mario vermied persönliche Begegnungen, eine unverzeihliche Kränkung in Vitelios Augen. Jedes andere Mitglied dieses literarischen Zentrums wäre von seinem Direktor gedemütigt und hinausgeworfen worden, der seine Feinde mit dem, was er selbst die Rhetorik der Psychoanalyse nannte, herabsetzte. Doch dank seiner Kenntnisse der englischen und deutschen Sprache blieb Mario als Übersetzer tätig. Der Bruch erfolgte drei Monate später, als Mario nach einer Phase unterbewerteter Arbeit begriff, dass keine seiner Seiten in den Druck gelangen würde, solange er nicht Vitelios Lüsternheit teilte.

Seine Überzeugungen änderten sich dennoch. Seine Ironie richtete sich, dem von seinen Gefährten eingeimpften Verachtung entsprechend, gegen Priester und Kirche. Der freie sexuelle Austausch kam ohne antichristliches Gewissen aus, und obwohl seine Universität katholischer Prägung war, verspotteten seine Professoren die Kommunion mit Witzen, die von der Mehrheit der Studenten beklatscht wurden. Obwohl Mario seinen Glauben verinnerlicht hatte, war er schwach, und sein wachsendes Misstrauen gegenüber dem Klerus entfernte ihn immer weiter von seinem katholischen Bekenntnis. Das lutherische Paradox des Predigens ohne zu praktizieren, so verbreitet in der Generation seiner Eltern, befriedigte ihn nicht. Die Einsicht, dass er selbst mehrfach ohne Reue gesündigt hatte, schwächte seine Überzeugungen zusätzlich. Das Glaubensvakuum brachte neue Glaubensformen hervor, entgegengesetzte Verneinungen des alten. Sündigen, oder die Kunst, das eigene Verhalten zum Nachteil des Wohls anderer zu kalkulieren.

„Hier studieren die Leute Jura, um ihre Nachbarn zu missbrauchen“, sagte Claudia. „Dies ist das Land mit den meisten Gerichtsverfahren, weißt du? Sprechen wir gar nicht von der Todesstrafe. Kolumbien war eines der ersten Länder, das sie abschaffte. Ihr lasst sie jeden Tag mit beleidigender Gleichgültigkeit zu.“

„Ich kenne die Geschichte deines Landes nicht. Welche Bedeutung hat Kolumbien schon?“

„Die heutige Frage ist nicht, ob Hitler ein guter Politiker war oder nicht“, warf Mario ein, „sondern warum wir Hitler studieren und nicht Gandhi. In der Präferenz liegt der diskriminierendste Same.“

„Hast du die Geschichte der Vereinigten Staaten studiert?“, fragte Todd Claudia, ohne Marios Kommentar Bedeutung beizumessen.

Claudia nickte. Sie besaß ein Geschichtsheft, das Helena ihr ein Jahr zuvor geschenkt hatte. Damals errötete Claudia





nervös bei dem Gedanken, dass sie sich rechtzeitig auf ihre Einbürgerungsprüfung vorbereiten müsse.

„Du wirst gelesen haben, dass die Union Ende des achtzehnten Jahrhunderts gegründet wurde. Der Beginn unserer Demokratie.“

„Eine Lüge“, unterbrach Mario. „Eine sklavenhalterische Demokratie ist ein Widerspruch. Die Vereinigten Staaten wurden nach dem Bürgerkrieg gegründet, nach der Abschaffung der Sklaverei. Verzeih meine Anmaßung, aber vor dem Bürgerkrieg war die Union lediglich eine tyrannische Verschwörung sklavenhalterischer Demokratien, eine schwache Kopie des griechischen Bundes gegen Xerxes, diesmal verkörpert in George.“

„Noch ein Kolumbianer, der Herodot gelesen hat!“, rief Claudia. „Eine interessante These. Mach weiter. Todd ist beeindruckt.“

Mario schloss aus diesem Kommentar, dass Todd, wie die meisten amerikanischen Professoren, nicht wusste, klassische und moderne Bildung zu vereinen. Ebenso hielt er sein erstes Urteil über Claudia für voreilig. Er erinnerte sich, dass die Annalen der Invasion des Xerxes Teil des Lehrplans der Oberstufe waren. Leonidas wurde an der Militärakademie als Vorbild des Mannes verehrt, der sein Blut für das Vaterland vergoss. Er zählte, wie viele Soldaten während seiner Jahre in Kolumbien gefallen waren, ohne dass irgendein Historiker oder Dichter sie rehabilitiert hätte. Rehabilitiert – für wen?

„Unsere Nationalhelden passten das britische Regierungsmodell an“, entgegnete Todd mit einem verächtlichen Lächeln. „Das griechische Regierungssystem wurde aus der Union ausgeschlossen. Diese Verallgemeinerungen sind geistreich, entbehren aber der Autorität. Ihr seid schließlich keine gebürtigen Nordamerikaner.“

„Du selbst hast mir gesagt, dass Ideen keine Heimat haben“, warf Claudia ein.

Todd bewegte beschämt den Kopf von einer Seite zur anderen. Er sah einen großen Saal, in dem mehrere Bilder der Landkarte der Vereinigten Staaten auf eine Leinwand projiziert wurden. Ein weißhaariger Professor verkündete laut, dass die innerhalb dieser Grenzen errichtete Freiheit von kolonialistischen Engländern, mexikanischen Einwanderern und Kommunisten bedroht sei. Anschließend wurde ein Video von einer Frau mit dicken Brillengläsern gezeigt. Das Licht wurde gelöscht, und eine Gesellschaft aus plastikverpackten Lebensmitteln wurde vor ihren Augen inszeniert. Der Triumph des Egalitarismus brachte Kinder hervor, die Verkehrszeichen respektierten und statistische Daten auswendig lernten.

Zahlen auf einem Blatt bestimmten die Berufe und Tätigkeiten der Erwachsenen. Frauen und Männer lebten zusammen in winzigen Zimmern, in denen man nicht laut sprechen durfte, bei Strafe der Verhaftung durch aggressive Wächter. Jeden Morgen intrigierten die Menschen telefonisch gegeneinander und logen, um öffentliche Ehrungen zu erlangen. Der Staat zog überschüssiges Geld aus den Jahresgehältern ein und sperrte jene ein, die es wagten, ihre Zahlungen zu verzögern. Jeden Nachmittag setzten sich die Menschen vor unzählige Plastikboxen, die ständig wiederkehrende Geräusche und Bilder von sich gaben.

„Vergesst es“, sagte Todd verärgert. „Ich meinte nur, dass ihr nicht die Grundschule in den Vereinigten Staaten besucht habt.“

Claudia sah ihn beschämt an. Die Amerikaner hatten die Tugend, ihre Fehler mit neuen Fehlern zu korrigieren. „Ohne hier studiert zu haben“, murmelte Mario, „weiß ich, dass Jefferson die Engländer häufig mit dem Persischen Reich verglich und die Union mit dem Attischen Bund. Die Geschichte hatte ihm bereits zweimal gezeigt, zuerst bei Marathon und dann bei … sagen wir Charleston, dass die schwächere Gruppe die stärkere besiegt.“





„Du irrst dich. Es waren die Indianer und die Franzosen, die uns die Unabhängigkeit verschafften.“

Sie überquerten mehrere von Ruinen gesäumte Straßen. Vor einem verlassenen Museum verlangsamte Todd die Fahrt und parkte am Straßenrand. Dort beugte er sich über das Lenkrad und leckte, während er Claudias Arm festhielt, an ihrem Ohr.

„*Luxury breeds cowards* …“, verkündete er.

„Wir sind spät dran“, sagte Claudia. „Fahr weiter“ – und zu Mario gewandt fügte sie hinzu: „Jedes Mal, wenn Todd einem Intellektuellen begegnet, beginnt er Shakespeare zu rezitieren.“

Mario bemühte sich zu lächeln. Todd fuhr weiter. „Ich habe meine Meinung geändert“, sagte Todd nach fünf Minuten. „Der nächtliche Ausflug hat mich schläfrig gemacht. Bleibst du, oder kommst du mit mir?“ fragte er Mario.

„Sei nicht grausam, Todd“, fiel Claudia ein. „Bleib, bis Ernesto seine Geschichte beendet hat. Danach, wenn du sehr müde bist, kann er dich begleiten.“ „Ich ertrage diese Art von Geschichten nicht. Sie sind homophob. Die Art, wie Ernesto all diese Männer beschreibt, ist beleidigend. Ich bin liberal.“

Mario stammelte zusammenhanglose Worte, unfähig, die Beschreibungen zu erkennen, auf die Todd anspielte. Claudia stieg aus dem Auto und schlug die Tür krachend zu. Mario schüttelte nervös den Kopf und betrachtete einen Zigarettenstummel auf dem Asphalt. Todd diskutierte weiter von seinem Sitz aus. Mario, auf das gelb gesprenkelte Papier des Stummels konzentriert, verließ gedankenverloren das Auto. Er stellte fest, dass sein Körper erschöpft war, denn die Straßenlichter verschwammen vor seinen Augen. Claudia bat Todd, in ihre Wohnung hinaufzugehen, um einen Cocktail zu trinken.

„Entschuldigen Sie“, sagte Todd zu Mario und streckte die offenen Finger aus.

Er presste seine Hand zwischen die Fäuste und stützte seinen Körper auf die Krücken unter seinen Achseln.





## V. Urteil

Als Mario die Schwelle von Claudias Haus überschritt, fiel ihm auf, dass die Wände vollständig mit Spiegeln verkleidet waren, was dem Raum eine trügerische Weite verlieh.

„Das Problem solcher Gesellschaften ist, dass ausschließlich der Skandal öffentlich wird“, entschuldigte sich Todd. „Pädophilie ist das eine; eine homosexuelle Neigung innerhalb der Maßstäbe einer humanen Koexistenz etwas völlig anderes.“

„Koexistenz oder Überleben?“, warf Mario ein, ohne den Sinn seiner Worte weiter auszuführen. „Konservative sorgen sich weniger um den Zustrom von Einwanderern als um Homosexualität und sind außerstande zu begreifen, dass Homosexualität die wirksamste Form der Geburtenkontrolle ist.“

„Beende deine Geschichte“, schlug Claudia vor.

Mario erwiderte mit einem widerwilligen Blick, den Todd in einem der Spiegel auffing.

„Glauben Sie mir, ich richte nicht über meine Figuren.“

„Was ist geschehen?“, drängte Todd.

„Du musst mein Rezept für die Zubereitung der Margarita abschreiben“, sagte Mario zu Claudia, sichtbar in Gedanken versunken, während er sich schwer in das Sofa sinken ließ.

Sie presste eine halbe Limette über ein Glas mit floralen Verzierungen.

„Ich gebe dir das Rezept, sobald du uns deine Geschichte erzählt hast.“

„Ich schulde dir wohl eine Entschuldigung“, flüsterte Todd und senkte den Kopf. „Auch wenn wir uns über die

Kriterien, die Abweichung von Normalität definieren, nicht einig sind."

„Wir könnten ebenso darüber diskutieren, ob die Armee dieses Landes eine Armee von Terroristen oder von Helden ist. Ich spreche aus meiner persönlichen Perspektive."

Mario blinzelte langsam. Todd räusperte sich verlegen.

„Als ich zum ersten Mal Zitronen in den Vereinigten Staaten kaufte, war ich enttäuscht", rief Claudia aus, bemüht, ein allzu langes Schweigen zu vermeiden. „In Kolumbien sind die Früchte vielfältiger und aromatischer. Man überwürzt sie nicht wie hier. Doch nach einigen Jahren habe ich begriffen, dass es in Kolumbien gar keine Zitronen gibt, sondern nur Limetten. Hier sind Limetten teuer; sie werden importiert. Ich bevorzuge sie — sie sind von Natur aus saurer."

„Sagen wir einfach, sie sind unverzichtbar für eine wirklich gut gemixte Margarita", entgegnete Todd und wandte sich dann an Mario. „Offen gesagt bin ich in Fragen der Identität überempfindlich. Mein Credo ist schlicht: Protestieren heißt leben. Du weißt, dass ich mehreren Vereinigungen angehöre. Außerdem bin ich Mitglied der Gewerkschaft meines Unternehmens."

„Welche Position bekleiden Sie?", fragte Mario in der stillen Hoffnung, in den Vereinigten Staaten eine berufliche Gelegenheit zu finden.

„Ich redigiere eine philosophische Zeitschrift. Sie wird staatlich subventioniert, weshalb ich zum Personal der Universität Buffalo gehöre. Zudem absolviere ich ein Masterstudium in Statistik. Es ist kostspielig, doch glücklicherweise erhalte ich ein Stipendium. Ich bin Veteran."

Todd richtete den Blick auf sein krankes Knie.

„Ein anspruchsvoller Beruf. Erlauben Sie mir die Frage — da wir heute Abend bereits so viele persönliche Themen





berührt haben —, ob Sie sich als Behinderter oder als Veteran verstehen."

Er war während seiner Flucht durch die Straßen von Santiago de Chile gestürzt, als ihn eine Gruppe von Studenten der Sozialistischen und Kommunistischen Jugend im Rücken eines Soldatentrupps überraschte. Eine zufällige Begegnung am Vorabend mit Darío, einem halbwüchsigen Stammgast der Bars von Santiago, hatte ihn vor dem sicheren Tod bewahrt. Mit pathetischer Vertrautheit mit Marx' Werk befragte Darío ihn zu seiner Rolle im Aufstand. In einem unbedachten Impuls distanzierte sich Todd von der CIA und pries die Kampagnen Salvador Allendes sowie des Vietcong. Am folgenden Tag, ausgestreckt auf einer dunklen Straße, schilderte Todd ausführlich sein Privatleben und erklärte, er sei nichts weiter als ein Tourist gewesen, der den Flughafen habe erreichen wollen — jener Flughafen, der zu diesem Zeitpunkt von Soldaten und kommunistischen Genossen umstellt war. Die Schmerzen seines gebrochenen Knies bestätigten seine Darstellung.

„Beides", antwortete Todd und wartete auf eine geistreiche Erwiderung.

„Was beweist, dass Ihre Identität eine Fiktion ist. Eins ist identisch mit eins, nicht mit zwei und eins zugleich. Entweder das eine oder das andere."

„Mathematisch mag das zutreffen. Dennoch betrachte ich die Dezimalmathematik lediglich als ein Sprachsystem."

„Sie sind es, der sie studiert."

„Sie erinnern mich an Kierkegaard", lachte Todd spöttisch. „Der Däne starb als Junggeselle und Buckliger. Ein Professor, der seine Frau zugunsten seiner Bücher verließ."

„Vielleicht sterben Sie gelähmt", entgegnete Mario.

Todd zog ein Zigarettenpäckchen aus der Jacke, ohne seine heitere Haltung zu verlieren.

„Claudia verspottet ebenfalls meine Schwächen. Das beweist jedoch nicht, dass alle Kolumbianer gleich sind. Die

Mathematik ist ebenso effizient wie trügerisch. Sie war niemals imstande, mich zu definieren. Descartes' Scheitern. Als Barde sollten Sie das wissen. Rauchen Sie?"

Mario verneinte mit einer knappen Kopfbewegung.

Todd warf einen Blick auf Claudia, die zu beschäftigt am Küchentresen stand, um seine Nachsicht wahrzunehmen.

„Dennoch ist unsere Demokratie — gerade weil sie ungerecht ist — die beständigste. Die Medien berichten niemals über die mexikanischen Migranten, die Jahr für Jahr unsere Ernten pflücken, schälen, verpacken und lagern. Stattdessen interviewen wir Filmstars — lüsterne, gierige, neidische Gestalten —, die in ihrem Werbeeifer den Staat verherrlichen. Doch gerade diese Mischung aus Ungerechtigkeit und Vitalität bildet das Geheimnis eines Imperiums."

„Ich sehe nicht, wie sich diese Ungerechtigkeit mit dem Leben versöhnen ließe", erwiderte Mario. „Was ist ein Imperium anderes als ein System der Unterdrückung, das seine Sklaven betört?"

„Der Blick eines hungernden Hundes ist eine Metapher menschlicher Verzweiflung. Wenn ich mich in einem gewagten, vielleicht beleidigenden Satz äußern darf — wie jenem über den Gelähmten —, dann sage ich dir: Du zum Beispiel könntest von meiner Gesellschaft profitieren. Auch wenn ich dir vorerst nichts anderes anbieten kann als eine Arbeit beim Zusammenrechen des Herbstlaubs, zweifle ich nicht daran, dass du sie mangels besserer Alternativen annimmst."

Claudia servierte die Cocktails und verschwand im Bad.

Mario beobachtete Todds Augen und nahm das Gift seiner Worte in sich auf.

„Ich habe Sie nicht als Gelähmten bezeichnet, um Sie zu kränken, sondern um Ihnen den Blick für eine mögliche Heilung zu öffnen."





„Ich habe sie nicht erbeten. Die Ärzte — jene neuen Orakel von Delphi — können lediglich meinen Tod prognostizieren. Ich bin ein Aurige, der auf Krücken mit den Pferden Apollons ringt."

„Wo haben Sie ein so makelloses Spanisch gelernt?", fragte Mario, bemüht, der düsteren Wendung des Gesprächs zu entgehen.

„Mein Großvater war Panamese. Nicht panamaisch — kanalisiert. Jener Landstreifen, den Frankreich begehrte, verlor und den man den Vereinigten Staaten im Namen der Freiheit überließ."

Todd war der erste angelsächsische US-Amerikaner, mit dem Mario ein fließendes Spanisch sprach.

Claudia kehrte aus dem Bad zurück und setzte sich widerwillig, um diesem gelehrten Wortgefecht zuzuhören — einem Duell der Rhetorik, das einzig dem Beeindrucken und Sich-Beeindrucken diente.

„Deinen Worten zufolge beginnt unsere Geschichte erst nach dem Bürgerkrieg zwischen Südstaatlern und Yankees", sagte Todd und zündete sich eine Zigarette an.

Er sog den Rauch tief ein; seine Alveolen weiteten sich unter der betäubenden Wirkung des Nikotins.

„Die Heldentaten Washingtons und Franklins sind heute bedeutungslos", fügte er hinzu. „Darin stimmen wir überein."

„Hier raucht niemand", protestierte Claudia. „Fünfzehn Tage lang habe ich bereits den Rauch deiner Wohnung ertragen."

„Verzeih, ich hatte es vergessen", sagte Todd und drückte die Zigarette ohne Verdruss im Aschenbecher aus.

„Die Geschichte der Vereinigten Staaten", fuhr Todd fort, angespornt durch Claudias erneute Aufmerksamkeit, „ist die Geschichte begünstigter Zusammenschlüsse: Mafien oder intellektuelle Cliquen. Die Puritaner setzten sich zuerst gegen die Indigenen durch — beharrlich. Danach folgten Deutsche, Juden, Iren, Polen, Portugiesen, Chinesen,

Italiener und andere. Jede neue soziale Formation verschärfte die Bedingungen für die nachfolgenden Einwanderer. Die Puritaner verbreiteten, in Nachahmung der Spanier, ihre Sprache und ein am Alten Testament orientiertes Gesellschaftsmodell. Es waren gebildete Menschen. Heute sind wir ausreichend etabliert, um uns ausschließlich auf den Schutz unserer Grenzen zu konzentrieren. Unter unseren jüngsten Regierungen wurden Einwanderer zu zehn bis fünfzehn Jahren illegaler Arbeit gezwungen — es sei denn, sie heirateten, wie im Fall von Claudia, für tausend Dollar einen Behinderten."

Todd schnalzte mit der Zunge. Claudia hielt seinem Blick stand. Auch der Tribut des US-Finanzministeriums, das das Dreieck Gottes auf die Ein-Dollar-Scheine druckt, stellte eine göttliche Usurpation dar:

*Make money, my son, if you can honestly, but make money*[1].

Todd würde ihr das Geld niemals zurückerstatten, selbst wenn sie zusammenlebten. Es war die einzige Kaution, die ihren Vertrag legitimierte — die Mitgift seiner Schwäche, seiner List.

Mario bewegte sich unruhig auf seinem Stuhl. Im fahlen Licht der Lampe wirkte Claudias Gesicht bleich. Dieselbe Geste der Ungeduld beschleunigte erneut ihren Herzschlag

[1] „Mach Geld, mein Sohn, wenn du kannst ehrlich, aber mach Geld."

Zynische Maxime, die Charles Baudelaire in seinen intimen Notizen (*Mon cœur mis à nu*, in den *Œuvres complètes*) festhält, wo er sie als „odieux proverbe paternel" (widerliches väterliches Sprichwort) bezeichnet, sie mit dem bürgerlichen Materialismus verknüpft und ausrufend: „Quelle odeur de magasin!" (Was für ein Ladengeruch!), eine Formulierung, die er Joseph de Maistre entlehnt.

Es handelt sich um eine moderne Umformulierung des Verses von Horaz (*Episteln* I, 1, 65–66): „*Rem facias rem, recte si possis, si non, quocumque modo rem*" (Schaffe Vermögen; wenn du kannst rechtschaffen, wenn nicht, auf jede Weise Vermögen).





— wie damals, vor so vielen Jahren, als sie den Abgrund des Viadukts überquerte, um ihm zu begegnen.

„Meine Ururgroßeltern arbeiteten zu Beginn des Jahrhunderts für die Bananengesellschaften", unterbrach Claudia ihn. „Du wirst in den Chroniken castristischer Schriftsteller wohl etwas über die Massaker an Gewerkschaftern gelesen haben. Nichts hat sich geändert. Sie streifen noch immer über unsere Ländereien."

„Das sind die bestgehüteten Geheimnisse unserer Gesellschaft. Kuba ist nichts weiter als ein Badeort. Die Vagina der Karibik."

Mario zog sein kleines Notizheft hervor und suchte zwischen den Seiten nach einer Stelle.

„Intellektuelle sind naiv, wenn sie glauben, die Moderne führe zur Gleichheit", erklärte er laut. „Die schlimmsten Verbrechen entspringen intellektuellen Perversionen. Noch vor den Abgründen, die von nationalsozialistischen Philosophen vorbereitet wurden, schrieb Jefferson, der Baum der Demokratie müsse von Zeit zu Zeit mit dem Blut seiner Bürger bewässert werden. Diese perversen Zeilen haben das Gewissen eines Volkes zerrüttet, das sich der Vernichtung von Hiroshima und Nagasaki schuldig gemacht hat, der Bombardierungen Koreas, Vietnams, Libyens, des Irak und Serbiens sowie der Hinrichtungen angeblich geistesgestörter Verdächtiger."

Mario hob den Blick von seinem Heft. Claudia wirkte in sich versunken, Todd hingegen blieb reglos und suchte Schutz im Schatten.

„Du schreibst über brennende Themen", murmelte Todd verächtlich. „Ich widerspreche dir nicht. Doch bedenke, dass Rache genussvoll ist, solange sie ein rechtmäßig erworbenes Gut darstellt. Ich betreibe keine Apologie der Zerstörung. Wir werden zerstört und wir zerstören – sehr zu unserem Bedauern. Jedes Mal, wenn die New Yorker Börse einbricht, reisen Investoren und

Börsenmakler nach Las Vegas, um sich kopfüber von den Dachterrassen ihrer Mausoleen zu stürzen."

„Es wird spät", sagte Mario gähnend.

„Lass mich nur noch abschließen. Die Identität …"

„Wozu abschließen?", fuhr Claudia ihn an.

Mario nickte ermattet. Todd strich sich nachdenklich über das Kinn.

„Wie du willst", sagte Claudia spöttisch.

Mario beobachtete, wie sie eine kochende Teekanne nahm und eine gallige Flüssigkeit in ein Kristallglas goss. Sie stellte eine Zuckerdose und einen kleinen Löffel vor sich auf den Tisch.

„Identität hat einen politischen Zweck, keinen sozialen."

Als sie den Arm hob, verschüttete sich der Tee auf dem Tisch und spritzte auf das Leder von Todds Schuhen. Claudia entschuldigte sich und ging in die Küche, um ein Tuch zu holen. Todd wandte sich Mario zu.

„Dabei solltest du dich an den afroamerikanischen Regisseur erinnern, der seine Karriere mit Filmen gegen das System begann, das individuelle Verhalten verteidigte und später, nachdem er sich einen Anteil an Macht im kulturellen Leben der Vereinigten Staaten gesichert hatte, Filme drehte, in denen er junge Kriminelle zurechtweist und unsere Politiker preist. Unweigerlich rät am Ende seiner Filme eine Figur dazu, sich anständig zu benehmen. Platon war zweifellos der erste Politiker, der die Vorrangstellung des Ruhms kostete, als er seine Gegner unterwarf."

„Lass Ernesto seine Geschichte zu Ende erzählen", brummte Claudia, während sie Todds Schuhe säuberte. „Zu diesem Zweck habe ich diesen Aufguss vorbereitet, der aus Thailand importiert wurde. Eure Diskussion führt uns nirgendwohin."

„Und die Geschichte dieses Spielmanns?"

„Mich interessiert, wie sie endet."





Mario empfand Ekel, als er sah, wie Claudia die Schuhe eines Invaliden putzte – ein Nachhall eines Vorurteils, das ihm auf den Straßen Europas eingeimpft worden war, als ihm die Töchter von Prostituierten in der Rua de Sá de Bandeira zugerufen hatten, er solle in sein Herkunftsland zurückkehren. Jeden Gründonnerstag wusch der Priester in der Kirche seines Viertels zwölf Nachbarn die Füße.

Todd schlürfte den Rest seines Cocktails und senkte den Kopf.

„Du wirst mir meine Geschwätzigkeit verzeihen", sagte er ernst. „Jetzt musst du deine Geschichte beenden."

„Es gibt nichts zu verzeihen", erwiderte Mario. „Nicht jeden Tag habe ich Gelegenheit, solche Meinungen zu äußern. Ich bin nicht nur aus meiner Heimat verbannt worden, sondern auch aus der Intelligenz."

Noch ehe Todd die Ironie erkannte, nahm Mario seine Gitarre und setzte, sie anschlagend, seine Erzählung fort.

„Jahre später begriff ich die Lüsternheit des Rektors. Gonzáles war – nebenbei bemerkt – ein Sadist. Eines Nachmittags vergaßen Sierra und ich, die vorgeschriebene Uniform zum Sportunterricht mitzubringen. Gonzáles zwang uns, bäuchlings auf dem Boden zu liegen und den Körper schwebend zu halten, abgestützt auf unsere Füße und offenen Handflächen. Der Beton brannte wie Glut unter einer sengenden Sonne, in einer windlosen Atmosphäre. Er drohte uns mit dem Nichtbestehen des Kurses, falls wir den Boden berührten. So verbrannten wir uns fünfzig Minuten lang die Hände – bis zum Ende der Stunde."

Mario hielt seine Handflächen weit geöffnet hoch.

„Diese Schwielen sind die Spuren seines Missbrauchs."

Unter seinen Fingern hatten sich Fetzen abgestorbener Haut zu kleinen Kreisen gelblicher Kruste zusammengerollt.

„Hast du den Kurs bestanden?", fragte Claudia.

„Ja. Er hielt stets Wort. Etwa eine Woche nach dem Vorfall in der Umkleide, an einem Mittwochmorgen,

während einer Stunde, die für Gespräche mit unserem Klassenleiter über schulische Schwierigkeiten vorgesehen war, ergriff Benito das Wort.

‚Ich möchte darauf hinweisen, dass Suárez uns in seine persönlichen Konflikte mit einem der Lehrer hineinzieht', sagte er zu Caicedo. ‚Vor zwei Wochen hat er seine Stellung als Vorsitzender des akademischen Komitees missbraucht, um dem Mathematiklehrer vorzuschlagen, uns genauere Erklärungen zu geben. Ich kenne seine Beweggründe nicht, doch meiner Meinung nach ist Fonseca einer der besten Lehrer, die ich je hatte, und die Vorschläge des akademischen Präsidenten haben ihn gegen die Klasse aufgebracht. Ich bitte Sie, Suárez seines Amtes zu entheben, damit er durch einen verlässlichen Mitschüler ersetzt wird, der uns mit unserem Tutor versöhnen kann.'"

Es fiel mir schwer, dem Gehörten Glauben zu schenken. Die Klasse war wie erstarrt. Benito denunzierte mich vor dem Lehrer. Caicedo unterbrach die allgemeine Bestürzung und forderte mich auf aufzustehen.

„Es gibt Schüler, deren Gesicht ihre Absichten verrät", sagte er. „Individuen, deren geringes Interesse an Harmonie offensichtlich ist und deren Lächeln uns – statt zu gefallen – durch seinen Zynismus beunruhigt …"

Seine Worte waren das Negativ einer Rede, die er eine Woche zuvor gehalten hatte, als er Benito bei der Flaggenhissung ausgezeichnet hatte. Damals – das muss ich einräumen – hatte meine Hingabe an das Studium nachgelassen. Die Musik nahm mein Interesse ganz in Anspruch, und zufrieden damit, meine akademischen Fächer zu bestehen, widmete ich meine Freizeit dem Gitarrenspiel mit den Mitgliedern der *Tuna*, die mich kürzlich aufgenommen hatten.

„Ja. Ich spreche von Ihnen, Ernesto Suárez, gegen den das Lehrerkollegium eine zwanghafte Abneigung hegt. Ihre Manieren, Ihre Pedanterie, Ihre Unverfrorenheit haben Sie an den Rand einer bedingten Einschreibung gebracht."





Mehrere Mitschüler sahen mich fassungslos an. Andere ergaben sich der primitiven Lust des Neids. Dante beschrieb sie als Menschen mit für immer geöffneten Augen, in den Wahnsinn getrieben durch den Stich zweier kleiner, scharfer Holzsplitter, senkrecht zwischen ihre Lider gesetzt. So betrachtete ich Benitos kantiges Gesicht – das einzige gesenkte –, mit lebhaften, hervortretenden Augen. Sein Lächeln ließ mich wissen, dass seine Denunziation und meine Schuld bereits Jahre zuvor an einer anderen Schule vollzogen worden waren; nun, verkörpert durch reifere Figuren, stürzten beide derselben Auflösung entgegen.

„Bis heute habe ich geschwiegen, denn ich hüte mich stets, übereilte Entscheidungen gegen Schüler zu treffen, bevor ich mich ihrer Schuld vergewissert habe. Außerdem gibt es nichts Verwerflicheres, als Urteile ohne Grundlage zu fällen. Diese Klasse ist nicht perfekt. Sie kann es nicht sein, wenn wir uns an die lateinische Wurzel des Begriffs erinnern. Dennoch erwartet man im Schülerkörper bestimmte Typen: einen guten Schüler, einen Faulen, einen Unaufmerksamen, einen Sportler und so weiter. Suárez ist ein hoffnungsloser Fall. Mir ist zu Ohren gekommen, dass er seit frühester Kindheit aus mehreren Schulen der Stadt verwiesen wurde. Der Einfluss seiner Familie ist zweifellos der Grund für seine Aufnahme in diese Mauern. Denken wir an all die verdienten Schüler, die ihn hätten ersetzen können. Heute bin ich entschlossen, der Kumpanei seiner Eltern entgegenzutreten – einem Laster, das nur Rückschläge für ihn, für unsere Institution und für unsere Gemeinschaft verheißt. Sein Verhalten ist, wie andere Lehrer sagen, schädlich. Es verletzt uns; seine undisziplinierten Augen stören allein durch ihre bloße Präsenz. Wir werden jedoch gerecht sein. Gemäß unseren Vorschriften muss Suárez sich einem Verfahren unterziehen. Ich möchte, dass jeder von euch sich an die Momente erinnert, in denen er irgendeine Form der Interaktion mit ihm hatte. Mich interessiert, wie weit und auf welche Weise die verderblichen Manieren

dieses Schülers euer Leben beeinträchtigt haben. Ich wage zu behaupten, dass seine Ausschreitungen nicht nur im Lehrerkollegium, sondern auch unter euch selbst Zwietracht säen."

Ein langes Schweigen schien seine Gesten zu bestätigen. Ich spürte, wie eine zunehmende Schwäche meine Knie erfasste. Ich wollte Caicedo widersprechen, ihn auf seine Widersprüche aufmerksam machen. Doch das hätte ihn beleidigt und seine Anschuldigungen bestätigt. Meine Ohnmacht war erdrückend. Kaum ahnte ich in meiner Fügsamkeit, dass diese List zwischen zwei Lehrern mit der Komplizenschaft eines Mitschülers vorbereitet worden war. Das Leben ist kein Theater, in dem Männer und Frauen eintreten und abgehen, ihre Texte auswendig lernen und vortragen. Es ist eine Improvisation, ein Akt, der unvorhergesehenen Voraussetzungen unterliegt. Caicedo wich vor dem Schweigen der Klasse nicht zurück. Er und Fonseca waren klug genug zu wissen, dass es unter Schülern kleine Missverständnisse, Vorfälle und Reibungen gibt.

„Eure Mitarbeit ist wichtig", sagte er diesmal mit milderer Stimme. „Dieser Fall wird an die Koordination weitergeleitet und von dort an das Rektorat. Mich beschäftigt allein das Wohl der Klasse. Deshalb wiederhole ich es: Ich möchte jedes unregelmäßige Verhalten hören, das ihr beim Schüler Ernesto Suárez bemerkt habt."

Benito fixierte beharrlich einen Mitschüler, als verlange er dessen Eingreifen. Caicedo deutete diese Geste, erhob sich und ging auf Díaz zu. Dieser blieb reglos an seinem Pult sitzen, musterte seine Fingernägel und vermied seinen Blick.

Díaz war einer der schmächtigsten Schüler der Klasse. Zu Beginn des Schuljahres hatten wir gemeinsam mehrere Referate für den Religionsunterricht vorbereitet. Ich entwarf die Plakate, er führte sie aus. Wir wurden unzertrennlich – umso mehr, als wir gemeinsam in den Chor aufgenommen wurden. Dessen Leiter war Gitarrist der Knabenstimmengruppe *Pentateuco*, in der dreißig





pubertierende Jungen Langspielplatten aufnahmen und Konzerte im ganzen Land gaben. Unsere größte Sehnsucht war es, eines Tages Teil dieser Gruppe zu werden. Wir beide wollten, wie die meisten Schüler, unseren Eltern entfliehen. Im Unterricht saßen wir gewöhnlich nebeneinander und halfen uns bei Prüfungen. Über kurze Distanzen warfen wir uns kleine Papierkügelchen zu, auf denen wir in mikroskopischer Schrift unsere Fragen oder Antworten notierten.

Eines Morgens jedoch, eine Woche vor meiner Demütigung, gerieten wir wegen eines Radiergummis aneinander, den ich ihm geliehen, benutzt und zurückgegeben hatte, indem ich ihn auf sein Pult legte. Díaz widersprach mir und versicherte, ich hätte ihn ihm niemals zurückgegeben. Die Gemüter erhitzten sich, und kurz bevor der Lehrer den Raum betrat, versetzte mir Díaz eine Ohrfeige. Ich musste meinen Zorn zügeln, um größere Komplikationen zu vermeiden. Am folgenden Tag, während wir die Reihen vor Unterrichtsbeginn ordneten, näherte ich mich Díaz von hinten, rief ihn beim Namen, und als er sich mir zuwandte, rächte ich mich für seine Beleidigung, indem ich ihm einen heftigen Schlag auf den Kopf versetzte. Seitdem gingen wir einander aus dem Weg.

Caicedo stachelte Díaz erneut mit seinem Blick an.

„Es tut mir leid, der Erste zu sein, der spricht", sagte Benito hinter mir, „aber jetzt, wo ich mich erinnere, habe ich vor einigen Monaten gehört, dass Suárez sich im Park gegenüber der Schule mit Torrenegra gestritten hat."

„Unruhen, nicht wahr?", fragte Caicedo Torrenegra, einen pummeligen Jungen mit grünen Augen.

„Er hat mir die Nase gebrochen, Herr Professor …", brummte Torrenegra.

Mit Ausnahme Benitos lachten alle meine Mitschüler. Caicedo kehrte wütend an seinen Schreibtisch zurück.

Torrenegra wohnte einen Häuserblock unterhalb meines Hauses, an der Böschung, die zum Viertel San Luis

führte. Unter der Aufsicht eines militanten Vaters verließ er das Haus nur, um Lebensmittel im Laden von Doña Carmenza zu kaufen. Abgesehen von seinem Nachbarn – einem akromegalischen Riesen, den wir *Mandril* nannten – waren seine Freundschaften sporadisch. Über unsere Jahre als Klassenkameraden entwickelten wir eine gegenseitige Vertrautheit: zunächst in der Grundschule, wo wir Kröten mit unseren Gürteln massakrierten, später in La Concordia.

Eine gemeinsame Anekdote drängt sich hier auf. Einen Monat zuvor waren wir beide in die Kirche gegangen, um den Pfarrer unserer Gemeinde über die Ursprünge unserer Stadt zu befragen. Wir folgten den Anweisungen unseres Religionslehrers. Jener diözesane Prälat namens Méndez war ein gut aussehender junger Mann, umschwärmt von den Mädchen aus dem Armenviertel. Zweimal pro Woche sahen wir ihn an unserer Schule, wo er die Messe zelebrierte. An jenem Tag zeigte er sich bei unserer Ankunft besonders freundlich und führte uns in die Sakristei. Dort brachte er uns in einen angrenzenden Raum und lud uns ein, auf zwei Sofas Platz zu nehmen, die durch einen purpurnen Vorhang voneinander getrennt waren. Seine Antworten würden einzeln erfolgen, erklärte er, damit der Religionslehrer uns nicht des Plagiats bezichtige.

Méndez pflegte, ebenso wie Rektor Higuera, uns seine Zuneigung zu zeigen, indem er unsere Wangen in seine Hände nahm, uns mit einem Arm an sich zog und uns mit dem Rücken gegen seinen Körper lehnte.

So sahen sie beide in den Pausen aus, zusammen mit zwei oder drei Schülern, meist in meinem Alter, aber auch die Jüngeren waren nicht ausgenommen, und zwickten uns in den Bauch. Diese Zärtlichkeiten waren begehrt und beneidet. Méndez bevorzugte mich, ich weiß nicht warum, unter all meinen Klassenkameraden, und Benito sollte Monate später behaupten, meine Arroganz sei auf Pater Méndez' Bevorzugung zurückzuführen. Selbstverständlich war der Gedanke an sexuellen Missbrauch undenkbar, und





die Schüler, die Higuera oder Méndez umringten, buhlten wahllos um ihre Berührungen.

An jenem Nachmittag entließ der Geistliche seinen Sekretär und schob den Riegel der Tür vor. Er setzte sich neben mich und fragte mich flüsternd, ob ich ihn bei meinem Vater anzeigen würde. Ich antwortete mit Nein, ohne seine Botschaft zu verstehen, wenngleich ich seiner Haltung gegenüber Sympathie empfand. Ein Kind – und selbst ein Jugendlicher – lässt sich durch den Inhalt von Fragen manipulieren. Das hängt von seiner Empfänglichkeit ab. Jede Frage entfaltet einen emotionalen Gehalt; jede Antwort Lust oder Schmerz oder, wenn die Frage vage ist, Gleichgültigkeit. Ein Mann fragt seine Frau, ob sie ihn liebt oder nicht; ein Kellner fragt, ob man den Salat mit Remoulade oder ohne Soße bevorzuge. In beiden Fällen kann der Befragte die Emotionen des Fragenden wahrnehmen. Nehmen wir an, der Mann sei seiner Frau überdrüssig; ist sie edel, wird sie mit Nein antworten, ist sie nachtragend, mit Ja. Kinder wollen ihre Gesprächspartner stets zufriedenstellen; sie wissen besser als jeder andere, dass Wahrheit ein Wortspiel ist, das verletzt oder befriedigt.

Ich hörte von zwei Jungen, die auf der Ladefläche eines Pick-ups auf dem Weg zur Schule saßen. Nur wenige Meter vom Parkplatz entfernt sah einer von ihnen seine Mitschüler zusammenstehen, offenbar dabei, ein Fußballspiel zu organisieren. Begierig, Teil einer der Mannschaften zu werden, sprang der Junge vom Wagen und schlug sich den Schädel auf. Nach mehreren Stunden im Koma wurde er ins Krankenhaus eingeliefert, wo er sich rasch erholte. Unter den Besuchen, die er erhielt, bat die Mutter des Kameraden, der mit ihm auf dem Wagen gefahren war, die Krankenschwestern, sie allein mit ihm sprechen zu lassen.

„Mein Sohn hat ihn auf den Asphalt gestoßen, nicht wahr?“, fragte sie.

Der genesende Junge antwortete:

„Nein.“

Sie entgegnete, die Geschichte vom Fußballspiel sei naiv, und ihr Sohn sei ebenso perfide geboren wie sein Vater. Mit brüchiger Stimme dankte sie dem Kranken dafür, ihr Kind nicht angezeigt zu haben, bestand jedoch darauf, die Wahrheit zu erfahren, um ihren Sohn eigenhändig bestrafen zu können. Der Junge im Bett war schwach und antwortete, um dieses Verhör loszuwerden, mit „Ja“. Diese Antwort ruinierte das Leben seines Freundes. Seine Mutter, die sich die Attribute einer Richterin anmaßte, misshandelte ihn während seiner Kindheit wie einen Verbrecher und verweigerte ihm in der Jugend das Geld, das er benötigt hätte, um sein Universitätsstudium fortzusetzen.

Auf dieselbe Weise versicherte ich Pater Méndez, ich würde ihn nicht anzeigen – einzig, um ihm zu gefallen. Schließlich half er uns bei unseren schulischen Aufgaben. Ohne Vorwarnung packte er meine Wangen, presste sein Gesicht an meines und küsste mich auf den Mund. Ich spürte seine Hand an meinem Geschlechtsteil. Seine Berührung verursachte eine Erektion, die er bemerkte und sagte, in meinem Alter sei sie schon gut entwickelt. Dann ließ er los und zog den violetten Vorhang zurück, um Torrenegra zu küssen, wie ich aus den sabbernden Geräuschen schloss, die ich hörte.

Ich will nicht sagen, dass ich es gesehen habe, denn das Stück Stoff isolierte mich von seinem Raum. Ich ahnte, dass das soeben Geschehene Teil einer schlüpfrigen Szene war, und erinnerte mich an die Feindseligkeit einer meiner Nachbarinnen gegenüber dem Bürgermeister. Ich erinnerte mich auch an einen Morgen, an dem wir, als wir mit meinen Eltern im Auto das Viertel verließen, vor einer Menschenmenge vor der Kirche anhielten.

„Homosexuelle Priester“ stand in weißer Tinte als Schmiererei auf den Metalltüren des Hauptbüros. Meine Eltern – wie alle praktizierenden Nachbarn der Stadt – beklagten die Feigheit der Kommunisten, denen sie diese Niedertracht zuschrieben.





Ich erhob mich vom Sofa und schob, ohne mich noch einmal umzublicken, den Riegel der Tür zurück und entfernte mich aus dem Büro. Zu Hause erzählte ich niemandem von diesem Vorfall, und als ich Torrenegra wieder sah, errötete er, ohne ein Wort zu sagen. Tage später zeigte sich Méndez, entgegen meinen Befürchtungen, freundlich zu mir. Er erwähnte meine Flucht aus seinem Büro nicht und verabschiedete mich, indem er mich erneut streichelte. Von Übelkeit erfasst, nahm ich mir vor, ihn fortan zu meiden.

Jahre später traf ich Torrenegra auf einem Bierfest im Stadtzentrum. Unsere Charaktere waren aggressiver geworden. Er studierte Medizin und widmete sich der systematischen Zerstörung seines Körpers in Fitnessstudios. Wir setzten uns, um alte Kränkungen zu rekapitulieren. Alles hatte mit einem Streit zwischen meinem Vater und Mandril begonnen. Eines Nachmittags wurde meine Mutter, als sie von ihrer Arbeitsstelle nach Hause kam, von Mandril bedrängt, der ihr, auf seinem Fahrrad sitzend, eine unanständige Handlung vorschlug. Zunächst ignorierte sie ihn und hielt sein Verhalten für das eines Prahlers. Doch er ging ins Detail und beunruhigte sie. Er kannte die Arbeitszeiten meines Vaters, die Gewohnheiten unserer Nachbarn und die Schwankungen unseres schulischen Tagesablaufs. Zurück zu Hause beklagte sich meine Mutter bei meinem Vater, der, den Revolver abstaubend, den unser Nachbar, Feldwebel Valencia, ihm verkauft hatte, auf die Straße hinausging.

An der Ecke fand er Mandril ohne Mühe unter einer Gruppe von Müßiggängern. Die Herausforderungen meines Vaters schüchterten ihn ein, ohne dass der Einsatz der Waffe nötig gewesen wäre. Gedemütigt und eingeschüchtert vor seinen Kumpanen, begnügte sich Mandril damit, Schmähungen gegen die Mitglieder meiner Familie auszustoßen. Seit unserer Kindheit hatte er sich darauf versteift, mich Panther zu nennen, einen Spitznamen, den

die Mitglieder unserer Banden nicht übernommen hatten. Torrenegra jedoch hatte mich während unserer Pausen ein paar Mal so genannt. Diese unvorhergesehene Folge von Mandrils Unreife zwang mich, Torrenegra zu einem Faustkampf im Park gegenüber der Schule herauszufordern. Eine weitere Woche hätte genügt, damit sich dieser Spitzname im Mund meiner Mitschüler verbreitet hätte, wie es kurz zuvor mit Manuel geschehen war, den alle Maruco nannten.

Die Prügelei war im Voraus für einen Dienstag um vier Uhr nachmittags angekündigt worden. Eine Myriade pünktlicher Schüler erwartete uns unter einer Werbetafel. Unerfahren im Boxen hatte mein Vater mich gewissenhaft trainiert, stolz darauf, dass sein Sohn seine Ehre mit Fäusten verteidigte.

Der Kampf war kurz, was das Publikum enttäuschte. Ich kassierte zwei Tritte; Torrenegra einen Schlag, der ihm die Nasenscheidewand brach und ihn bluten ließ. Dieser Sieg stellte meinen Wert in den Augen unserer Klassenkameraden wieder her.

Mit der Zeit verziehen Torrenegra und ich einander. In jener Bar erzählte er mir scherzend, dass Pater Méndez von einem Journalisten aus Bogotá dabei ertappt worden sei, wie er sich in seinem Büro mit einem Gärtner vergnügte. „Sie haben ihn aus der Kirche geworfen“, sagte er bitter. Seine Augen waren stumpf, wie die meinen. Unter der Brise des hundertjährigen Parks gewannen wir unsere Bruderschaft zurück und polierten mit Anekdoten die Rauheiten jener Jahre.

„Hinterhältig!“, log Torrenegra Caicedo an jenem Tag vor so vielen Jahren. „Suárez hatte bereits mehrere Schläge von mir erhalten, und als ich den Kampf unterbrach, um uns zu versöhnen, verpasste er mir einen rechten Haken, der mir die Nasenlöcher aufriss!“

Die Klasse brach in Gelächter aus. Caicedo trat an das Fenster, das auf die Autobahn nach Girón hinausging.





„Ein Feigling!“, rief er. „Eine Prügelei rechtfertigt den Ausschluss zweier Schüler – gleichgültig, ob sie außerhalb oder innerhalb der Schule stattfindet.“

Torrenegra setzte sich und verbarg sein Gesicht in den Armen, über seine Schulbank gebeugt. Einige Schüler flüsterten miteinander; jene, die Benito nahe standen, stießen ihn an und betonten die Unbarmherzigkeit der Schulordnung. Als Denunziant wäre er zu allgemeiner Verachtung und Isolation verurteilt.

„Herr Professor …“, bat Benito um das Wort und flehte Caicedo mit den Augen an.

„Dennoch werde ich euch nicht anzeigen“, unterbrach ihn Caicedo. „Was wir gehört haben, ist vertraulich. Es geht nicht darum, dass ihr euch gegenseitig anzeigt, sondern darum, das Verhalten eines Schülers zu prüfen: Suárez. Díaz zum Beispiel wird uns etwas zu berichten haben – es sei denn, andere Schüler können mir erklären, warum Sie Ihre Aufgaben nicht mehr mit Suárez erledigen …“

Díaz hob den Kopf und stand auf, während er Blicke zwischen Benito und Caicedo wechselte. Ich konnte ihn nur aus dem Augenwinkel beobachten.

„Ja, Herr Professor“, sagte er. „Ich arbeite nicht mehr mit ihm. Neulich, als wir die Reihen bildeten, um in den Unterricht zu gehen, überraschte mich Suárez von hinten mit einem Schlag auf den Kopf.“

Schwere Wolken hatten unser Klassenzimmer verdunkelt. Caicedo ging zum Schalter und betätigte ihn. Ein Blitz blendete uns. Wir hörten den Donner und das Summen einer Glühbirne, die durchbrannte. Unsere Gestalten wurden zu bloßen Silhouetten im fahlen Halbdunkel des Nachmittags.

„Antisoziale Verhaltensweisen …“, murmelte Caicedo hörbar. Er strich seinen Schnurrbart glatt und fragte, ob jemand noch etwas hinzuzufügen habe.

„Anfang April“, stotterte Manuel, „befahlen Sie uns, zwei Blumenarrangements ins Biologielabor zu bringen.

Suárez ging mit mir, und er sagte mir, Sie hätten sie für die Französischlehrerin gekauft, die sie Ihnen sofort zurückgegeben habe. Er sagte mir auch, dass sie – obwohl Sie jeden Donnerstag in den Pausen miteinander schliefen – die Beziehung beenden wolle."

„Verleumder!"

Caicedo errötete und wies Benito an, alle Einzelheiten festzuhalten, jedoch die beiläufigen Namen zu unterdrücken – seinen eigenen und den der Französischlehrerin.

Der Himmel verdichtete sich, während die Stimmen meiner Mitschüler sich gegen mich erhoben. Wie Nebel, der sich mit der Brise ausbreitet, ergriff ein perverses Solidaritätsgefühl die Klasse. Der Unterrichtsraum wurde zu einem Ort der Sühne, an dem jeder gezwungen war, ein Vergehen anzuzeigen, um Teil einer gemeinsamen Sache zu werden.

„Ich muss Ihnen berichten, Herr Professor", warf Ballesteros ein, „dass Suárez, obwohl es verboten ist, in der Schule Aufgaben zu erledigen, die Pausen regelmäßig missbraucht, um zu lernen. Schon einmal hat der Koordinator Zanahoria ihn deswegen ermahnt."

Mein autodidaktischer Eifer, Spitznamen, Schulschwänzen, Spiele in den Pausen, meine Meinungen, meine Verspätungen – selbst eine Einladung zu einer Party, die mir mein Vater verboten hatte – wurden verdreht und gegen mich verwendet. Die trivialsten Worte und Handlungen galten Caicedo als Beweise einer mir bis dahin unbekannten Verderbtheit. Ein Mitschüler beschuldigte mich, ihm seine Uhr gestohlen zu haben, da ich ihn am Tag vor ihrem Verschwinden nach der Uhrzeit gefragt hätte. Ich entgegnete, diese Verbindung sei unsinnig, doch Caicedo brachte mich zum Schweigen, indem er mit der offenen Hand auf den Tisch schlug. Ohne Bestürzung fragte er, ob jemand, dem Wertgegenstände abhandengekommen seien, sich erinnere, jemals mit mir darüber gesprochen zu haben. Beschämt senkte ich den Kopf. Die Anschuldigungen





bewiesen die geringe Wertschätzung, die man mir entgegenbrachte. Ich fühlte meinen Kopf anschwellen, spürte Feuchtigkeit an den Wimpern und zwang mich, nicht zu weinen.

„Suárez stiehlt auch Geld aus der Brieftasche seines Vaters", sagte Zapata, aufrecht an meiner linken Seite. „Er hat es mir einmal gestanden."

Caicedo verzog zufrieden das Gesicht und fragte, über meine Schulter blickend:

„Und Sierra? Sie kennen Suárez' Gewohnheiten besser als jeder andere. Welche Abnormitäten haben Sie festgestellt?"

„Keine", antwortete Sierra und erhob sich. „Ich habe nichts gegen ihn zu sagen."

Diese Worte dämpften die Feindseligkeit. Ich bemerkte reuige Blicke unter meinen Mitschülern. Caicedo erkannte, dass er nicht weitergehen durfte.

„Es lohnt sich nicht fortzufahren", sagte er verächtlich. „Sind Sie nicht der Enkel von Don Lázaro Afanador aus Chiquinquirá?"

„Ja", sagte ich und zwang mich zur Ruhe. „Ich hätte nie geglaubt, dass ein so bemerkenswerter Mann einen Enkel wie Sie haben könnte – einen Abschaum."

Caicedo beendete die Sitzung und befahl Benito, einen Bericht für den Rektor zu tippen. In der Pause umringten mich einige Mitschüler.

„Ich weiß nicht, wie du es geschafft hast, nicht zu weinen", sagte Maruco. „Alle schienen gegen dich zu sein."

Eine Woche später wurde bekannt, dass drei Schüler eine bedingte Einschreibung erhalten hatten: ein Drogenabhängiger, ein Schüler mit einem Durchschnitt von zwei von zehn – und ich. Dieses Mal schlug mich mein Vater nicht. Caicedo hatte in seinem Schlusswort meinen Großvater erwähnt – ein schlagender Beweis, wie er meinte, dass diese Farce nichts anderes als eine familiäre Abrechnung gewesen sei. An jenem Abend tippte mein

Vater einen Brief und unterschrieb ihn. Ich sollte ihn dem Rektor überbringen. Ich gehorchte am nächsten Tag.

Higuera, der zwei Grundschulkinder im Arm hielt, befahl mir, in sein Büro zu kommen. Er las den Brief und zog mich mit ausgestrecktem Arm zu sich heran. Dabei strich er mir über die Koteletten, zwickte mich in die Ohren und klemmte eines der Kinder zwischen seine Beine und meinen Rücken.

„Wir müssen diese Angelegenheit unter vier Augen besprechen", schlug er vor. „Vereinbaren Sie einen Termin mit meinem Sekretär."

Erleichtert verabschiedete ich mich und setzte ein Gespräch für den folgenden Freitag an.

Ich muss der Vorsehung danken, dass mein Gespräch mit Rektor Higuera immer wieder verschoben wurde, neu angesetzt, erneut verschoben – bis zum Ende des Schuljahres, als mein Vater beschloss, mich auf ein Kollegium von Jesuitenpriestern zu versetzen, scheinbar engagierte Ordensleute, wo ich meine Sekundarschulausbildung abschloss.

Mario seufzte, gab ein zustimmendes Geräusch von sich und betrachtete Claudia, die schlief, sowie Todd, der sich eine Zigarette anzündete.

„Wie endet es?"

„So: Ich bin diesem Schulkerker entkommen."

„Und die anderen Schüler? Caicedo?"

„Benito studierte Journalismus. Als ich ihm zuletzt begegnete, hatte er Herzprobleme; man hatte ihm einen Herzschrittmacher eingesetzt, und er musste starke Emotionen vermeiden. So viele Jahre waren vergangen, dass wir den Vorfall nicht erwähnten. Was Caicedo betrifft, weiß ich es nicht. Ich nehme an, er unterrichtet noch. Heute bedaure ich ihn. Es gibt nichts Demütigenderes, als einen kärglichen Lohn zu erhalten, um die Kinder der städtischen Bourgeoisie zu ertragen."

„Also ist alles tot und begraben?"





„Vielleicht. Doch dass ich mich noch daran erinnere, beweist das Gegenteil. Der Grabhügel bleibt."

„Natürlich", flüsterte Todd, wieder in Gedanken versunken. „Wir sprechen immer von dem, was wir nicht vergeben haben."

## VI. Tod

Er wollte Ernesto fragen, ob jene Erlebnisse ihn nicht von seiner sexuellen Ambiguität überzeugt hätten, die nach Todds Ansicht allen Männern gemeinsam sei. Andererseits waren die Übergriffe des Prälaten nicht mit Hass geschildert worden. Ernesto, so schloss Todd, sei inmitten seiner Isolation unfähig, die Perfide im wohlwollenden Umgang von Pädophilen zu erkennen. Er fragte sich, ob Ernesto – wie die Chilenen, die er kennengelernt hatte – auf die geringste Infragestellung seiner Libido gewalttätig reagieren würde.

Todd misstraute sämtlichen Kategorien, die vorgaben, eine stabile sexuelle Identität zu verleihen. In seinem fünften Buch *The Crisis of Sexual Preference* warf Todd dem Homosexuellen wie der Lesbe vor, in Nordamerika ausschließlich politische Funktionen zu erfüllen. Seine Kollegen – namhafte Verfasser von Artikeln der Queer-Theorie – gerieten in Aufruhr, als Todd in *Profitable Intimacy* anmerkte, dass selbst auf seinem Sterbebett Foucault, der meistzitierte Philosoph seiner Zeit, sich geweigert habe, sich als Queer-Philosoph zu bezeichnen. Die wachsende Feindseligkeit queerer und schwuler Autoren gegenüber dem Bisexualismus war ein Symptom ihrer Angst, von einer ambivalenten Kategorie verdrängt zu werden. Diese These wurde im dritten Absatz von *The Paradox of Privacy* weiter ausgeführt, einem Artikel, der in der vierundsechzigsten Ausgabe von *The Journal of Queer Inquiry* erschienen war. Dort beschrieb Todd, wie der Bisexualismus die vermeintliche Stabilität sexueller Kategorien widerlegte, so wie die hunnisch-hebräische Vermischung der Deutschen die rassischen Kategorien widerlegt habe. Die Pfeile des Amor, so hätten es die Griechen gelehrt, folgten niemals dem von





den Menschen durch eine Akademie vorgezeichneten Weg. Jede Kategorie schaffe Rangordnungen der Unterscheidung, schrieb er, kleine Tyranneien, die Privilegien gewährten und Abweichungen diskriminierten. Verarmt durch das Präfix *anti* und das Suffix *phobie* produziere jede Pamphlete, in denen ihre Autoren sich selbst als Opfer beschrieben. Nur die Prämien aus dem gewaltigen Restbestand der föderalen Wirtschaft besänftigten ihre Proteste. Als Schüler Voltaires und Derridas bediente sich Todd einer giftigen Sprache, die ihm die einhellige Verachtung seiner akademischen Kollegen eingetragen hatte. Doch seine persönlichen Kränkungen waren noch verletzender als seine Anathemen gegen die Kategorien der amerikanischen Identität.

An einem Nachmittag, bei einem vom Rektorat organisierten Empfang, pries eine lesbische Professorin – wie es in ihrer universitären Anmeldeakte hieß –, die sich kürzlich von ihrem Ehemann hatte scheiden lassen, die Untreue. Todd bemerkte, dass einige Professorinnen, gelegentliche Liebhaberinnen aus ihren privaten Zusammenkünften, ihr auswichen und die Gesellschaft ihrer Ehepartner vorzogen. Er erinnerte sich auch an Gelegenheiten, bei denen sie ihn diskriminiert hatte, vielleicht unbeabsichtigt, indem sie ihm in der Hitze ihrer Debatten sagte, wenn er mit ihren Ansichten nicht einverstanden sei, könne er ja aufstehen und gehen. Er sah sie allein auf einem Sofa sitzen, ein Glas Wein in der Hand, und als er sich ihr näherte, ermutigte er sie zu Vertraulichkeiten. Die Professorin dankte es ihm, indem sie Nietzsche ins Spiel brachte, der sie durch sein Bild des Dionysos von ihrer viktorianischen Scham befreit habe:

„Tagsüber bin ich apollinisch!“, schloss sie sarkastisch. „Nachts dionysisch.“

Todd bemerkte, dass sich mehrere Blicke auf sie richteten, und knurrte, dass ihm gelegentliche Kopulationen, der Masturbation nahe, nicht verlässlich erschienen, da sie Bordellen, Untreue und öffentlichen Toiletten verwandt

seien. Mehr noch vertraue er allein der Einsamkeit, wie sie selbst am Verhalten ihrer Arbeitsliebhaber erkennen könne, die sie so zur Gesellschaft eines Gelähmten zwängen. Ohne die Blässe der Haut der Professorin oder die perplexen Mienen der Ehemänner ihrer Kolleginnen zu beachten, fügte Todd hinzu, dass gegenseitiges Verständnis und wechselseitige Schmeichelei die einzigen Grundlagen der Liebe seien – an die er aufrichtig glaube.

„Die Liebe zeigt sich in allen erdenklichen Kombinationen", sagte er. „Männer gehen im Gefängnis Beziehungen untereinander ein; das arabische Buch vom *Geheimen Garten* beschreibt Frauen in Harems, die Paare bilden, um sich nach der unbefriedigenden Penetration des Ehemanns gegenseitig die Klitoris zu reiben. Du wirst zugeben müssen, liebe Kollegin, dass beide Tatsachen Theorien sexueller Identität oder sexueller Präferenz widerlegen. Mit Scharfsinn verbindet uns die hinduistische Kultur mit den Doggen. Eine scheinbar provokante, doch unaussprechliche Idee, über die du dich so oft hinter meinem Rücken lustig gemacht hast. Du wirst dich auch an die Geschichte des Juden erinnern, der bei der Beschneidung seinen Penis verlor. Seine Eltern beschlossen, ihn als Mädchen zu erziehen. Seine Vorlieben, seine Manieren, seine Überzeugungen waren die eines Kindes, und seine Hormone verliehen seinem Körper eine zarte Konstitution, die zwar männliche Züge andeutete, im Ganzen jedoch die Formen eines jungen Mädchens vereinte. In der Pubertät entdeckte er ansatzweise Brüste, was seine Eltern alarmierte und sie veranlasste, ihn in ein Krankenhaus einzuweisen. Die Ärzte behaupteten, die hormonelle Veränderung gehe auf eine Theorie zurück, die so an den Haaren herbeigezogen sei, dass es sich nicht lohne, sie hier zu erwähnen. Über sein – oder ihr – ursprüngliches Geschlecht aufgeklärt, verleugnete er – oder sie – dieses und entschied sich nach der Überwindung mehrerer Traumata für einen





chirurgischen Eingriff, der sein – oder vielmehr ihr – ewiges Weibliches veränderte oder bestätigte."

Es spielte kaum eine Rolle, dass die Geschichte des hermaphroditischen Juden eine Erfindung einer gewissen Anzahl skrupelloser Wissenschaftler und Philosophen gewesen war, die imstande waren, die Vereinigten Staaten davon zu überzeugen, dass die biologischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen im Wesentlichen illusorisch seien. Die entstellten Züge der Professorin verliehen ihr eine gewisse akademische Überlegenheit. Doch bald entbrannte eine wachsende Feindseligkeit gegen Todd, so sehr, dass, als seine Trennung von seiner früheren Geliebten bekannt wurde, keiner seiner Kollegen bereit war, ihn in seinen akademischen Aufgaben zu vertreten.

Claudia, seine eheliche Klientin, glich dieses Defizit aus. Ihre abwegigen Ideen, ihr abenteuerliches Wesen und ihre rechtliche Verwundbarkeit hatten Todd so sehr berührt, dass sie ihn entflammten. Er war damals sechsundvierzig Jahre alt. Claudia gab seinen sexuellen Forderungen ohne Aufhebens nach. Darauf angesprochen, erklärte sie, Lust sei nichts anderes als die schlichte Befriedigung ihrer Mängel, die Bestimmung einer unablässigen Suche. Die Abwesenheit ihres Geliebten schien ihr Entgegenkommen daher eher beeinflusst als erzwungen zu haben.

Mario – Todd hatte dies verstanden, seit er ihn in der U-Bahn mit seiner Zweckehefrau beobachtet hatte – konnte ebenfalls die emotionale Leere Claudias füllen. Er wollte ihn beleidigen, indem er ihm mit der Freundlichkeit eines Vertrauten andeutete, diese Erzählung lasse eine gewisse spielerische Neigung erkennen. Es war unerheblich, dass eine solche Bemerkung seinen innersten Überzeugungen widersprach. Die Perversion beschäftigte ihn obsessiv. Zunächst wollte er ihn durch beunruhigende Kommentare von Claudia entfernen. Doch da er ihn kaum kannte und angesichts der Möglichkeit, Claudia zu verletzen, zog er es

vor, seine Schmähreden auf eine andere Gelegenheit zu verschieben.

„Du hast kein Recht, uns so zu behandeln!“, sagte Claudia und riss ihm die Zigarette aus der Hand.

„Was hätte ich denn tun sollen? Du hast geschlafen wie ein Stein“, entschuldigte sich Todd.

Mario sah Claudias Finger, die – wie die metallischen Klingen eines Rasenmähers – die Zigarette zwischen ihren Händen zerrieben. Eine soziale Bewegung gegen die Schäden des Tabaks hatte die kulturellen Beziehungen der Amerikaner durchdrungen. Raucher wie Todd hörten allerhand Beschimpfungen gegen diese Geißel, die langsam das Lungengewebe ihrer Opfer zerfraß. Die Konzerne, von Ärzten beschuldigt, legale Drogenindustrien zu sein, hatten einen Kreuzzug gegen sich in den Hotels von Washington niedergeschlagen, wo man sagte, sie hätten die Dividenden eines Jahres in Bestechungen oder Beiträge zu politischen Wahlkampffonds investiert. Mario erinnerte sich an die Geldwäscheskandale in Kolumbien und Mexiko, verbreitet von denselben Kongressabgeordneten, die in Las Vegas Kasinos errichteten und verschleierte Bordelle „Familienimperien“ nannten. Sein Misstrauen gegenüber dem Staat flammte im Schatten eines hinduistischen Sprichworts auf, das dem König riet, seine Sklaven zu zwingen, Hymnen auf die Freiheit auswendig zu lernen.

Claudia entschuldigte sich dafür, der Schläfrigkeit erlegen zu sein, und ließ Mario versprechen, ihr das Ende seiner Geschichte bei einer anderen Gelegenheit zu wiederholen. Angesichts der verstrichenen Zeit verabschiedeten sich Todd und Mario und machten sich, in den kalten Wind jener bewölkten Nacht eintauchend, auf den Weg zu dem Ort, an dem das Auto geparkt war. Todd erkundigte sich nach seiner Freundschaft mit Claudia. Mario erzählte ihm einige Anekdoten aus seiner Kindheit, darunter die seines oberflächlichen Liebesverhältnisses. Todd fragte ihn, ob er sich noch zu ihr hingezogen fühle.





„Sie ist nicht meine Frau“, antwortete er.

„Meine auch nicht. Ich meine, ihrem Einverständnis nach. Gefällt sie dir?“

Mario sah einen Hund, der um ein Stück Dung auf dem Asphalt neben einem Strommast herumschlich. Das Tier öffnete sein Maul, leckte daran, verschlang es und rannte dann zur Straßenecke.

„Vorerst ziehe ich es vor zu arbeiten“, rief er mit einem Achselzucken.

„Ah!“

„Ich schreibe die Texte meiner Lieder.“

„Verstehe“, murmelte Todd. „Aber ein Dichter ohne Namen ist wie eine Landschaft ohne Betrachter.“

„Dort schwimmt der Fisch im Fluss und verzichtet auf Schmuck und Gewänder.“

Todd betrachtete Mario von der Seite.

„Eine andere Art zu sagen, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebt“, erklärte Mario.

„Die Dichter sind intensiv, die Philosophen scharfsinnig. Dank meines kämpferischen Geistes habe ich zwölf Bücher und zweiundzwanzig Fachartikel veröffentlicht.“

„Das sagen Sie nicht“, erwiderte Mario mit berechneter Eifersucht.

Eine klein gewachsene alte Frau, die Besitzerin des Hundes, küsste ihn zärtlich auf die Schnauze.

Todd hielt einen intensiven, dominanten Blick aufrecht, der an Unverschämtheit grenzte.

„Auch wenn nicht alle Philosophen Dichter sind, sind alle Dichter Philosophen“, erklärte Mario unsicher.

„Ich verdächtige, entweihe und definiere diese Sprichwörter stets neu“, knurrte Todd höhnisch.

„Platon war in seiner Jugend ein tragischer Dramatiker. Er verbrannte seine Schriften, nachdem er den Trugschlüssen des Sokrates erlegen war.“

„Nicht der göttliche Platon“, entgegnete Todd, in seiner intellektuellen Eitelkeit getroffen.

„Der des Diogenes Laertios.“

„Ich traue Diogenes Laertios nicht.“ In Wahrheit hatte er ihn nie gelesen, doch nach so vielen Jahren als Schriftsteller hatte er gelernt, seine Unwissenheit in Verachtung zu tarnen.

„Die verlässlichste Biographie Platons ist die in seinem siebten Brief beschriebene“, fügte Mario hinzu.

„Ich sehe keinen Grund, einem alten Buch mehr zu glauben als irgendeinem anderen.“

„Sprechen wir über Aristoteles. Man kann ihn nicht nach seinem Gedicht über die Freundschaft beurteilen. Eine schwache Nachahmung Hölderlins macht aus Hegel ebenso wenig einen Dichter.“

„Sie macht ihn zu einem Philosophen.“

Sie stiegen ins Auto und fuhren in Richtung Brooklyn. Durch das Fenster sah Mario eine Gruppe von Männern in Anzügen und Krawatten mit dunklen Brillen, die sich auf dem Gehweg ihren Weg durch eine Menge bis an die Brüste herausgeputzter Jugendlicher bahnten.

„So groß ist die Verwundbarkeit unserer Zivilisation, dass sie uns den Berühmten zutreibt“, sagte Mario mit plötzlicher Vehemenz und zog die Mundwinkel in die Länge. „So groß ist das Elend der Politik, die besser darauf vorbereitet ist, die Toten zu preisen als die Bedürftigen zu schützen, dass wir die Luft, die wir atmen, nicht schätzen können, es sei denn, sie ist mit den Ausdünstungen der Prominenten vermischt. Alle Männer und Frauen, die ich in Kolumbien, Europa und den Vereinigten Staaten kennengelernt habe, wachsen unter den vergrößerten Bildern einer filmischen Projektion auf. Was ist der Unterschied zwischen Julia Roberts und einem Bettler, der auf den Gehwegen von San Diego im Sterben liegt? Zwischen den einäugigen Guerilleros Kambodschas und





den Schülern, die in kalifornischen Studios Flugzeuge zum Absturz bringen? Ihre Bedeutung lässt uns verwaist zurück.“

„Sie zeigen zu viel Mitgefühl“, erwiderte Todd. „Moralische Inkompetenz ist eine Krankheit.“

„So wie die Anonymität“, fuhr Mario fort. „Indem wir an der Berühmtheit teilhaben wollen, verkünden wir sie, um unseren Nachbarn zu übertreffen, der ebenso mittellos ist wie wir. Wir klammern uns an die losen Fäden, die die oberflächlichsten Fasern ihrer Kleidung zurücklassen. Unverdiente Berühmtheit, denn niemand besitzt das Verdienst, seinen Nächsten zu übertreffen. Eine Überschwemmung oder ein Erdbeben hat die Anständigkeit, unserem Unglück ein Ende zu setzen, während jene Bohemiens die Blicke auf ihre Institutionen, ihre Häuser und ihre Gärten monopolisieren und uns zugleich in die Knechtschaft verweisen – ein Missbrauch, den sie gemäß ihren Vorurteilen fortsetzen. Ich war in Las Vegas, wo ich eine Horde Mittelamerikaner arbeiten sah. Das Glück ist verschoben, denn es liegt nicht in den Errungenschaften, sondern im Begehren, das diese erzeugen. Doch dann trägt es einen anderen Namen: Anmaßung. Ich habe von den Kreisen gesprochen – dem der Philosophie, des Sports, des Krieges, der Politik –, von jenen sozialen Lotterien, wie Sie sie nennen, die arme Käufer zurückweisen und dem Betrug unterliegen.“

„Ich bewundere Ihren Enthusiasmus“, erwiderte Todd. „Ich sage das in griechischem Sinne. Ein Dämon scheint von Ihnen Besitz ergriffen zu haben.“

„Ich spreche nicht, wie Sie, aus bloßem Vergnügen, meine Gesprächspartner zu beeindrucken“, entgegnete Mario verdrießlich.

„Verzeihen Sie mir“, murmelte Todd geschmeichelt. „Einige meiner Kollegen vergleichen mich mit Dorian Gray – nicht mit seinem Autor, der uns in *De Profundis* mit der Sprache eines Sybariten verrät, der sich mit den Seligpreisungen des christlichen Glaubens versöhnt hat.“

Mario strich sich das Haar nach hinten. Draußen zündete eine Gruppe von Menschen ihre Zigaretten an.

„Vor einiger Zeit fand ich mich arbeitslos, verschuldet und ohne Freunde in einer beliebigen Stadt wieder. Eine Zeit sinnlicher Lust und geistiger Folter. Die Müdigkeit Caligulas, die Aberration de Sades und das nietzscheanische Delirium verkörperten sich in meiner Art zu handeln wie Würmer in seinem Grab; gut gekleidetes Ungeziefer, das hinterlistige Gedanken geschniegelt. Sie rissen mich fern von der Gelassenheit. So gelangte ich zur greifbarsten Gewissheit des Kampfes zwischen meinem Geist und meinem Körper um die Herrschaft über mein Sein. Ich musste die Harmonie finden. Meine Einheit entdecken – bei der Geburt oder im Tod. Ebenso in der Krankheit, im Hunger, in der Angst, in der Perversion. Eine Frau namens Sara überredete mich, zum Heiligtum von Fátima zu pilgern. Ein Gelübde im Austausch gegen meine Regeneration. Trotz meiner Animosität gegenüber der katholischen Kirche, in der ich zwei habgierige Priester und einen lüsternen Bischof kennengelernt hatte, bewahrte ich noch immer eine gewisse feierliche Bewunderung für die Jungfrau Maria. Die Geschichte ihrer Schwangerschaft, die von einem Engel verkündet wurde, bewegte mich tief. Es ging nicht um ihre bejahende Antwort, sondern um die Konsequenz dieser Bejahung, schwanger an Erniedrigung, Exil, Misstrauen, Einsamkeit, Geduld, Ohnmacht, Martyrium. Diese Gestalt hätte spekulieren können, jener Engel sei ein Dämon gewesen – wie jeder Inquisitor, wie die Pharisäer Jahre später über ihren Sohn spekulieren würden. Doch ihr Vertrauen in die Allmacht des Schöpferwesens war unerschütterlich. Niemals stellte sie ihren Vater infrage, der nicht zugelassen hätte, dass irgendein Gespenst seinen Namen usurpiere, um eine seiner ergebensten Töchter zu verwirren. Kurz darauf erlosch meine Wollust wie ein vom Regen gelöschtes Feuer.“





„Sie schreiben dem Zufall zu viel zu“, unterbrach Todd ihn. „Damit haben Sie ihn zu Gott gemacht.“

„Eine Frage des Willens.“

Todd verhärtete seine Züge. Mario passte nicht in seine Definition des kastristischen Revolutionärs. Während seiner Jahre in Chile hatte er bereits mit mehreren Studenten zu tun gehabt, die unter Ausnutzung der politischen Umstände nach Europa oder in die Vereinigten Staaten auswandern wollten.

„Philanthropie interessiert mich nicht“, sagte Todd. „Ich bin ein bekennender Individualist. Ich akzeptiere Egoismus und Prahlerei als Fundament unserer Gesellschaften. Sobald Gut und Böse sich gegenseitig vernichten, bleibt alles eine bloße Frage der Worte.“

„Sie sind sehr geschickt darin, das Böse zu rechtfertigen und ihm einen dem Guten gleichwertigen Wert zuzuschreiben. Claudia merkt es nicht, aber Sie demütigen sie allein deshalb, weil sie Amerikanerin ist. Tugend oder Laster. Darüber hinaus gibt es nichts. Es gibt keinen dritten Zustand. Melania, eine lateinische Matrone, befreite, nachdem sie die Evangelien gelesen hatte, im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung achttausend Sklaven. Sie wagen es nicht, dasselbe mit Claudia zu tun.“

„Ihre Unverfrorenheit ist geistreich“, knurrte Todd, beleidigt. „Auch wenn meine Frau ihre Gefühle mir gegenüber noch nicht anerkannt hat, wird sie es tun. Wir sind Gewohnheitstiere.“

„Sie wird Sie mit ihrer Freiheit demütigen. Ein für Sie verfasster Vers. Die Poesie lässt die Wangen der Atheisten und Kommunisten erröten. Sie spielt stets auf das Immaterielle an. Ohne Göttlichkeit bleibt uns nur der Narzissmus.“

Todd verlangsamte sein Auto. Eine von der Bundespolizei organisierte Kontrollstelle schränkte den Verkehr auf der Avenue ein.

„Das werden Sie mir sagen, wenn Sie mir eines Ihrer veröffentlichten Gedichte zeigen. Verdammt!“

Ein Mann überquerte den Gehweg, gebadet in grellem Scheinwerferlicht.

Ungeduldig drückte Todd auf die Hupe, und ein stämmiger Polizist näherte sich und hielt eine Plastikpistole in den Händen.

„Bevor ich mir weitere gelehrte Disquisitionen anhöre (die mich, ich gestehe es, durch ihre Nutzlosigkeit beeindrucken), lass mich dich fragen: Was ist für dich ein Dichter?“, fragte Todd mit bebender Stimme.

Ein Beamter befahl ihnen, nach Manhattan abzubiegen. Todd riss das Lenkrad herum, als hätte ihn die Anweisung aus einer unangenehmen Abstraktion gerissen. Nach einigen Metern öffnete sich der Raum künstlich: Scheinwerfer an Kränen, schwarze Kabel, die sich über den Asphalt schlängelten, eine Kamera auf Schienen und eine Gruppe von Männern in fluoreszierenden Westen, die hastig gestikulierten.

„Es ist ein Dreh“, murmelte Mario. „Sieh dir die Lichter an.“

Das Auto kam fast aus Trägheit zum Stehen. Vor ihnen wartete eine Menge von Statisten auf Anweisungen: herausgeputzte Jugendliche, Männer in Sakko und Krawatte, Neugierige vermischt mit Schauspielern, die noch Make-up im Gesicht trugen. Ein Assistent brüllte Befehle, während ein anderer eine Klappe schlug.

„Ruhe am Set!“, brüllte eine Frau mit Kopfhörern. „Wir drehen!“

Todd verzog ironisch das Gesicht.

„Nicht einmal die Nacht gehört uns“, sagte er. „Alles ist Darstellung.“

Mario wollte antworten, als ein trockener Knall die Luft durchschnitt. Es war kein Spezialeffekt. Es gab keinen Countdown und kein vorheriges Zeichen. Das Geräusch hallte nackt wider, außerhalb des Drehbuchs.





Ein Körper fiel wenige Meter von der Hauptkamera entfernt zu Boden.

Der Transvestit, in einen engen Anzug aus abgenutzten Pailletten gekleidet, brach zunächst auf die Knie und dann zur Seite zusammen. Die dunkle Perücke rutschte ab und blieb am Schienenstrang des Travellings hängen. Das Blut begann sich auf dem Asphalt auszubreiten – dick, real, im Widerspruch zur Sauberkeit des Sets.

Einen Augenblick lang bewegte sich niemand.

„Schnitt!“, schrie der Regisseur mit gebrochener Stimme. „Schnitt, verdammt noch mal!“

Das Set brach in Schreie aus. Die Statisten wichen zurück. Ein Kameramann senkte hastig das Gerät. Ein Maskenbildner schlug sich die Hände vor den Mund. Mehrere Personen begannen, mit ihren Handys zu filmen und legten der Szene Schicht um Schicht neuer Bilder über.

„Das gehört nicht zum Film!“, rief jemand. „Er blutet wirklich!“

Mitten im Chaos versuchte ein Mann, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen. Er stieß brutal vor, wich Kabeln aus, das Gesicht entstellt. Als er am Wagen von Todd vorbeikam, schleuderte er einen Gegenstand durch das halb geöffnete Fenster.

Der metallische Aufprall hallte trocken gegen das Armaturenbrett.

Eine Pistole lag auf Todds Oberschenkeln.

Todd erstarrte. Die Waffe wirkte fremd, wie ein Gegenstand aus einer anderen Wirklichkeit gefallen, doch ihr Gewicht war unbestreitbar. Mario sah ihn aus dem Augenwinkel an.

„Fass sie nicht an“, sagte er leise. „Fass sie nicht an.“

„Halt!“, rief der afroamerikanische Polizist.

Todd, gelähmt, gehorchte weder noch widersetzte er sich: Er existierte einfach, gefangen zwischen Lenkrad und Waffe, während die Sirene sich näherte wie eine unvermeidliche Wahrheit.

Der asiatische Polizist trat zuerst heran, sah ins Wageninnere, und seine Augen bohrten sich in die Pistole.

„Hände so, dass ich sie sehen kann“, befahl er.

Todd hob die Hände unbeholfen, als hinderten ihn unsichtbare Krücken der Angst daran, sie sauber zu heben. Mario tat dasselbe, langsam, im Bewusstsein, dass Langsamkeit als Herausforderung gedeutet werden konnte.

„Dieser Mann hat die Waffe ins Auto geworfen“, sagte Mario. „Es gibt Kameras. Das ist ein Filmset.“

„Schweigen Sie“, unterbrach ihn der asiatische Polizist, ohne ihn anzusehen. „Beide raus aus dem Fahrzeug. Sofort.“

Der afroamerikanische Polizist sah Todd an, dann Mario, dann die Waffe. In seiner Pupille stand bereits ein Verdacht geschrieben, eine Geschichte, bereit gebunden zu werden: zwei Männer, ein Auto, ein Schuss, eine Waffe. Die Einfachheit der Schuld.

Todd stieg aus und stützte sich mit erniedrigender Steifheit am Türrahmen ab. Seine kranken Beine wirkten im Licht dünner, und sein Körper erschien ihm zum ersten Mal in dieser Nacht nicht mehr als der eines Philosophen, sondern als der eines gefangenen Tieres.

„Sir, ich kann nicht …“, stammelte Todd. „Ich …“

„Sie können“, schnitt ihm der Afroamerikaner ruhig das Wort ab.

Mario spürte, wie sein Puls ihm gegen die Kehle schlug. Ein Satz Todds durchzuckte sein Gedächtnis wie Hohn: Protestieren heißt leben. Dort bedeutete Protestieren sterben.

Der Mann rannte weiter auf den provisorischen Tunnel der Produktion zu. Hinter ihm schrien mehrere Crewmitglieder:

„Er war’s!“
„Der da! Der mit der dunklen Jacke!“
„Er hat die Waffe geworfen!“

Noch bevor Todd festen Stand fand, umringte eine Gruppe den Flüchtenden, der über ein dickes Kabel





gestolpert war. Zwei Schauspieler packten ihn an den Armen. Ein Tonmann fixierte seine Beine.

„Ich war es nicht!“, schrie er. „Es war ein Unfall! Es war Teil der Abmachung!“

„Du lügst!“, rief eine Frau aus der Menge. „Ich habe dich drohen hören!“

„Du hast ihn bezahlt und bist dann ausgerastet!“, fügte ein anderer hinzu. „Wir haben es alle gesehen!“

Der Mann rang nach Luft, schweißüberströmt, schüttelte den Kopf.

„Er hat mich betrogen!“, stotterte er. „Er hat mich glauben lassen, er sei ein Profi!“

Der afroamerikanische Polizist wandte sich dem reglosen Körper zu. Dann blickte er auf die Zeugen, auf die Kamera, die noch immer aufzeichnete, auf die Waffe, die nicht mehr an ihrem ursprünglichen Ort lag.

„Wir haben genug“, sagte er. „Nehmen Sie ihn mit.“

Der Mörder wurde unter Geschrei gefesselt, während der Krankenwagen unbeholfen durch das Set fuhr und Statisten wie Techniker beiseiteschob.

Der asiatische Polizist kehrte zum Wagen zurück und musterte Todd aufmerksam.

„Sie hatten Glück“, sagte er. „Wären da nicht die Kameras gewesen, wäre diese Geschichte anders ausgegangen.“

Todd antwortete nicht. Sein Gesicht war bleich.

Sie stiegen wieder ins Auto. Todd fuhr los, ohne ein Wort zu sagen. Das Set blieb zurück, reduziert auf einen künstlichen Schimmer in den Seitenspiegeln.

Mehrere Sekunden lang war nur der Motor zu hören.

„Das Leben in New York ist ein Simulakrum“, sagte Todd schließlich und spielte mit ironiefreier Stimme auf Baudrillard an. „Ich warte immer noch auf deine Antwort: Was ist für dich ein Dichter?“

Mario betrachtete weiter das Filmset, Schauplatz eines sexuellen Skandals, der in den nächsten drei Tagen die

Journalisten beschäftigen würde. Erst als Todd nach links abbog, lehnte er sich in den Sitz zurück und antwortete, an Nietzsche denkend.

„Ein Dichter ist, wer zu allem Ja sagt, selbst zum Fragwürdigen“, antwortete Mario, „das heißt zum Außersinnlichen. Poesie ohne Göttlichkeit ist eine Anmaßung. Nietzsche musste, obwohl er Atheist war, Dionysos anbeten, um zu schreiben:

*Ja! Ich weiß, woher ich stamme!*
*Ungesättigt gleich der Flamme*
*Glühe und verzehr ich mich.*
*Licht wird alles, was ich fasse,*
*Kohle alles, was ich lasse:*
*Flamme bin ich sicherlich!*

Aus Furcht, in einen Widerspruch zu geraten, schrieb er mit einem Anflug von Mehrdeutigkeit. So würden seine absolutesten Jünger in Dionysos nur eine rhetorische Figur sehen.

„Ich erinnere mich an die schmutzigen Einzelheiten deiner Geschichte“, schleuderte Todd ihm entgegen. „Mich beeindruckte die Offenheit, mit der du deine Szenen mit Päderasten geschildert hast. Die Menschen begraben solche Dinge lieber. Trotzdem halte ich sie für unvollständig. Es besteht die Möglichkeit, dass du dich zu jenen Verführern hingezogen gefühlt hast. Die Möglichkeit, dass du queer bist.“

Todd ließ seinen Blick auf einem neuen roten Auto ruhen und verbarg seinen morbiden Ausdruck in den Gesten des Fahrers, der begierig war, ein teures Fahrzeug zu kaufen. Das anschließende Schweigen zwang ihn, seine Tirade neu zu fassen. Er drehte den Kopf zu Mario und sah ihn eindringlich an.

„Ich habe es erwogen“, Marios Gesichtsmuskeln rührten sich nicht, „und tatsächlich fühlte ich mich zu ihren





Rängen hingezogen, was nicht dasselbe ist wie eine Anziehung zu einer bestimmten Person. Wir bewundern keine Menschen, wir bewundern ihre soziale Stellung. Die meisten erkennen diesen Unterschied nicht. Sie glauben, sich zu verlieben, dabei suchen sie in Wahrheit nur die Befriedigung ihres Machtverlangens. Es ist dieselbe Art von Gefühl, die ein Teenager für sein Rockidol empfindet.“

„Du wirst nun zustimmen, dass die Menschen Samen der Sodomie und der Korruption sind“, sagte Todd in dem Versuch, Marios Gedanken zu deuten. „Der Mensch strebt nur nach ununterbrochener Unzucht.“

Durch die Scheibe sahen sie eine Gruppe alter Menschen vorbeiziehen, die Plakate über den Köpfen schwangen und Parolen gegen die Legalisierung der Abtreibung riefen.

„Ich kann die Intimität der anderen nicht auf der Grundlage meiner eigenen verallgemeinern. Ich weiß, dass es enthaltsame Heilige gab, desinteressiert an der Absonderung zäher Flüssigkeiten, wie Kaiser Mark Aurel schrieb.“

Todd spürte eine wachsende Feindseligkeit in seiner Brust. Marios moralische Urteilskraft und seine Vorurteilsfreiheit waren eine unpopuläre Kombination. Mario verstand es, seine Sinnlichkeit mit seinem Mystizismus zu versöhnen. Todd beruhigte sich bei dem Gedanken, dass Marios Hochmut durch die harten Lebensbedingungen der illegalen Entfremdeten in den Vereinigten Staaten gezähmt würde.

„Ich habe so viele Vergehen gegen die Menschheit begangen, dass Sie meine Gesellschaft zurückweisen würden, wenn ich sie Ihnen erzählte“, erklärte Todd. „Wir bewegen uns über Unrat. Diese Insel der Abwässer war ursprünglich ein Hafen für Schwarze. Vier Jahrhunderte später landen weiterhin Myriaden von Elenden an.“

Mario betrachtete die gebrochene Linie der Gebäude, die unter dem Horizont versank.

„Man kann sein Leben immer erleichtern, indem man es mit den Lastern Neros und Mussolinis vergleicht."

„„Ich werde dir eine Parabel erzählen. Es war einmal ein rechtschaffener Mann namens Palmares, der zwei Söhne hatte: Abel und Kain. Trotz seiner Bemühungen, sie im Evangelium Christi zu erziehen, wurde Kain egoistisch und intrigant. Als sie erwachsen wurden, gingen beide Söhne unterschiedlichen Berufen nach und heirateten. Bald darauf litt jenes Land unter einer Zeit der Knappheit, und beide Brüder sahen sich gezwungen, die Wohltätigkeit ihres Vaters in Anspruch zu nehmen. Kain jedoch überredete seinen Vater, Abel sei nicht arm, sondern geizig und verlogen, da er ihn eines Tages im Keller dabei überrascht habe, wie er Hunderte von Gold- und Smaragdstücken polierte, die in einer elfenbeinernen Truhe mit pornografischen Reliefs verborgen waren. Palmares, gutgläubig und bewegt von der falschen Angst seines Sohnes Kain und getäuscht durch die aufrichtige Herzlichkeit seines Sohnes Abel, gewährte daraufhin Kain alle Arten von Gunst und Vorrechten und unterwarf Abel und seine Familie zahlreichen Entbehrungen. Kain hingegen vergeudete sein Geld in Bordellen und beim Würfelspiel. Jahre später starb Palmares und hinterließ sein gesamtes Vermögen Kain. Abel, enterbt und arm, vermochte sich dennoch an das anzupassen, was das Universum ihm bot, ohne aufzuhören, seinem Vater für die erhaltenen Almosen zu danken. Niemals verbitterte er, indem er seine Begrenzungen mit dem Überfluss und der Verschwendung seines Bruders Kain verglich. In der Ruhe des Paradieses fragte Palmares Gott, wie es möglich sei, dass er sich in Seiner Gegenwart befinde, wo er doch gegenüber seinem Sohn Abel ungerecht gewesen sei. Gott ließ ihn daraufhin wissen, dass der Urheber jener Ungerechtigkeit nicht er, sondern Kain gewesen sei und dass Abel ohne dessen Intrigen seine Seele nicht gestärkt hätte. Bald würde Abel im Leben entschädigt werden, und seine Erfahrungen





würden von Generation zu Generation als Vorbild des gerechten Menschen überliefert, den Gott am meisten liebt."

„Und was geschah mit Kain? Gehört er nicht zur Geschichte?"

„Ich nehme an, er wurde bestraft. Aber er hätte auch vergeben werden können."

„Jedenfalls sehe ich keinen Zusammenhang mit dir. Die Welt passt nicht in eine Parabel. Wir sind die Protagonisten eines Albtraums, dessen Schauplatz eine Latrine ist, in der wir alle, heuchlerisch und neidisch, darauf zusteuern, uns gegenseitig zu verletzen, bis wir platzen."

Eine Sirene heulte die Straße entlang. Mario sah, wie ein Mann in einem Sportwagen einen anderen Mann in seinem Auto verfolgte. Diese Insel verwandelte sich vor seinen Augen in ein unter-menschliches Filmstudio. Er dachte, dass der Mensch sich nicht wie die Vögel und die Fische von Früchten, Pflanzen und Wasser ernähre; nicht einmal von Vögeln und Fischen. Er verschlang Menschen.

„Armer Nietzsche, verliebt in eine Eselin."

Todd grunzte wider Willen. Es folgte ein Schweigen, nur unterbrochen vom intermittierenden Geräusch des Motors. Er beugte sich vor und schaltete das Radio ein, beruhigt von dem Gedanken, dass die berühmtesten Gehirne der letzten zweihundert Jahre auf seiner Seite wären. Dennoch fragte er sich, ob die Bedeutung, die diesen Denkern zugeschrieben wurde, nicht ungerecht sei, ebenso wie die Bedeutungslosigkeit Marios oder irgendeines anderen iberoamerikanischen Schriftstellers in der philosophischen Welt ungerecht sein könnte. Er lehnte sich in den Sitz zurück und ergötzte sich daran, Mario als Reaktionär zu bezeichnen. Zweimal in derselben Nacht, gegenüber zwei Einwanderern, hatte er die Bitterkeit des intellektuellen Abtastens gekostet. Er erinnerte sich an seine intoleranten Kollegen, die ihn ständig zu ihren Demonstrationen gegen Juden, Schwarze und Latinos einluden — unreine Gruppen, wie sie behaupteten, die die

von ihren Vätern kultivierte Frucht verschlingen wollten. Monate zuvor hatte er erwogen, sich ihnen in ihrem rassistischen Kreuzzug anzuschließen, doch seine Bildung hatte sein Gewissen so tief durchdrungen, dass sie ihn davon überzeugte, dass seine Kollegen an einer gewissen qualvollen Empathie litten: Häute ohne Melanin, gequält von der Vorstellung, dass jene dunklen Menschen sich in der Sonne baden könnten, ohne Angst vor Hautkrebs zu haben — alle eher zum Verbrechen geneigt als die Verbrecher selbst.

„Jeder Glaube beruht auf bloßen Zufälligkeiten. Du bist ein illegaler Einwanderer. Du irrst landlos umher. Ich sehe dich bereits bemüht, aus den Aberglauben der anderen Nutzen zu ziehen."

„Ich bin nicht abergläubisch, wenn Sie das beunruhigt."

„In diesem Fall zweifle ich nicht daran, dass du Myriaden von Gläubigen mit deiner Rhetorik überzeugen kannst. Sie werden dir helfen. Sie werden dir irgendeine Arbeit verschaffen."

Sie überquerten eine Brücke in Reparatur. Mario dachte an die ziellosen Nachmittage entlang der Carrera Séptima. Wenn er etwas Geld hatte, verbrachte er Stunden in einer ihrer Buchhandlungen, bis er sich entschloss, eine billige Ausgabe von Silva, Plath oder Fray Luis de León zu kaufen. Manchmal schlich er sich auch in die Kirchen, wo das Gemurmel der Avenue sich in den feierlichen Chören der Gläubigen verlor.

„Ich glaube, Religion entfacht Hoffnungen."

Todd hob den Kopf, gönnerhaft.

„Auf den Tod oder auf die Hölle?"

Als seine Großmutter ihn zum ersten Mal in die Kirche mitnahm, hörte Todd die Predigten und Lesungen, die einander folgten. Eines Nachmittags wurde er vom Gesicht einer jungen Frau mit schwarzen Haaren und schrägen Augen gefesselt, die beim Atrium betete.





„Du bist ein mittelalterlicher Mönch. Vielleicht solltest du einen hinduistischen Guru aufsuchen. Wenigstens zur Abwechslung."

„Die Konsumgier frisst mich noch nicht an", antwortete Mario nach einer Pause.

„Ohne diese Gier wären wir jetzt nicht im Auto auf dem Weg zu dir quer durch Manhattan."

Mario blieb unbeweglich, versunken zwischen dem Leben nach dem Tod und der Angst vor der Hölle, wie seine Lehrerin sie ihm mit sechs Jahren beschrieben hatte. Todd schüttelte ungeduldig den Kopf und, so sehr er auf Marios Erwiderungen konzentriert war, fuhr er ohne anzuhalten über eine rote Ampel. Von der Terrasse einer Wohnung aus beschimpfte ihn ein halbnacktes Mädchen quer durch den leeren Raum.

„Aber es gibt keinen Grund zur Sorge", entgegnete Mario. „Wir sterben alle."

Todd sah Mario von der Seite an, ohne sich die Mühe zu machen, sein Unbehagen zu verbergen.

„Was hast du über die Arbeit gedacht, die ich dir angeboten habe?"

Ein betrunkener Polizist – seinen Taumelbewegungen nach zu urteilen – schlug in einem Einkaufszentrum auf einen dunkelhäutigen Mann ein. Zwei asiatische Frauen bewegten sich in Richtung Autobahn, um Hilfe zu suchen, genau in dem Moment, als Todd beschleunigte und in ein Viertel mit großen Garagen, frisch errichteten Papphäusern und Straßen einbog, die entlang der Kanten eines unaufhörlichen Gitters gezogen waren.

„Am besten rufen Sie die Polizei", schlug Mario vor.

„Wozu? Der Dunkelhäutige muss ein Verbrecher sein. Diese Frauen sind seine Komplizinnen."

Mario wiegte den Kopf zögernd. Mit zitternden Händen suchte er nach Todds Handy. Er fand es ganz unten im Handschuhfach. Er wählte die Neun-Eins-Eins.

„Es gibt eine Schlägerei an der Fünften Avenue und der Neunundsiebzigsten“, sagte er in den Hörer.

Mario kam zu dem Schluss, dass ihn Todds Angebot nicht reizte, weniger wegen der Beschaffenheit der Arbeit als wegen der Haltung seines neuen Bekannten.

„Danke, aber vorerst habe ich Arbeit zu erledigen.“

Todd drehte den Kopf zur Seite, in einer enttäuschten Geste.

„Sag mir, was hast du studiert?“

„Theater.“

Mario mutmaßte, dass nur eine mit Prestige gewürzte Geschichte seinem Gegenüber gefallen würde. Noch bevor er seine Reise antrat, war er im kulturellen Umfeld Bogotás durch seine schauspielerischen Darbietungen bekannt gewesen. Seine Tage waren ruhig auf der Bühne vergangen, indem er die Unannehmlichkeiten seines Überlebens den trügerischen Versen Shakespeares und Aischylos’ anpasste. Die Bemerkung eines Theaterregisseurs, eines Freundes von ihm, der seiner Verzweiflung als Kolumnist einer landesweit erscheinenden Zeitung Raum gab, hatte seine Karriere abgeschnitten.

„Ich habe jahrelang in verschiedenen Berufen gearbeitet, und nach einer unangenehmen Erfahrung entschied ich mich, ein Weltbürger zu werden.“

„Du hast dich entschieden?“

„Ich musste“, korrigierte Mario.

„Ich hoffe, du endest nicht damit, ein ethnisches Restaurant in Queens zu leiten.“

In Europa hatte er die Gelegenheit, Teil einer Fischergruppe zu werden, die illegale Fangladungen in internationalen Gewässern einsammelte, sie an Land brachte und von dort auf den europäischen Kontinent. Ein gewisser Sinn für Ehrenhaftigkeit hatte ihn dazu bewogen, die Gewinne des organisierten Schmuggels abzulehnen. Er lebte mehrere Monate von Unterstützungen, bis er von einer Textilfabrik angestellt wurde. Nach einem kurzen





Todeskampf bestieg er in Lissabon ein Flugzeug und landete in New York, wo er fürs Erste kaum darauf hoffen konnte, seinen täglichen Lebensunterhalt zu sichern.

„Wir sind in den Ruinen von Brooklyn angekommen.“

Einsame Frauen streiften über die Bürgersteige und blickten schräg zu den Autos, die ihre Geschwindigkeit verringerten.

„Entschuldige, wenn ich dich beleidigt habe“, fügte Todd hinzu. „Es war nicht meine Absicht, deine Überzeugungen zu schwächen.“

„Entschuldigen Sie, dass ich die Ihren geschwächt habe“, erwiderte Mario. „Die Einsamkeit an sich ist leer.“

Ein paar Straßen weiter durchquerten vereinzelte Passanten die verödeten Räume der Nacht.

„Du musst wissen, dass Häuser, wenn sie nicht von Menschen bewohnt sind, einem Prozess vorzeitiger Alterung unterliegen“, fügte Mario hinzu. „Natürlich können wir die Fassade schminken, doch das Innere bleibt immer verfault. Stell dir nun einen Riesen vor, der einige Jahre lang dazu verurteilt ist, in einem winzigen Zimmer zu leben. Er ist derart im Raum zusammengedrängt, dass sein Aufenthalt hektisch wird, indem er Beine und Arme einklappt. Mangels Spiegeln beginnt er schließlich zu glauben, er selbst sei das Zimmer, und dass sein Leben ausgelöscht würde, sobald man ihn aus diesen vier Wänden hinausbrächte. Zudem sieht er durch zwei Fenster Millionen identischer Zimmer, einander gegenüberliegend. Mit der Zeit gelingt es ihm, mit den Gefangenen der anderen Zimmer zu kommunizieren, die er in ihrer Substanz nicht sehen kann, so wie sie die seine nicht beobachten können. Einige sagen ihm, dass sie eines Tages von ihrem Herrn befreit würden, um in einer besseren Welt zu wohnen. Sie arbeiten auf den Tag ihrer Befreiung hin und verschönern ihre Zimmer, indem sie den anderen helfen, ihre auf dieselbe Weise zu verschönern. Andere aber verkünden, dies sei eine Lüge, denn das Zimmer sei das Einzige, was ihren Augen

sichtbar sei. Diese faulenzen und treiben Unfug, zerstören ihre Fassaden und die ihrer Nachbarn. Eines Tages schließlich werden die Zimmer geöffnet, und die Riesen entdecken, dass ihre Substanz nicht aus Stein, sondern aus Fleisch und Knochen besteht und dass die Zimmer ihnen zu Füßen gelegt worden sind. Alle legen ihrem Herrn Rechenschaft ab, der die Fleißigen belohnt und die Treulosen bestraft."

„Diese Ermahnung reicht nicht aus, um mich zu bekehren", sagte Todd und gewann seinen bissigen Ton zurück. „Wo soll ich dich absetzen?"

Mario gab Todd die notwendigen Anweisungen. Todd überquerte eine Brücke, und als sie in die verlassenen Straßen einfuhren, sahen sie ein Rudel Katzen, das entlang des Gehwegs heulte.

„Kennen Sie die Geschichte von Lazarus?", fragte Mario nach langem Schweigen.

Das Auto war vor seiner Wohnung angekommen.

„Der, der auferstanden ist?"

„Nein. Ich spreche vom ersten Lazarus."

Todd verneinte mit einer Geste und beobachtete ungeduldig den Minutenzeiger seiner Uhr.

„Ein Reicher veranstaltet jeden Abend Gastmähler", sagte Mario. „Die Reste seines Tisches werden in einen Hof geworfen, wo ein Bettler namens Lazarus sie mit Schweinen und Hunden umkämpft. Der Reiche stirbt und kommt in die Hölle. Aus den Flammen versichert er Gott, dass er, hätte er zu Lebzeiten ein Wunder erlebt, Lazarus ohne Zögern an seinen Tisch eingeladen hätte. Gott erwidert ihm, dass es in seinem Leben an Wundern nicht gemangelt habe, er sie aber aufgrund seines Skeptizismus nie erkannt habe. Die Geschichte wiederholt sich bei jedem Einzelnen. Jeder vergehende Tag ist ein Wunder."

„Nicht für Lazarus."

„Der westliche Paternalismus beharrt darauf zu glauben, Hunger, Krankheit und Tod seien furchterregend.





Doch nur der Mangel an Liebe ruiniert ein Leben. Heute gibt es Millionen hungernder Männer und Frauen auf der Welt. Körperlich leiden sie, aber auf die eine oder andere Weise genießen sie ihr Dasein. Hier hingegen spritzen sich die Menschen, ohne Hunger oder Krankheit zu erleiden, Drogen, bis sie sterben. Man wird sagen, ihre Krankheit sei mental. Die Psychologie, eine Art eingeschriebener Pseudohumanismus, verbreitet den Glauben, Schmerz lasse sich kontrollieren. In Wahrheit kontrolliert sie ihn nicht, sie benennt ihn. Sie heilt den Schizophrenen nicht, sie teilt ihm lediglich mit, dass er an Schizophrenie leidet – eine kalte Art, sich mit seinen Problemen zu solidarisieren. Wie dem auch sei, der Kommunikationsprozess, wenn auch mechanisch, kann den Patienten heilen. Sie werden nun verstehen, warum sich der Kranke so oft in seinen Psychoanalytiker verliebt. Freud, wie es seine Gewohnheit war, maß dieser Beziehung geringe Bedeutung bei, indem er sie emotionale Übertragung nannte. Jung lebte von Frauen umringt, die ihn weniger wegen der Wirksamkeit seiner Theorien liebten als wegen der Freundlichkeit seines Umgangs. Beachten Sie, dass die Verbreitung der Elektrizität mit der Geburt der Psychoanalyse zusammenfällt. Ihr Wachstum ist mit der Verschlechterung des Dialogs verknüpft. Vor einigen Jahren erlitt Kolumbien einen Monat lang Stromrationierung. Das Fernsehen verschwand aus unserem Leben. Anfangs waren die Menschen verzweifelt. Nach einer Woche ließen die Proteste nach. Die Menschen redeten, stellten Fragen. Es gab kein anderes Heilmittel. Man entdeckte, dass das Gespräch in der Tat das beste Heilmittel war. Sie sehen, wie die Wissenschaft ein selbstgefälliger Zwerg gegenüber dem Leben ist – dieses stets dynamisch, komplex, voller ungreifbarer Unruhen. Der Fortschritt wird niemals Rechenschaft über das Warum ablegen, sondern nur über das Wie."

„Der Hunger ist also nicht so furchtbar?"

„Doch, natürlich ist er das. Aber es gibt schlimmere Abgründe. Es gibt Politiker, die für die Sterilisierung der Frauen der sogenannten Dritten Welt eintreten. Diese Frauen jedoch beharren darauf, acht oder neun Kinder unter unmenschlichen Bedingungen zu gebären. Warum? Weil sie ohne ihre Babys weder Liebe geben noch empfangen würden. Sie würden nicht überleben."

„Ich fürchte, ich muss gehen. Sie sollten nun Ihr mittelalterliches Gewand anlegen, da Sie mit der Arbeit beginnen", höhnte Todd lachend. „Nehmen Sie es mir nicht übel. Der Sohn jenes Zimmermanns war ein guter Mann. Aber die Inquisition diskreditiert sein gesamtes Werk."

„Die Evangelien nach dem historischen Verhalten der Kirche zu beurteilen wäre, als würde man die Erklärung der Menschenrechte nach dem historischen Verhalten der demokratischen Regierungen beurteilen."

„Ein unnötig wohlwollendes Urteil", erwiderte Todd und versuchte, sich mithilfe eines Paradoxons einer langwierigen Debatte zu entziehen.

„Es gibt eine Orgie der Gewalt, die nicht enden wird, bis die universelle Bürgerschaft ausgerufen ist", entschied Mario, „wenn jeder Mensch seine Nussschale ablegt. Die Herabwürdigung, die Ohnmacht, das Exil in ein Land, das uns nicht mehr gehört, sind eine rechtliche Agonie, die die Bundeswachen dazu anstachelt, Migranten zu misshandeln."

„Aber du warst doch schon in Fátima", spottete Todd. „Die Jungfrau beschützt dich."





## VII. Geldstrafe

Am nächsten Morgen löste sich die Beziehung zwischen Claudia und Clitemnestra in Verwünschungen auf.

Clitemnestra und Cassandro frühstückten und beklagten sich über das monotone Klimpern von Marios Gitarre, das sie geweckt hatte, ohne dass es ihnen gelungen wäre, wieder einzuschlafen.

„Wenn er es wenigstens richtig gespielt hätte!", spottete Cassandro.

Claudia zog sich in ihr Zimmer zurück und schaltete, bemüht sie zu ignorieren, das Radio ein, um sich auf die Lektüre einer veralteten Zeitung zu konzentrieren. Nach kurzer Zeit verspürte sie das Bedürfnis, zur Toilette zu gehen. Sie ärgerte sich, als sie feststellte, dass Cassandro und Clitemnestra noch immer in ihrer Wohnung umhergingen. Mit einem Kraftakt erhob sie sich, öffnete die Tür und durchquerte das Wohnzimmer. Clitemnestra und Cassandro verstummten und stellten ihre leeren Teller in die Spüle. Claudia ließ ihren Blick über den Boden gleiten und erfasste den von der Küche am weitesten entfernten Bereich, neben dem Bücherregal. Beim Vorübergehen bemerkte sie einen schwarzen Fleck auf dem Teppich, der ihrem ersten Eindruck nach von den Zigarettenaschen Todds stammte.

Auf der Kante des Sofas sah sie Clitemnestras lederne Handtasche, halb geöffnet. Sie hockte sich hin, um die Asche wegzuwischen, die sich in der Luft verteilte und dabei ein Loch im weichen Gewebe freilegte. Hastig richtete sie sich auf, in dem Versuch, den Schaden zu verdecken und einen weiteren Streit mit Clitemnestra zu vermeiden. Sie presste die Schenkel zusammen, doch einer ihrer Knöchel gab schlaff unter ihrem Gewicht nach, sodass sie gezwungen war, sich am nächstgelegenen Gegenstand festzuhalten.

Clitemnestras Handtasche fiel zu Boden und ihr Inhalt verstreute sich.

Claudia kniete unbeholfen auf dem Teppich. Clitemnestra kam aus der Küche und stellte sie mit weit aufgerissenen Augen zur Rede. Claudia stürzte sich nach vorn und sammelte mit der einen Hand die Ledertasche ein, während sie mit der anderen ein Münzportemonnaie, eine Geldbörse, mehrere Kosmetikartikel und drei Briefe zusammenraffte. Auf einem davon entdeckte sie das Siegel des Weißkopfseeadlers. Clitemnestra, schwer atmend, riss ihr die Habseligkeiten aus den Händen.

„Für wen ist dieser Brief?“, fragte Claudia herausfordernd.

„Die sind gestern mit der Post gekommen“, antwortete Cassandro aus der Küche.

„Ich will ihn sehen“, verlangte Claudia. Clitemnestras Gesicht erbleichte. Sie senkte langsam den Blick und wählte, die Umschläge betrachtend, einen aus.

„Ja. Es scheint, als sei einer für dich.“

Claudia nahm den Brief entgegen, den Clitemnestra ihr reichte. Unter einem Etikett aus Pergamentpapier las sie ihren maschinengeschriebenen Namen. Sie öffnete den Umschlag hastig, beinahe, als wolle sie den Inhalt zerreißen.

Sie entdeckte den Ausweis mit ihrer Sozialversicherungsnummer. Ein sanftes Zittern löste die Spannung ihrer Muskeln. Zehn Jahre lang hatte sie darauf gewartet. Nun konnte sie ohne Angst arbeiten. Sie entschuldigte sich bei Clitemnestra dafür, deren Handtasche zu Boden geworfen zu haben, und wandte sich seitlich dem Badezimmer zu. Sie hätte einen Schritt getan, als ein überwältigendes Gefühl von Wut sie durchzuckte. Sie las das Datum des Poststempels und stellte fest, dass der Brief fast einen Monat zuvor abgeschickt worden war. Sie las die auf dem Umschlag gedruckte Aufschrift erneut:

Geldstrafe von fünfhundert Dollar für jeden, der die Zustellung dieses Briefes an seinen Empfänger behindert





„Seit wann hast du diesen Umschlag erhalten?“, fragte sie Clitemnestra mit einer Stimme, die ihre Erregung verriet.

„Gestern Morgen, als ich die Post überprüfte. Schau mich nicht so an. Ich verließ die Wohnung in Eile und habe die Überschrift nicht bemerkt. Cassandro hat mir eine neue Stelle in einem Restaurant auf der Westseite des Central Parks besorgt. Sie ist gut bezahlt.“

„Ich gratuliere dir“, log Claudia und fügte mit verhärteter Stimme hinzu: „Den Stempeln nach wurde mir dieser Brief vor mehr als einem Monat geschickt.“

„Das ist normal“, warf Cassandro aus der Küche ein. „Es gibt Briefe, die sich von einem Ort zum anderen verirren.“

„Das geht Sie nichts an“, unterbrach Claudia ihn. „Es gibt eine Geldstrafe von fünfhundert Dollar für jeden, der diese Dokumente zurückhält. Das könnte Sie die Abschiebung kosten.“

„Beschuldigst du mich der Veruntreuung?“, öffnete Clitemnestra den Mund, ohne die passenden Worte zu finden.

„Ich beschuldige niemanden. Aber glaubt mir: Wenn ich aus dem einen oder anderen Grund meine Arbeit bei Fawl’s verliere, gehe ich zur Einwanderungsbehörde und bitte darum, die entsprechenden Ermittlungen wegen dieser Verzögerung einzuleiten.“

„Du musst uns nicht die Schuld an deinen Misserfolgen geben“, fuhr Clitemnestra sie an. „Unterstellst du, ich hätte diesen Umschlag absichtlich zurückgehalten?“

„Nach so viel Undank halte ich dich zu allem fähig.“

„Undank?“

„Ich weiß, wir sind in den Vereinigten Staaten, wo Bankkonten die emotionalen Bindungen auflösen. Eine Zeit lang warst du von mir abhängig. An einem einzigen Tag habe ich dir das U-Bahn-System erklärt und dich im Umgang mit Karten geschult. Ich habe dich an einer Akademie angemeldet, damit du Englisch lernst. Ich habe Todds

Angebote ausgeschlagen, um unserem Mietvertrag treu zu bleiben. Ich habe nie erwartet, dass du mir dankst. Trotzdem hat mich deine Haltung überrascht. Als du Cassandro kennenlerntest, sagtest du ihm, niemand habe dir geholfen, dich in das Leben in den Vereinigten Staaten zu integrieren, und deine Fortschritte im Englischen seien allein deiner Ausdauer zu verdanken – und hast die Nächte verschwiegen, in denen ich mich für dich aufgeopfert habe, dir geduldig die Wörter dieser Sprache einzutrichtern."

„Was hast du erwartet? Dass ich mich hinknie und dir die Hand küsse wie einer Oberin? In diesem Land ist Schmeichelei ausgerottet, ein Unkraut, das niemandem gut tut. Wenn ich dir in irgendetwas geholfen habe, dann weil auch ich dir auf die eine oder andere Weise geholfen habe. Sag nicht, du hättest Todds Umarmungen mir zuliebe aufgegeben, denn du liebst ihn nicht, du fürchtest ihn, und schon die bloße Vorstellung, er könnte sich in dich verliebt haben, bringt dich aus der Fassung. Seit ich mich mit Cassandro verlobt habe, streifst du durch die Wohnung wie eine läufige Katze. Was du fürchtest, ist eine nackte Einsamkeit, wie die der Großeltern in Florida, die in ihren Heimen erstarren und vor Hunger sterben, ohne dass man sie monatelang entdeckt. Anfangs glaubte ich, du seist an Cassandro interessiert, doch als ich meinen Irrtum erkannte, wusste ich mich zu entschuldigen. Dein Vorwurf ist nichts als ein Symptom von Paranoia."

„Das wirst du vor Gericht geltend machen."

„Cassandro ist Zeuge meiner Unschuld. Seien wir vernünftig, um Gottes willen! Welches Interesse sollte ich daran haben, deine Dokumente zurückzuhalten?"

„Einfach, um mir zu schaden. Du handelst mit eingeborener Bosheit."

Claudia hatte ihr Gesicht verhärtet und den Ausdruck eines verzogenen Kindes angenommen. Clitemnestras Worte trafen sie, wenn auch nicht unbedingt verletzend. Es gefiel ihr zu wissen, dass die Wechselfälle ihres Intimlebens





ihre Mitbewohnerin beschäftigten. Nun musste sie sie provozieren, um sie mit derselben Empörung anzustecken, die sie selbst verzehrte. Claudia ahnte, dass die Deutung der Leidenschaften eines Menschen ein unabschließbares Unterfangen ist und dass das einzige veränderliche Element eines Konflikts seine Definition ist, die durch die Kunstgriffe der Rede zu bloßer rhetorischer Fehde wird. Ihr fehlte jedoch die Gabe des Wortes. Wollte sie ihre Bitterkeit gegen Besonnenheit eintauschen und den Dialog mit Clitemnestra aufnehmen, müsste sie sich den Windungen ihrer Sprache unterwerfen.

„Nur ein verfaultes Hirn wie deines kann solche Vermutungen hegen", zischte sie herausfordernd.

Clitemnestra löste ihr Haar in einer scheinbar beiläufigen Geste.

„Ich bin nicht so niederträchtig, dass ich die Liebhaber meiner Freundinnen provozieren würde!", sagte sie mit brüchiger Stimme.

„Aber", lachte Claudia triumphierend, „reg dich nicht auf!"

Clitemnestra wandte ihr den Rücken zu, um ihre Erregung zu besänftigen. Claudia wich mit dem Blick aus und beobachtete Cassandro, der der Szene mit morbider Neugier beiwohnte. Sie fragte sich, ob er ihre Nachsicht falsch verstanden hatte.

„Ihr seid unerquicklich", erklärte sie.

„Am besten trennen wir uns", stammelte Clitemnestra.

„Richtig. Die Farce ist beendet", präzisierte Claudia, sich beruhigend. „Noch heute kündigen wir unseren Mietvertrag."

„Ganz meine Meinung!", Clitemnestras Gesicht hatte sich entstellt. „Genug habe ich in diesem Saustall gelitten!"

„Habe ich die Schlange beim Genick gepackt?"

Der Streit entbrannte erneut. Nachdem Claudia Clitemnestra als Bettlerin bezeichnet hatte und Clitemnestra

Claudia als Abartige, durchquerte Cassandro das Wohnzimmer und schloss sich in seinem Zimmer ein.

Eine Viertelstunde später warf sich Clitemnestra auf ihr Bett und brach in Tränen aus.

„Sie ist verbittert“, schluchzte sie. „Regle mit ihr alles Nötige für unseren Umzug.“

Am folgenden Tag vereinbarten Claudia und Cassandro in freundlichem Ton ein Gespräch mit dem Vermieter, um die Übergabe der Wohnung zu besprechen. Man entschied, dass jede von ihnen in kleinere und günstigere Einzimmerwohnungen ziehen würde, wodurch die Übertragung des Mietvertrags auf eine der beiden ausgeschlossen wurde.

Der Verlust ihrer Kameradschaft und der Gewinn ihrer Unabhängigkeit würden ihr Leben verändern, doch die Reibungen zwischen ihnen hatten ausgereicht, um sie davon zu überzeugen, dass Freundschaft, einmal den Prüfungen des Zusammenlebens ausgesetzt, vorzeitig altert.

„Gäste sind wie Leichen“, hatte Claudia einmal ihre Großmutter sagen hören, „nach drei Tagen stinken sie.“

Obwohl Claudia vier Jahre lang mit drei Mitbewohnern unter einem Dach gelebt hatte, war sie ihrem Vermieter Samuel D. Burne noch nie persönlich begegnet, einem pensionierten Professor von nahezu siebzig Jahren, der mit seiner Frau in einem Haus bei W. Glenn lebte, vier Autostunden von Manhattan entfernt.

Etwa sechsmal im Jahr reiste Professor Burne nach Queens, um sich um seine Mieteinnahmen zu kümmern. Jedes Mal, wenn einer seiner Mieter Probleme mit den Versorgungsdiensten oder der Bausubstanz der Häuser hatte, kam er persönlich, um die notwendigen Reparaturen zu veranlassen. Bei den sporadischen Gelegenheiten, bei denen Samuel in ihrem Haus erschienen war, hatte Claudia aus verschiedenen Gründen gefehlt. Sämtliche Vereinbarungen waren telefonisch getroffen worden. Dennoch vertiefte sich ihre geschäftliche Beziehung und





nahm einen beinahe herzlichen Ton an. Samuel, wie Claudia ihn nannte, rief sie zweimal wöchentlich an, um mit ihr über die politischen Ereignisse der Woche zu sprechen. In den fünfziger Jahren hatte Samuel als außerordentlicher Professor in Paris gearbeitet, eine Erfahrung, die seinen Blick auf die Vereinigten Staaten erweitert hatte. Einst von chauvinistischer Haltung, fühlte er sich nun gedrängt, die Handlungen seiner Regierung zu rechtfertigen.

„Wir sind zu allem fähig“, pflegte er spöttisch zu sagen, sooft F-16-Jets von föderalen Flugzeugträgern abhoben, um Bomben auf fremden Boden zu werfen. „Ein Haufen verzogener Katzen. Eine Oligarchie, die auf die Welt scheißt.“

Samuel widerlegte mit seiner Haltung die Vorurteile, die Claudia gegenüber den Angelsachsen hegte. So wie Samuel in seinen Jahren in Frankreich die selbstzerstörerische Veranlagung seiner Landsleute erkannt hatte, hatte Claudia die Lügen identifiziert, die von jenen verbreitet wurden, die nach einem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten nach Kolumbien zurückgekehrt waren. Das komplexe Denken jener Nordamerikaner, die mit ihrem Regierungssystem zufrieden waren, bildete ihr bevorzugtes Gesprächsthema. Einmal fragte Claudia ihn, wie Samuel einen Staat kritisieren könne, der nicht nur ihn, sondern auch seine Familie begünstigte.

„Ich habe den Fuchs am Schwanz gepackt. Er glaubt, ich stehe auf seiner Seite. Wenn er mich entlarvt, beißt er mich.“

Claudia dachte über seine Metaphern nach, ohne sie ganz zu verstehen. Samuel deutete sie niemals aus, stets darauf bedacht, keine Urteile zu äußern, die ihre Empfindlichkeit verletzen könnten.

In seinen Augen erschien Claudia als eines der häufigsten und zugleich entbehrlichsten Zahnräder im Getriebe der kapitalistischen Maschine, verwandt dem wandernden Pflüger des feudalen Systems und dem Bauern

der kommunistischen Kollektivfarm. Jahrzehnte zuvor hatte Samuel unter dem Druck seiner Universität ein Buch über die Armut während der amerikanischen Revolutionszeit veröffentlicht. Die Auflage war von Lobreden der renommiertesten wirtschaftswissenschaftlichen Fachzeitschriften der Vereinigten Staaten begleitet worden. Sein vorübergehender Ruhm hatte ihm eine lebenslange Anstellung als Geschichtsprofessor eingebracht, eine Stelle, der er seine Lektüren sowie seine Tage der Muße und Reflexion verdankte. Dem angelsächsischen Gebot der Fairness folgend, vergalt Samuel seinen Rezensenten – Historikern von Gewicht in seinem Leben, die ihm den Lebensunterhalt gesichert hatten – diese Unterstützung. Zwei Jahre lang verfasste er Kommentare, die den beruflichen Laufbahnen jener zugutekamen.

„Vermeidet Zynismus. Bücher sind wie Vorträge; man kritisiert sie nie, bei Strafe, selbst kritisiert zu werden", sagte er zu seinen Studenten und überraschte sie damit wenige Tage vor seiner Pensionierung.

Eines Nachts hörte Claudia im Hintergrund ihres Gesprächs Klaviermusik. Samuel war erstaunt, als diese südamerikanische Mieterin ihn fragte, wer die Goldberg-Variationen von Johann Sebastian Bach interpretiere.

Während ihrer Jahre in Bogotá hatte sie das Auditorium der Universidad Nacional in Begleitung einer Gruppe alter Bekannter Fernandos besucht. Neben dem Hof, in dem maoistische Studenten Brandanschläge gegen die gepanzerten Fahrzeuge der Armee organisierten, trat jeden Samstag um vier Uhr nachmittags das nationale Philharmonieorchester auf. Zunächst lobte Claudia, im Einklang mit dem Publikum, die Orchestermitglieder und die Journalisten, die Noten von Bruckner, Wagner und Mahler. Schließlich gab Claudia, von Ängsten und Migräne geplagt, auf. Tage später würde Claudia auf Fernandos Drängen eine Sammlung von Schallplatten barocker Musik erwerben. Von Bachs Cellosoli verführt, verwarf Claudia die





modernen Neuerungen und tauschte die Pathetik des Philharmonieorchesters gegen Kammerkonzerte. Die Lektüre von „Das Glasperlenspiel" trat als Ansporn in ihr Leben.

Die Musik verband sie wie zwei Verwandte, die sich aus einer körperlichen Abwesenheit heraus versöhnen. Samuel entdeckte in manchen Chören die Sehnsucht nach dem Paradies. Er umarmte die Welt daher als eine höllische Leere. Mit Unruhe erfuhr Claudia, dass ihr Vermieter eine satanische Sekte frequentierte, wohin er zwei- oder dreimal pro Woche zum Fornikieren ging. Eines Nachmittags sprach Claudia mit ihm über ihre prekäre rechtliche Lage, die sie gezwungen hatte, auf ihr Alleinsein zu verzichten.

„Umso besser!", hatte Samuel sie ermahnt. „Einsamkeit erzeugt Dämonen, Depressionen und Ängste, die uns am Ende festigen."

Tage später erhielt Claudia eine kleine Reproduktion der Aquatinta von Francisco Goya: Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer.

Auf der Rückseite der Postkarte hatte Samuel geschrieben:

Die Hölle derer, die die Finsternis nicht akzeptieren

An einem Samstagabend begab sich Claudia auf Samuels Drängen in ein Initiationszentrum, wo sie einer von einer strengen Frau zelebrierten Orgie beiwohnte. Nachdem sie mehrere Exzesse mitangesehen hatte, ging Claudia in das Hauptbüro, um den örtlichen Leiter kennenzulernen: einen Mann mit kahlem Schädel, bedrängt von drei weiteren, jüngeren Novizinnen. Claudia wich ihm geizig mit einem Händedruck aus. Sie hatte keine Zeit, sich zu erklären, als sie in Panik floh. Samuel tröstete sie, indem er sagte, Idole seien den Schwankungen des Lebens selbst unterworfen. Ohne Neigung, in jene widerwärtige Höhle zurückzukehren, verfiel Claudia wieder in ihre alte Lethargie gegenüber Riten.

Einmal wagte Claudia, Samuel zu widersprechen. Sie führte Sätze zugunsten des Christentums an, Überreste ihrer jugendlichen Prägung.

„Ich bin kein gesprächiger Mensch“, hatte Samuel ihr gesagt. „Aber Verderbtheit wird in religiösen Gemeinschaften so lange im Übermaß vorhanden sein, wie sie von Menschen regiert werden. Wir sind zumindest keine Wölfe im Schafspelz; wir zeigen unsere Fänge. Ich verspreche dir: Wenn wir uns eines Tages von Angesicht zu Angesicht sehen, wirst du Belzebub anbeten.“

Diese Gelegenheit sollte schließlich eintreten. Claudia und Clitemnestra mussten die Auflösung einer Vertragsklausel erwirken, die sie bei vorzeitiger Kündigung zur Zahlung einer Strafe von zwei Monatsmieten verpflichtete. Als sie ihn anriefen, um ihm ihre Pläne mitzuteilen, versprach Samuel ihnen, jene Klausel aufzuheben, sofern sie ihm einen neuen Mieter verschafften. Also schaltete Claudia eine Anzeige in der Lokalzeitung; doch die einzige Antwort, die sie erhielt, kam von einem Vermittler, der garantierte, die richtige Person zu finden – gegen eine Provision, die über zwei Monatsmieten lag. Clitemnestra, die eine Stelle als Abwäscherin in einer Pizzeria gefunden hatte, hatte weniger Glück, ihre neuen Kollegen zu fragen. Die Lösung ergab sich unerwartet.

Zwei Tage nachdem sie ihre neue Arbeit als Kleiderverkäuferin begonnen hatte, erhielt Claudia einen überraschenden Besuch von Constantino, der ihr erzählte, dass er nach mehreren Monaten des Umherstreifens durch verschiedene Industriezentren beschlossen habe, nach New York zurückzukehren.

Claudia ordnete ihre Gedanken um seine Rückkehr, als Clitemnestra plötzlich ihr Zimmer verließ und Constantino vorschlug, den Mietvertrag zu übernehmen. Nach einer angemessenen Erklärung nahm er dankbar an und führte an, dass er sich auf diese Weise die mühsame Arbeit erspare, eine neue Bleibe zu suchen.





Zunächst planten sie, ein Auto zu mieten, doch Todd, mit dem Claudia in letzter Zeit mehrere Vorstellungen besucht hatte, bot an, sie nach W. Glenn zu fahren. Vier Reisende würden es sein, Constantino eingeschlossen. Um Eifersuchtsszenen zu vermeiden, warnte Claudia Constantino, Todd sei ihr Zweckehemann, und Todd, Constantino sei ihr ehemaliger Liebhaber. Beide zuckten scheinbar gleichgültig mit den Schultern.

Dennoch konnte Claudia ihre Anziehung zu Constantino nicht zügeln, und gegen Ende der Reise traf sie sich mit ihm in einem kleinen Motel am Rand von Long Island.

„Nur um wiederzubeleben“, waren Claudias Worte, als Constantino vorschlug, sich einige Tage später wiederzusehen.

Nachdem sie miteinander geschlafen hatten, sprach er zu ihr von den Wechselfällen der Fußballmannschaften. Seit seiner Kindheit passte Constantino seine Gefühle den Schwankungen der Lager an, und Claudia konnte aus seiner Stimmung die jüngsten Ergebnisse der Spiele erschließen. Sie wusste, dass er ein Frauenheld war, und früher, als sie geglaubt hatte, seine Zuneigung eingefangen zu haben, hatte Claudia, in ihrem Bemühen, ihn festzuhalten, damit gedroht, seine Geliebten zur Rede zu stellen. Constantino hatte missmutig gestikuliert und war seitdem verschwunden. Ohne Bildung und mit falschen Papieren hatte ihr Liebhaber in mehreren Städten gearbeitet: Chicago, Cleveland, Salt Lake City, Seattle – Imperien aus Gebäuden und Maschinen, die ihre Identität in der Gleichförmigkeit von Fertiggerichten und Fernsehprogrammen verloren, in denen Menschen interviewt wurden, die unfähig waren, an ihrem Glück zu zweifeln. Nun, bei seiner Rückkehr, enthielt sich Claudia, verbittert, eines Gesprächs über die Zukunft ihrer Beziehung.

An jenem Samstag umspannten Nebel und Sonne die Himmelskuppel über dem abgestuften Grün der Hügel.

Todd, am Steuer, war auf seine Arbeitsprobleme konzentriert und achtete kaum auf die Worte des neuen Mieters von Claudias Wohnung, der, von ein paar Bieren angeheitert, Cassandro in einem Humphrey-Bogart-Englisch seinen Weg in die Vereinigten Staaten erzählte.

Als Bauer aus Barichara war er per Schiff von Barranquilla bis zur Halbinsel Yucatán gereist und von dort zu Fuß bis zum Río Bravo. Mutterlos aufgewachsen und kaum über die Grundschule hinausgekommen, lernte er Englisch in seiner Pubertät, als mehrere nordamerikanische Ingenieure neben Aratoca, einem kleinen Ort der östlichen Andenkordillere, eine kleine Holzsiedlung errichteten. Damals hatte die kolumbianische Regierung mit mehreren ausländischen Konzernen ein Abkommen zur Erweiterung ihrer Landverkehrswege geschlossen. Cándido, Constantinos Vater, hatte sich als Fahrer beim Wiederaufbau eines zweiundneunzig Kilometer langen Abschnitts der Fernstraße zwischen Tunja und Bucaramanga verdingt. Zuständig für den Transport von Materialien über die Schluchten, die von Aratoca bis ins Becken des Río Pescadero hinabführten, überwand Cándido steile Abstürze, die an einem kahlen, felsigen Abgrund entlangführten. Die Wege waren fragil, mit Dynamitladungen aufgesprengt und mit Betonpflastern ausgebessert. Obwohl Erdrutsche häufig waren, wurde seine Arbeit gut bezahlt, besonders während der Regenzeit. Zweimal täglich mussten die Fahrer ihre Lastwagen von der Holzsiedlung bis an den Fuß des Abgrunds bewegen. Diese Zahl hing allerdings von der Disposition der Ingenieure ab, die oft für ein oder zwei Wochen abwesend waren. Dann stand die Arbeit still, bis die Verantwortlichen zurückkehrten, um die Arbeiter unter Geschrei anzutreiben und von ihnen den sofortigen Abschluss ihrer Arbeiten zu verlangen. Man sagte, die Ingenieure reisten auf die Karibikinseln, um das von der Regierung bewilligte Budget zu verprassen. Da die Organisation von Gewerkschaften





nicht zugelassen wurde, sahen sich die Fahrer in manchen Wochen gezwungen, drei oder vier Fahrten pro Tag zu leisten. Angesichts der hohen Zahl abgestürzter Lastwagen kam das Gerücht auf, die Fahrer hätten keine andere Aufgabe, als die Widerstandsfähigkeit der neuen Straßen zu erproben. Während einer dieser außergewöhnlichen Schichten schlief Cándido, vom Erschöpfung überwältigt, am Lenkrad ein.

Constantino wurde daraufhin von Miss Allison aufgenommen, der Tochter des Ingenieurs O'Neill. Ihr gehorchend lernte er die Grundlagen des Englischen. Vier Jahre lang war Constantino dafür zuständig, die Lebensmittel der Familie O'Neill auf dem Markt des Dorfes einzukaufen. Im letzten Jahr, von lokalen Händlern angestachelt, fälschte Constantino Rechnungen, um seine Arbeitgeber zu prellen. Entdeckt oder denunziert, wurde Constantino aus dem Kreis seiner Beschützer verstoßen.

Später, bei einer ledigen Tante lebend, erkannte Constantino bitter, dass er in Fräulein O'Neill verliebt war. Obwohl in Aratoca der Großteil der Bevölkerung grüne Augen und kastanienbraunes Haar hatte, waren die hochgewachsene, schlanke Gestalt Fräulein O'Neills, ihre grauen Augen und ihr blondes, fast ergrauendes Haar Züge, wie man sie in der Region nicht kannte. Ihr exotisches Auftreten wurde noch durch ihr verkümmertes Spanisch gesteigert, denn sie, zu träge, die Verben zu konjugieren, behalf sich mit dem ständigen Gebrauch des Infinitivs. Constantino begleitete sie jeden Morgen hin und zurück zur Schule und zur presbyterianischen Kapelle. Manchmal, abends, lud sie ihn auch ins Kino ein, wenn ihre Eltern abwesend waren. Constantino war der einzige Einheimische, der Englisch beherrschte, und nach jedem Film erging sich Fräulein O'Neill in Monologen, in denen sie die Schauplätze der Hollywoodstudios mit den Städten verglich, die sie besucht hatte und an die sie sich noch erinnerte. Constantino feierte ihre Bemerkungen, indem er sein Leben in

Kolumbien herabsetzte – stets rückständig im Vergleich zum nordamerikanischen.

„Eines Tages werde ich dir diese Städte zeigen“, hatte das Fräulein ihm einmal versprochen.

Ihre Trennung war von Anfang an unerquicklich. Obwohl er drei Jahre jünger war, verlor Fräulein O'Neill ihren einzigen Vertrauten in ihrer Muttersprache. Zwei Wochen später schickten ihre Eltern sie zurück in den Bundesstaat Oregon, wo sie einer psychiatrischen Behandlung unterzogen wurde. Constantino, von seiner Tante unter Drohungen in ein Seminar gesteckt, beendete die Grundschule fern seines Dorfes. In seiner freien Zeit frequentierte er die Kapelle, wo er stundenlang betete und das Bild einer Jungfrau mit blondem Haar und grauen Augen betrachtete, die ihn aus ihrem Schweigen heraus zu trösten schien.

Im Seminar besuchte Constantino mehrere Jahre der Sekundarstufe bis zu dem Tag seiner Verweisung, als er mitten in einer Prügelei mit einem Mitschüler von einem Priester erblickt wurde. Beide Rivalen wurden vom Geistlichen zurechtgewiesen, der verfügte, beide würden ihre Aggressivität mit je einem Schlag der Rohrstocktafel auf die Handflächen sühnen. Der Priester zog aus dem Inneren seiner Soutane eine Eichenholzplatte von etwa fünfzehn Zentimetern, mit einem Griff gleicher Länge. Constantino sah den Vorgesetzten die Fäuste seines Mitschülers abtasten. Er breitete eine der Handflächen des Opfers über seiner linken Hand aus, und, die Rute in der rechten erhoben, schwang der Prälat, sich konzentrierend, den Arm nach unten. Das Brett zerschmetterte die Handfläche, die nachgab wie eine Rinderrippe, die unter dem Schlag eines Schlachters bricht. Blut brach durch die fünf sichtbaren Öffnungen in der entblößten Haut. Mit erhobener Stimme über dem Geheul seines Opfers, das sich am Boden krümmte, verlangte der Pater von Constantino die ausgestreckte Handfläche. Er gehorchte, doch in dem





Moment, als der Geistliche seine Rute nach unten trieb, zog Constantino die Faust nach außen zurück. Der Schlag traf die Handfläche des Geistlichen, der, vor Schmerz ohnmächtig, mit dem Schädel auf den Boden schlug.

„Sie sind ein Raufbold“, waren die letzten Worte des Bischofs, der ihn, ohne die Vermittlung seiner ledigen Tante anzunehmen, aus dem Seminar verwies. So machte Constantino den Hoffnungen seiner Tante ein Ende, die einst davon geträumt hatte, ihn den Vorhof einer Kathedrale beherrschen zu sehen.

Nach mehreren Jahren des Vagabundierens wurde Constantino wegen Diebstahls im städtischen Gefängnis von San Gil inhaftiert, wo er die Schikanen der Wärter und anderer Häftlinge erdulden musste. Dort teilte er eine feuchte, übelriechende Zelle mit Gilberto Quintana, einem Einzelhändler für Barbiturate, der ihn in das autistische Vergnügen des Heroins einführte. Dieses gelangte durch die häufigen Besuche seines Sohnes Orlando, genannt El Mandril, ins Gefängnis; mit der Komplizenschaft zweier Wärter drang er bis in die Zelle vor. Einmal drinnen, schied er Plastikkapseln auf Zeitungspapier aus. Gilberto legte gemeinsam mit anderen internen Händlern die Marktpreise fest, während Constantino für die Verteilung zuständig war.

Während der ersten drei Monate des heimlichen Handels vergeudete Constantino seine Einnahmen an seine eigene Sucht. Eines Nachmittags hörte er unverständliche Stimmen – Anzeichen eines beginnenden Wahnsinns, die ihn erschreckten. In seinem Bemühen um Regeneration betrachtete Constantino die Wirkungen der Droge als umgekehrt proportional zu denen seiner Elendigkeit. Eine Vorwegnahme der Ereignisse nach seinem Tod. War das Leben niederträchtig, wie es für einen Gefangenen in der Tat war, und der Tod das Ende dieser Niederträchtigkeit, dann war Heroin, wie der Selbstmord, eine weitere hastige Verneinung der Wirklichkeit, entgegengesetzt dem aufgezwungenen Strom von Träumen und Albträumen. Von

diesen Überlegungen gedrängt, beschloss Constantino, jenes Gift zu beseitigen und stattdessen die Bitterkeiten der kommenden Tage zu umarmen. Entschlossen, seiner Überdrüssigkeit bis zum Ende zu begegnen, nahm er jede Art von Leiden auf sich – einzig aus dem Willen heraus, zu bestehen.

Der eiserne Wille, den er in den folgenden Wochen an den Tag legte, indem er sich auf die Lippen biss und sich gegen die Wände schlug, weckte die Neugier und Bewunderung seiner Mitgefangenen, die die Heilung eines Heroinsüchtigen und das Heraufkommen eines Drogendealers miterlebten. Seine Beziehung zu Gilberto jedoch verschlechterte sich und nahm Züge offener Feindseligkeit an. Das bestgehütete Geheimnis in Constantinos Erwachsenenleben sollte seine homosexuelle Beziehung zu Gilberto sein – eine in Gefängnissen verbreitete Praxis, die Constantino in seiner Schwäche für das Laster akzeptiert und nach seiner Genesung verabscheut hatte. Eine Reihe von Auseinandersetzungen zwischen beiden Häftlingen endete mit Constantinos Verlegung in eine benachbarte Zelle. Ihre Geschäftsbeziehung setzte sich aus Zweckmäßigkeit fort, geriet jedoch Tage später in Gefahr, als Gilberto einen weiteren jungen Drogendealer namens Almeida in seine Zelle aufnahm, der – so flüsterten Wärter und Gefangene – dazu bestimmt war, Constantino in der Zwischenverteilung zu ersetzen. Einige Zeit später wurde Gilberto, nachdem er seine tägliche Dusche genommen hatte, mit einer Rasierklinge von ungewissen Händen die Kehle durchgeschnitten. Die Verdächtigungen zerstreuten sich nach Constantinos Haftentlassung, die von einem Richter vorgezogen wurde, einem Freund seiner Tante – einer frommen Verehrerin des heiligen Josef, inzwischen Busfahrkartenverkäuferin –, bei der er weitere anderthalb Jahre leben sollte. Parallel zu mehreren erfolglosen Versuchen, sein Studium wieder aufzunehmen, kehrte Constantino auf die Straße zurück, wo er seine





Freundschaft mit Orlando, seinem neuen Partner und Komplizen, wiedererkannte und festigte. Ein Beweis für die Geschmeidigkeit seines Charakters war die leichte Hinterlist, mit der Constantino ihn gewöhnlich untergrub und zu Gewalttaten anstachelte. Nach einer Nacht des Zechens trafen beide Gefährten Almeida in einem Bordell. Constantino flüsterte Orlando einige Worte ins Ohr; dieser griff ohne Umschweife zu einem Tafelmesser und stieß es Almeida in den Rücken. Von den Angehörigen des Toten verfolgt und entschlossen, in die Vereinigten Staaten auszuwandern, stellten sie gemeinsam mit drei weiteren Taugenichtsen eine Gruppe zusammen, um von Barranquilla nach Miami in See zu stechen. Als blinde Passagiere auf einem Frachtschiff überlebten zwei der vier Reisenden ein langes Fasten bis zur Halbinsel Yucatán, wo sie dehydriert und anämisch an Land gingen. Ihre Reise bis zum Río Bravo verlief ohne Zwischenfälle, ebenso der Weg von dort nach Dallas, wo Constantino mit seinem nasalen Englisch und seinem kastanienbraunen Haar aufgenommen wurde wie in seinem Heimatland.

„Die einzigen Arbeitslosen in diesem Land sind wir“, sagte Cassandro, nachdem er die oberflächlichste Schilderung von Constantinos Weg gehört hatte.

Todd lachte laut auf. Constantino betrachtete Cassandros schmale Augen.

„Ihr werdet es mir nicht glauben“, rief Claudia, „aber Constantinos Reisegefährte war ein Nachbar meiner Kindheit.“

„Lügen!“, entgegnete Todd, noch immer in Cassandros Worten versunken. „Das sagen Faulenzer, um ihre Demagogie zu rechtfertigen. Hätte ich meine Beine gesund, wäre ich längst in meiner Arbeit befördert worden.“

„Mit einem gesunden Körper hättest du niemals eine einzige Seite geschrieben“, erwiderte Claudia. „Du solltest dich für Constantino freuen.“

„Das ist das Problem der lateinamerikanischen Identität“, entgegnete Todd. „Die einzigen Latinos, die von der herrschenden Klasse diskriminiert werden, sind jene mit dunkler Haut – Indigene oder Schwarze. Sobald ein Weißer mit grünen Augen wie Constantino an der Grenze auftaucht, öffnen ihm die Leute von der Einwanderungsbehörde die Türen, als wären sie Idioten, die die Pioniere am Thanksgiving Day bedienen.“

„Ihr habt zumindest die Freiheit, durch die Vereinigten Staaten zu reisen“, warf Cassandro ein. „Sobald ich große Städte verlasse, folgt mir ein ganzes Heer von Polizisten. Sie fürchten, ich könnte ihre Frauen verführen.“

„Ich kann es nicht leugnen“, sagte Constantino, ohne seine Genugtuung zu verbergen. „Überall behandelt man mich besser als andere Angestellte. Es erschreckt mich zu glauben, dass ich die Voraussetzungen für ein vorgezeichnetes Leben erfülle: weißhäutiger Mann, groß gewachsen und heterosexuell. Ich habe kein Problem damit, den protestantischen Glauben zu bekennen. Trotzdem war meine Urgroßmutter eine Zamba.“

„Meine auch!“, scherzte Cassandro.

„Ich spreche im Ernst. Das ist schwer zu begreifen für jene, die nicht in Südamerika gelebt haben – einem Kontinent der Mestizen, Zambos und Mulatten. Simón Bolívar, unser nationaler Demagoge, hatte ebenfalls eine schwarze Großmutter. Dieser zufällige Umstand hat mich allerdings nicht weniger rassistisch gemacht, als es einem Bürger der arbeitenden Mittelschicht angemessen ist.“

„Vielleicht sind wir eine Minderheit; trotzdem bewahren wir unsere rassische Reinheit“, knurrte Cassandro.

„Das meinst du doch nicht ernst“, Claudia sah ihn herausfordernd an.

„Natürlich nicht“, lenkte Cassandro ein.

„Dieses Mädchen“, murmelte Constantino, „Clitemnestra. Ist sie deine Freundin?“

Cassandro hob die Augenbrauen und nickte halb.





„Sie tanzt ziemlich gut.“

„Kennst du sie?“, fragte Cassandro neugierig.

„Ich habe sie ein paar Mal gesehen.“

„Wo?“

„Das ist nicht wichtig.“

Aus Cassandros Verblüffung schloss Constantino, dass Clitemnestras nächtliche Tänze in einem Lokal an der Sixth Avenue diskret, wenn nicht gar geheim waren.

Todd erzählte die Geschichte seines Ururgroßvaters, der, nachdem er einen unehelichen Sohn gezeugt und großgezogen hatte, ihn auf dem Markt wie einen Sklaven verkauft hatte – allein wegen der dunklen Farbe seiner Haut.

„Ein Fall von Schwarzmarkt“, fügte Cassandro hinzu. „Ich hätte genauso gehandelt. Jede Gräueltat ist kulturell. Jeder Mord kann legal sein.“

„Diesen Irrtum haben wir längst überwunden“, fuhr Todd ihn an. „Hitlers Vorfahren wurden von Attilas mongolischen Horden unterjocht. Die Manipulation der Geschichte! Man kann es überprüfen, wenn man Adolfs Gesichtszüge genau betrachtet. Nehmt mich nicht ernst! Es widert an! Sich in die Intrigen der rassistischen Ideologie zu vertiefen hieße, sie zu legitimieren. Heute zählt nicht das Blut, sondern der Schein: gebleichte oder gebräunte Haut, Stupsnasen, blondes glattes Haar, große Statur. Ich prophezeie genetische Schönheitskliniken noch vor meinem Tod.“

Die Diskussion setzte sich um die institutionalisierte Infamie fort, ohne weitere Details als die unerschöpflich verabscheuenswerte Erinnerung an die Konzentrationslager und Todds unablässige Tirade.

Stunden später, nach einer kurzen Pause an einer Tankstelle, bot Cassandro an, Todd als Fahrer abzulösen. Todd nahm erfreut an, überließ Cassandro den Platz und sank, in seinen neuen Sitz zurückgelehnt, in den Dämmerzustand des Schlafes. Er begnügte sich damit, sich mehrere Paare im Meer vorzustellen – Ausdünstungen

mehrerer zensierter Filme, die er in Santiago gesehen hatte. Er vereinte sich mit ihnen, verband sein Begehren mit den Küssen von Claudia und Constantino, die nackt in seinem Bett wühlten. Knapp eine Stunde später weckte ihn das kurze Heulen einer Sirene. Cassandro sah im Rückspiegel die grellen Lichter eines Streifenwagens der Staatspolizei.

„Der Hurensohn ist weiß!“, fluchte er und lenkte auf den Seitenstreifen der Autobahn.

„Du redest besser Spanisch mit ihm“, warnte Todd Claudia, „sonst hält er dich für eine Amerikanerin.“

„Die Höchstgeschwindigkeit beträgt fünfundsechzig Meilen pro Stunde“, sagte der Polizist und stützte den rechten Arm auf das Autodach. „Sie fuhren siebenundsechzig.“

„Entschuldigen Sie, Officer“, sagte Todd sanft. „Ich habe vergessen, den Tempomaten zu benutzen.“

Todd sah Claudia an, ließ die Pupillen in einer Geste aufspringen, die Worte verlangte.

Claudia sagte nichts. Der Polizist musterte den Innenraum durch das Fenster und hielt seinen Blick auf ihren Augen fest. Ein verächtliches Lächeln zeichnete sich auf seinen Lippen ab.

„Papiere“, verlangte der Polizist.

„Machen Sie mal halblang!“, entgegnete Cassandro. „Sie können meine Führerscheinakte überprüfen. Ich habe nie eine Übertretung begangen.“

„Ja, genau“, sagte Claudia in holprigem Englisch: „Yeah! Right!“

Der Polizist wandte den Blick auf die Rückbank, wo Constantino und Todd ihn ungeduldig beobachteten.

„Was er sagt, stimmt, Officer“, mischte sich Constantino ein. „Wir versprechen, künftig vorsichtig zu fahren. Meine Frau …“

„Papiere!“, schnitt ihn der Polizist ab.

Cassandro zog seinen Führerschein aus der Brieftasche und die Fahrzeugpapiere aus einem Fach an der linken Tür.





Der Polizist kehrte zu seinem Wagen zurück, um die Angaben zu überprüfen.

„Er will sich vergewissern, dass wir keine Kriminellen sind“, erklärte Todd.

„Warum hast du nicht schneller gesprochen?“, fragte er Claudia gereizt. „Sie verzeihen Asiaten nie, die mit Blondinen zusammenleben.“

„Ich werde die Hälfte der Strafe zahlen“, entschuldigte sich Claudia.

„Als ob das reichte“, knurrte Cassandro. „Diese Übertretung wird meine Akte beschmutzen. Wenn ich in New York lebe, muss ich jetzt dreihundert Dollar im Monat für die Autoversicherung zahlen.“

„Du hast kein Auto“, murmelte Claudia.

Der Polizist kam mit einem Strafzettelblock zurück, den Cassandro unterschrieb. Mit einem Dank verabschiedete sich der Beamte und ließ eine Kopie des Belegs in seinen Händen zurück. Cassandros Tiraden gegen den Rassismus der nordamerikanischen Polizisten ließen nicht auf sich warten. Claudia fuhr ihn an und sagte, jede Autorität finde stets einen Vorwand zur Diskriminierung.

## VIII. Miranda

Das Auto fuhr mit geschlossenen Fenstern über die Autobahn, die Fenster geschlossen. Todd, gereizt vom Murmeln des Motors und von einem bereits erschöpften Streit, drehte am Radioregler, bis eine Frauenstimme zwischen Knistern und Summen auftauchte.

„Wir unterbrechen unser reguläres Programm, um eine Eilmeldung auszuführen. Das Federal Bureau of Investigation hat heute Morgen ein Netzwerk zerschlagen, das mit einer apokalyptischen religiösen Sekte auf einem ländlichen Anwesen im County Ashford, im Bundesstaat New Albion, am Fuß der Gebirgskette der Graylock Mountains in Verbindung steht."

Cassandro schnalzte mit der Zunge.

„Immer ist es ein Anwesen", sagte er. „Nie eine Wohnung mit Blick auf den Fluss."

„Bislang", fuhr die Sprecherin fort, „wurden siebenunddreißig Leichen exhumiert, die im hinteren Hof der als Hollow Creek Farm bekannten Liegenschaft verscharrt waren; die Behörden schließen jedoch nicht aus, dass die Zahl steigt, sobald die Ausgrabungsarbeiten voranschreiten."

Todd drehte die Lautstärke kurz herunter und wieder hinauf.

„Die Mitglieder der Sekte glaubten, das Ende der Welt stehe unmittelbar bevor, und versammelten sich an den Wochenenden auf dem Gut, das mehr als vierzig Meilen vom Stadtkern entfernt liegt. Nachbarn aus der Gegend geben an, nachts brennende Lichter gesehen und Gesänge in nicht identifizierten Sprachen gehört zu haben."

„Erfundene Sprachen", kommentierte Constantino. „Das beeindruckt die Schwachen immer."





„Die Behörden untersuchen, ob es sich bei den Todesfällen um eine Serie ritueller Morde handelt oder ob – wie einige vorläufige Hinweise nahelegen – ein neuer kollektiver Selbstmord vorliegt, der sich zur jüngsten Welle sektiererischer Todesfälle in Europa gesellt."

Cassandro lachte leise.

„Europa?", sagte er. „Ich dachte, so etwas passiert nur in rückständigen Ländern."

„Im vergangenen Jahr", fuhr die Sprecherin fort, „verzeichnete Frankreich mehrere ähnliche Vorfälle im Zusammenhang mit millenaristischen Gemeinschaften. Die Behörden von New Albion schließen ideologische Verbindungen nicht aus, doch bislang wurde keine direkte Verknüpfung festgestellt."

„Der Glaube reist immer besser als die Menschen", urteilte Todd. „Er braucht keinen Pass."

Claudia schwieg, die Stirn gegen das kalte Fensterglas gelehnt.

„Wir werden weiter berichten von der Hollow Creek Farm, einem Anwesen wenige Minuten von W. Glenn entfernt, im ländlichen Gebiet des County Ashford."

Claudia stellte das Radio aus. „Siebenunddreißig", sagte sie. „Und dabei fangen sie gerade erst an zu graben."

„Wir zeichnen uns ja auch durch unsere Serienmörder aus", sagte Todd, als trüge er eine Statistik vor. „In keiner anderen Nation gibt es so viel Freiheit wie in den Vereinigten Staaten. Es ist das Paradies für Kriminalitätsliebhaber."

Cassandro stieß ein kurzes, nasales Lachen aus. „Nun, das kommt darauf an", entgegnete er. „Wir haben zumindest in Asien das große Verdienst, viel raffiniertere Serienmörder hervorgebracht zu haben. Sie verstecken sich nicht auf Anwesen oder in Kellern. Wir machen sie zu Herrschern. So war es mit Lenin und seinen Zöglingen, mit Stalin und Mao Tse-tung, und so war es auch in

Kambodscha. Das ist unser Verdienst: eine verfeinerte, systematischere Gewalt."

Todd nickte ironisch.

„Ich dachte, die Russen seien Europäer."

Cassandro sah ihn mit jener wissenden Demut an, die Asiaten so eigen sei.

„Mit einem Tataren unter der Haut, sagen sie selbst."

„Mörder mit Ideologie", lachte Todd. „Das verbessert den Ruf immer."

Constantino, der bis dahin mit zerstreuter Aufmerksamkeit zugehört hatte, mischte sich ein:

„Und wir, die Kolumbianer?", fragte er Claudia. „Haben wir etwas Vergleichbares?"

„Nun", antwortete Claudia nach kurzer Pause, „wir haben den Guerillero Tiro Fijo, der so legal ist wie Lenin oder Mao, oder den Irren Campo Elías Delgado."

„Wer?", fragte Cassandro.

„Ein Serienmörder", antwortete Constantino, „aber mit internationaler Ausbildung. Er wurde in den Vereinigten Staaten erzogen. Er kämpfte als Söldner im Vietnamkrieg, im Tausch gegen die amerikanische Staatsbürgerschaft. Mit diesem Pass kehrte er nach Kolumbien zurück und lebte zwischen Prostitution und guten Restaurants. Bis er eines Tages in eines hineinging, glaubte, alle seien Vietcong … und tötete rund dreißig Menschen."

Todd pfiff mit gespielter Bewunderung. „Globales Trauma", sagte er. „Viszeraler Austausch."

Es entstand eine kurze Stille, in der Claudia klassische Musik einstellte.

„Es gab einmal eine Gelegenheit, bei der ich mich als Opfer von Serienmördern fühlte", sagte sie.

Todd drehte den Oberkörper leicht zu ihr.

„Ach ja?"

„Ich erlitt die Erniedrigung, Kolumbianerin in Linksopolis zu sein", fuhr Claudia fort, „einem Land mit verfallender Wirtschaft, das sein Unglück den





Kolumbianern anlastet, die in den sechziger Jahren dorthin ausgewandert sind."

„Die Nachbarn sind immer schuld", erwiderte Cassandro. „Kolumbien und Linksopolis, Russland und Polen, Japan und Korea. Obwohl ich gehört habe, Linksopolis sei ein rassistisches Land."

„Sie haben in uns ihren Sündenbock gefunden", sagte Claudia, „gerade deshalb. Die Hälfte ihrer Bevölkerung entstand während des Erdölbooms, also erst vor Kurzem; es gibt viele Kinder von Italienern, Portugiesen und Spaniern, die heute ihren Unmut gegen die Kolumbianer richten."

Sie waren Mitglieder einer Partei, die in einer gewissen Stadt, in einer gewissen Nation regierte … deren Namen ich nicht nennen möchte.

Constantino lächelte.

„Erzähl", drängte er. „Wie war das?"

Claudia schüttelte den Kopf. „Es ist eine lange Geschichte", sagte sie. „Vielleicht an einem anderen Tag."

„Wir haben Zeit", entgegnete Todd. „Es gibt immer Zeit, einem Opfer zuzuhören."

Claudia holte tief Luft und begann ihre Erzählung.

„Papiere", verlangte der blonde Mann mit den pausbäckigen Wangen und dem schütteren Schnurrbart. „Ist dies der Warteraum für den Flug nach New York?", erwiderte ich.

Der blonde Mann sah mich mit dem Groll einer verweigerten Autorität an. Die Augen eines Auftragskillers, der vor dem Schuss nach der Motivation seines Zorns gegen das Opfer sucht, lagen mir gegenüber.

Es war ein Dienstag im Juni. An jenem Morgen hatte ich die Worte meines ersten Ehemannes missachtet, der mir wiederholt eingeschärft hatte, dass es unerlässlich sei, mich zu enthaaren und zu schminken, um bei den Zollbehörden der Vereinigten Staaten einen günstigen Eindruck zu hinterlassen. Zu jener Zeit befand sich unsere Beziehung im

Niedergang, weshalb ich seinen Rat unbeachtet ließ, das Haar verfilzt. Ich atmete die kalten Winde der bogotanischen Morgendämmerung ein, wusch mir das Gesicht mit einem lauwarmen Tuch und rief ein Taxi zum Flughafen. Dort verabschiedete ich mich von denen, die ich geliebt hatte, und nahm einen Flug von Bogotá nach New York mit Zwischenlandung in Miranda.

Sieben Jahre zuvor, Monate vor der zweiten Wirtschaftskrise, die die Tourismusimperien der Kaiserlichen Inseln erschütterte, den amtierenden Präsidenten mit kolumbianischen Großeltern stürzte und die Subvention für Kuhmilch strich, hatten meine Großmutter und ich das tollkühne Unternehmen begonnen, Linksopolis von der kolumbianischen Guajira bis nach Santander zu durchqueren. Die elftägige Reise wurde einsam und nervenaufreibend. Die üppige Landschaft der avantgardistischen Hänge vermochte die Beklemmung angesichts der feindseligen Blicke der Einheimischen nicht zu lindern. Wir sprachen wenig: Unser Akzent verscheuchte die Männer und erschreckte die Säuglinge. Die Abwertung des Bolívar und der endgültige Verlust der Hoffnungen Linksopolis', in die sogenannte Erste Welt aufgenommen zu werden, waren eine Demütigung, die nach Schuldigen verlangte. Die lokale Presse zeigte sich freigiebig in der Abfassung von Schmähschriften gegen die kolumbianischen Migranten, die sowohl die Plebs als auch die Intelligenz dieses Landes stellten. Ihre Schlussfolgerungen waren maßlos intolerant: Die Kolumbianer seien in wichtige Positionen gelangt, hieß es, sie seien die Ursache unseres wirtschaftlichen Niedergangs.

Während unseres Aufenthalts in jenen Landen erfuhren wir eine Gleichgültigkeit, die unsere Rückkehr beschleunigte. Zurück in Kolumbien löschten tägliche Beschäftigungen und glücklichere Ereignisse den mürrischen Eindruck der Avantgardisten aus unserem Gedächtnis. Während meines Studiums in Bucaramanga





ging ich sogar eine kurze Beziehung mit einem Avantgardisten ein, der mich davon überzeugte, jene Eindrücke seien nichts weiter als ein Produkt unserer Paranoia gewesen. Schließlich hatten wir auf unserer Reise entlang der Küsten und Gipfel nie wirklich mit den Menschen dieses Landes gesprochen. Mit Eifer schloss ich mich dem avantgardistischen Credo an, das in Simón Bolívar einen exemplarischen Tyrannen sieht, zum Nutzen jenes aggressiven Gefühls, das wir in Südamerika Patriotismus nennen.

Nun, unter dem Blick des blonden Mannes, kehrten jene Eindrücke zurück, begleitet von anderen, genährt durch häusliche Gerüchte. Man sprach von Kolumbianern, die als Sklaven auf den Zuckerrohrplantagen des unteren Atrato-Beckens arbeiteten, von Königinnen der Küstenorte, die bei den Orgien der avantgardistischen Militärs enthauptet worden seien, von Musikern aus Barranquilla, die von Polizisten gefoltert wurden, eifersüchtig auf die Wollust, welche die Cumbia in ihren Ehefrauen entfachte, und von den Verliesen des Flughafens Simón Bolívar in Miranda, der Hauptstadt Linksopolis'. Diese Erinnerungen, wahr oder von der Angst überzeichnet, ergossen sich über meine Vorstellung, ließen mir das Blut gefrieren und gaben dem Polizisten Anlass, mich zu schikanieren. Schon damals ahnte ich, dass dieser Mann ohne Ausweis ein Mitglied der berüchtigten avantgardistischen Garde war.

„Papiere!", befahl der blonde Mann erneut.

„Und wer sind Sie?", fragte ich, während ich meinen Pass aus der Tasche meines Kostüms in seine Hände gleiten ließ.

„Flugticket", lautete seine Antwort.

Ich reichte ihm meine Bordkarte.

„Flugticket", verlangte er erneut.

„Sie haben das Ticket", erwiderte ich, ohne einen ironischen Zug in meinem Lächeln zu verbergen.

„Ach so, ich habe es?“, entgegnete der Wachmann und zog ein dickes Buch aus der Tasche, offenbar ein Handbuch der Zollgesetze.

„Meine Bordkarte ist mein Ticket“, beging ich die Unklugheit hinzuzufügen.

Der blonde Mann entdeckte in meiner Kooperationsbereitschaft eine unverzeihliche Beleidigung. Schon die Tatsache, ein kolumbianisches Visum zu besitzen, machte mich in seinen Augen verdächtig. Dieses bürokratische Dokument verlieh mir einen kriminellen Anstrich, verstärkt durch eine nordamerikanische Fernsehserie, die in jener Zeit in Lateinamerika äußerst beliebt war. In ihr entdeckten zwei Polizisten eine Gruppe von Drogenhändlern, die versuchten, die Küstenzone von Miami zu verletzen. Die Ganoven, ausnahmslos Kolumbianer, erhielten gegen Ende jeder Episode einen Kopfschuss. Die Resonanz dieser Serie machte sich nicht nur im Anstieg des Drogenhandels und -konsums in den Vereinigten Staaten bemerkbar, sondern ebenso in der Hexenjagd auf Inhaber kolumbianischer Pässe, die auf den Fliesen internationaler Flughäfen von nervösen, fernsehsüchtigen Polizisten niedergeschossen wurden.

Meine Lebhaftigkeit beunruhigte jenen Wachmann oder Detektiv derart, dass er, nachdem er mir einen herausfordernden Blick zugeworfen hatte, wie es ihm das Handbuch in seinen Händen vorschrieb, auf mich zuging, ohne den Metallstuhl vor seinem Knie zu beachten. Als er einen Schritt nach vorn machte, stolperte sein Körper über die metallene Armlehne, seine Wade verzog sich in einem schmerzhaften Ruck, stark genug, um sein Gleichgewicht zu verlieren und schwer zu Boden zu stürzen. Das Handbuch flog unbeholfen in die Luft und fiel zu meinen Füßen. Ich hob es auf und sah die Abbildungen, die den Blicktypus vorgaben, den jener Sachverständige törichterweise zu imitieren versuchte.





Minuten später sagte mir der Chef der Zivilgarde in einer Zelle, unter vier Augen: „Ausländerin! Hier bestimmen wir, ob es Ihnen gefällt oder nicht, und wenn mir der verdammte Sinn danach steht, stecke ich Sie in den Kerker. Hier sind wir nicht in den Vereinigten Staaten, wo sich die Polizei vor sogenannten Menschenrechten fürchtet, und schon gar nicht in Kolumbien. Sie werden mir den Schwanz lutschen, wenn mir danach ist.“

Während er seine routinemäßigen Beleidigungen gegen meine Nationalität fortsetzte, verwarf ich den Gedanken, mit diesem Elenden zu diskutieren, der den Tonfall der Gefängnisse und Bordelle beherrschte. Ich erinnerte mich an das Warschauer Abkommen, von dem man sagte, es schütze internationale Reisende, die in einem Drittland Zwischenstation machten, und fragte mich, welcher Politiker den Einsatz solcher Paladine an einem internationalen Flughafen angeordnet hatte. Was die Missachtung der Menschenrechte in Linksopolis betraf, so fehlte es diesem Mann nicht an Grundlage. Sein Land blieb im Bereich der Künste und des Sports derart unbeachtet, dass die Zangen der internationalen Gemeinschaft kaum Notiz von seinen Exzessen nahmen.

In Bogotá wie in Chiapas haben die Mörder gelernt, dass eine ungesühnte Tat eine Öffentlichkeit erzeugen kann, die sie aus der Anonymität reißt und durch die sensationslüsternen Entfaltungen der Medien vor ein internationales Gericht bringt. In Linksopolis hingegen, wo fünf Millionen Kolumbianer mit zwölf Millionen Einheimischen zusammenleben, glänzen die Menschenrechtsorganisationen durch Abwesenheit.

Zerrissene Rechte und Übergriffe gegen Menschen, geboren zwischen den Linien, die ein baskischer Kartograph des sechzehnten Jahrhunderts gezogen hatte, wecken kaum die Neugier einer internationalen Presse, die sich bemüht, die lateinamerikanische Komplexität auf die Erzählungen von Fidel Castro und Che Guevara zu reduzieren, vollendete

Mörder, Hitler, einem weiteren Sozialisten, näher als Gandhi, Martin Luther King oder Mandela.

Momente zuvor hatte sich der blonde Mann vom Boden erhoben, das Gesicht vor Scham entstellt, seine dunklen Augenhöhlen schwimmend in einem roten Meer geplatzter kleiner Arterien auf dem Weiß seiner Augen. Ohne Vorwarnung zog der Wachmann seinen Revolver und richtete ihn gegen die Decke, während er sich umsah, offenbar um sich zu vergewissern, dass ihn niemand beobachtete. Zu spät, denn bereits schrie eine alte Frau in einem hysterischen Anfall, der alle Anwesenden dazu brachte, sich unter den Stühlen des Wartesaals zu verkriechen. Ich rührte mich nicht, versunken, wie ich war, in die hastige Lektüre jenes Zollhandbuchs. Als ich jedoch den Revolver des Mannes gegen die Decke bemerkte, ließ ich die Broschüre aus den Händen fallen und hob die Arme aus Furcht, dieser Fanatiker könnte seine Wut an meinem Körper auslassen.

„Heben Sie das Handbuch auf", sagte er zu mir.

Ich gehorchte gerade, als mehrere Männer den Raum überfluteten. Als ich den Blick zum blonden Mann hob, sah ich den Lauf seiner Pistole vor mir. Noch immer frage ich mich, ob seine Absicht in diesem Moment darin bestand, mich zu töten mit der Behauptung, ich habe versucht, ihm sein Heft zu stehlen. Ich werde es nie erfahren, doch schließe ich, dass das rechtzeitige Eingreifen der Kollegen dieses Gendarmen eine brutale Tat verhinderte. Unfähig zu sprechen, hörte ich die Wächter, die untereinander tuschelten. Man entschied, dass ich ihnen aus der internationalen Zone folgen müsse. Zitternd, wie ich war, gehorchte ich widerspruchslos. Das Bild des Revolverlaufs blieb unauslöschlich vor meinen Augen.

In den Gängen des Flughafens erinnerte ich mich an die vielen Geschichten über Kolumbianer, die zu Strafen für Verbrechen verurteilt worden waren, die sie niemals begangen hatten. Die häufigste war jene der kurzen





Durchsuchungen, bei denen den Befragten zu ihrem Entsetzen mitgeteilt wurde, ihre Taschen enthielten Beutel mit Kokain. Weder ihre Unschuldsbeteuerungen noch ihre Anschuldigungen gegen die Zivilgarde halfen etwas. Vor Gericht durfte den Verurteilten ihre Unschuldserklärung angesichts des unwiderlegbaren Anblicks des Kokains, das sie nie transportiert hatten, zugestanden werden.

Ein schwarzer Wachmann näherte sich mir mit hundehafter Freundlichkeit, um das Schweigen seines Kollegen zu brechen. Er sagte mir, die avantgardistische Zivilgarde arbeite mit Interpol zusammen. Ich fragte ihn nach einem Ausweisdokument, und er lächelte mich geringschätzig an. Er erinnerte mich an meine erste Liebe, Orlando, den Sohn eines Delinquenten aus Bucaramanga iranischer Abstammung, der nach Bogotá gereist war, um einige dubiose Geschäfte zu tätigen, und den ich eines Tages am Geldautomaten der Neununddreißigsten Straße mit der Dreizehnten Avenue erblickt hatte. Ich beschleunigte meinen Schritt, um ihn zu begrüßen, ohne seine Begleiterin zu bemerken: eine Frau im grauen Kostüm, die mit unnatürlich weißen Zähnen lächelte. Sie betrachtete mich aus den Augenwinkeln für einige Augenblicke, lange genug, um meine lässige Kleidung und mein ungeordnetes Haar zu mustern. In einer empathischen Regung nahm ich ihre neue Kleidung wahr, ihren bauschigen Mantel, ihr üppiges Parfum und den Schlüsselbund in ihren Händen, den sie ostentativ schwenkte, als wollte sie ihren Autobesitz verkünden.

„Wie lautete der Nachname deines ersten Freundes?", fragte Constantino sie.

„Von Orlando?"

„Orlando Rengifo?", beharrte Constantino. „Ich glaube, wir haben einen gemeinsamen Freund."

„Francisco Orlando Nariño", log Claudia mit einer ärgerlichen Geste, beschwert bei dem Gedanken, Constantino könne sie sich mit einem Kriminellen

vorstellen. Eifersucht würde dann die ohnehin fragilen Privilegien ihres Liebhabers nach dessen Hochzeit mit Todd untergraben und zudem vorschnelle Begründungen weiblicher Promiskuität heraufbeschwören, die seine Verachtung anstacheln würden.

Orlando, ihre zwanghafteste und zugleich zerbrechlichste Affäre. Jeden Nachmittag postierte er sich am Ausgang seiner Schule, wo Mädchen aus höheren Klassen sein Markenmotorrad, seine kräftigen Arme und seine Wespentaille bewunderten. Nach mehreren hartnäckigen Provokationen willigte Claudia ein, ihn ins Kino zu begleiten, wo sie sich in der Dunkelheit küssten. An den Nachmittagen jenes Augusts frequentierten sie das Haus von Orlandos mütterlichem Großvater, einem alten katalanischen Seemann, der sie einlud, eine valencianische Paella zu teilen. Während sie chinesische Dame spielten, betranken sie sich und betasteten einander mit der stillschweigenden Duldung des Alten. Eines Nachmittags, nachdem sie den Berg Pan de Azúcar hinaufgetrabt waren, der sich über dem Viertel Terrazas erhebt, führte Orlando sie in sein Haus, damals unbewohnt nach der Inhaftierung seines Vaters und dem anschließenden Tod seiner Mutter an einem Herzinfarkt; dort willigte sie ein, unter Versprechen ewiger Liebe entjungfert zu werden. Am folgenden Morgen eröffnete ihr eine Schülerin aus einer höheren Klasse, deren Gesicht von Säure verätzt war, dass Orlando zu den gefürchtetsten Barbiturat-Händlern der Schulen von Bucaramanga gehörte. Als sie ihn darauf ansprach, schlug er ihr ins Gesicht und verstieß sie ohne Zögern. Ihre ersten Liebesqualen warfen sie fast eine Woche lang ins Bett. Ihre Genesung erfolgte aufgrund eines tragikomischen Ereignisses. Eines Nachts hatte Orlando eine Pizza mit halluzinogenen Pilzen zubereitet, von der er nur ein Stück gegessen und den Rest für spätere Gelegenheiten aufbewahrt hatte. Am nächsten Morgen überraschte ihn seine siebzigjährige Großmutter nach einer langen Reise





durch den Chocó. Frau Rengifo sagte, sie wolle ihn während seiner Trauer um den Tod der Mutter und der Beklemmung wegen der Inhaftierung des Vaters besuchen. Orlando empfing sie ohne Enthusiasmus, misstrauisch gegenüber ihrer Einmischung, und verabschiedete sich, nachdem er sie im alten Schlafzimmer seiner Eltern untergebracht hatte, um seinen Verpflichtungen nachzugehen. Als er am Nachmittag zurückkehrte, fand Orlando seine Großmutter auf dem Küchenboden liegend, zwischen Gelächter zusammenhanglos delirierend; dort hatte sie die Unvorsichtigkeit begangen, die übrigen fünfzehn Stücke der gebackenen Halluzinogene zu verzehren.

„Wenigstens ist sie mit einem breiten Lächeln von einem Ohr zum anderen gestorben!“ – so schloss Orlando lachend die Chronik vom Tod seiner Großmutter.

Claudia hörte diese Anekdote durch Franco, Orlandos Freund und ihren zweiten leiblichen Freund, am selben Tag, an dem sie in der Unterwelt der Schule verkündete, ihre Jungfräulichkeit verloren zu haben. Obwohl alle über den zufälligen Tod von Orlandos Großmutter lachten, fehlte es nicht an Stimmen, die behaupteten, die Geschichte mit den Pilzen sei eine Erfindung gewesen, um den Drogenkonsum unter den Jugendlichen von Bucaramanga anzukurbeln.

Ihre Leben entfernten sich im Takt neuer Liebhaber, bis Jahre später, vor jenem Geldautomaten, ihre Treffen vor den Kinos, ihre Nachmittage im Haus seines Großvaters beim Paellakochen und ihre Morgendämmerungen des Sexes unter Versprechen unvergänglicher Liebe zurückkehrten – Ereignisse, die sich häuften und sie vor einem kalten Gesicht erstarren ließen. Orlando betrachtete sie kaum; sich mit kosmopolitischer Arroganz um die eigene Achse drehend, lächelte er seiner neuesten Geliebten zu.

„Meine Menschlichkeit war unter seinen Kleidern verschwunden“, nahm Claudia ihren Bericht wieder auf, „ein unauslöschliches Zeichen seiner Vergangenheit, und sein Wohlstand ließ sich im Flirt mit jenem Modell mit den

künstlichen Zähnen erahnen. Da verließ ich ihn, widerstrebend, seiner Prahlerei entgegenzutreten. Monate später sagte mir jemand, Orlando verleumde mich, indem er meine Vorliebe für Drogen behaupte. Gerüchte, die einen gewissen Grund hatten, denn Orlando rauchte Marihuana und ich wagte es mehrmals, ihn zu begleiten, die meine Neigung jedoch mit dem bloßen Ziel übertrieben, mich zu verunglimpfen."

„Für die Moral ist es ratsam, deinen Liebhaber wegen seiner Süchte zu verlassen", stimmte Constantino zu.

„Ich denke an das Wortspiel der Griechen, das besagt, dass jene, die uns einmal verachtet haben, uns niemals verzeihen", fuhr Claudia fort; „doch wenn die Wurzel dieser Verachtung unveränderlich die Liebe ist, wird es in unserer christlichen Gesellschaft immer Hoffnung auf Versöhnung geben. Jedenfalls war mir die Ähnlichkeit zwischen meinem ersten Freund und jenem Inspektor beunruhigend. Ich wusste nicht, an welche Qual ich mich klammern sollte: an die barsche Haltung des blonden Mannes oder an das unablässige Geplauder des afrikanisch blickenden Mannes, der mich höflich durch die Säle des Flughafens zu einem unheilvollen Ort führte, den ich ahnte. Wie Vieh, das im Vertrauen auf den Wächter zum Schlachthof geführt wird, so ließ ich mich von diesen Männern leiten, deren Namen ich nicht einmal kannte. Am Rand des internationalen Piers wich ich zurück. Ich wusste, dass meine Papiere, einmal auf avantgardistischem Territorium, illegal sein würden und ich der Unbarmherzigkeit eines Landes ausgeliefert wäre, das bereit ist, Reisende zu missbrauchen. Das Monster der Vergewaltigung zeichnete sich vor mir ab, ohne dass ich fliehen konnte."

„Ich gehe nicht weiter", sagte ich zu dem afrikanisch blickenden Mann.

„Aber dir wird nichts geschehen, wenn du nichts fürchtest", erwiderte er mit einem gezwungenen Lächeln.





Es gab keine Möglichkeit, ihm zu widersprechen. Ich folgte ihm mit der erhabenen Resignation dessen, der sich mit dem Tod versöhnt. Meine Ängste waren verflogen, und ein Gefühl von Würde spiegelte sich in meinem Gesicht. Ich erinnerte mich an die Folterszenen eines Films von Rossellini, an den Wagemut der Lucrecia de León, an die stummen Stöhnen von Auschwitz, an das Verschwinden von fünfundzwanzig jungen Menschen, die von paramilitärischen Gruppen in Barrancabermeja enthauptet worden waren, und schrie. In der Rhetorik der Kirchen erzogen, öffnete ich diesmal die Lippen, um vor der Zivilbevölkerung von Miranda Zeugnis von der Ungerechtigkeit abzulegen.

„Ich will feststellen, dass ich von der avantgardistischen Zivilgarde in die Keller des Flughafens Simón Bolívar geführt werde! Ich bin Studentin der New York University und gehe gegen meinen Willen dorthin, wohin man mich auch führen mag. Mein Name ist Claudia Angelina de las Penas Benavides!"

Vorne ging der blonde Mann einen Gang entlang, der sich in die finsteren Eingeweide des Flughafens bohrte. Das beleuchtete Zeichen einer Kugel, eines Quadrats und eines Dreiecks, also einer Figur mit Rock, zeigte an, dass unser Weg zu den Toiletten führte; doch das Fehlen von Passanten wies darauf hin, dass der Ort vorübergehend für die Öffentlichkeit geschlossen war. Neben mir verbarg der afrikanisch blickende Mann sein Gesicht vor den zivilen Bürgern, die sich angesichts meiner Ansprache erhoben hatten. Er stieß mich vorwärts, und nachdem ich mich vergewissert hatte, dass die Leute ihre Eindrücke über meine Rede austauschten, drang ich in die grauen Eingeweide des Betonkolosses vor.

Ich spürte, wie mir mehrere Augen neugierig folgten, bis ich zu einem Komplex mit mehreren abgeteilten Kammern gelangte. Man führte mich in ein Labyrinth aus Türen und achteckigen Sälen, wo das Geräusch von

Schritten auf den Marmorkorridoren des Flughafens in einem immer halluzinatorischeren Schweigen erstickte. Das Weinen eines Babys hallte als Echo an den metallenen Trägern wider, die sich entlang der Decke erstreckten.

„Es ist das Neugeborene unserer Vorgesetzten“, sagte der afrikanisch blickende Mann in dem Versuch, meine Ängste zu besänftigen. „Wir alle verwöhnen es.“

Ich durchquerte einen unterirdischen Saal, in dem konzentrische Kreise vergitterter Fenster einander folgten. Ein riesiges Schild ließ ein Dutzend Meter weiter oben Sonnenlicht herein. Obwohl die nüchterne Architektur der abgeschälten Wände den Eingang zu einem Gefängnis anzeigte, erklärte mir der afrikanisch blickende Mann, es handele sich um die Büros des avantgardistischen Zolls. Ohne ihm zu widersprechen, stieg ich eine breite, dunkle Treppe hinab, an deren Ende vier sabbernde Hunde, an Ketten hängend, von den Händen zweier Wachen gehalten wurden.

„Wir glauben, dass Waffen unnötig sind“, erklärte der afrikanisch blickende Mann.

Als ich die Schwelle jener Tür überschritt, konnte ich die gezackten Fänge der Kerberos sehen.

Ich sah einen neuen Gang, bis zum Horizont gestreckt, der sich mit der Krümmung der Erde senkte. Zitternd angesichts dieser Perspektive wurde ich zu einer offenen Tür zu unserer Rechten geführt. Wir traten hindurch und gelangten in einen winzigen Saal, kaum erleuchtet von einer flackernden Neonlampe, unter der eine etwa vierzigjährige Schreibkraft meine persönlichen Daten abschrieb, sie aus dem Pass übertrug, den ich dem blonden Mann im Austauschsaal des Flughafens übergeben hatte. Die Nacktheit der Wände, die Feuchtigkeit und die Hell-Dunkel-Beleuchtung verliehen diesem Gendarmenversteck einen düsteren Eindruck.

Die Frau empfing mich mit einem Ausspruch:





„Menschen, die Drogen bei sich haben, werden aggressiv.“

Ich folgerte den Schluss des Syllogismus:

b. Sie sind aggressiv.

c. Also führen Sie Drogen mit sich.

„Nun erzählen Sie uns“, fuhr mich die Frau an, „warum sind Sie so aggressiv?“

„Man hört Geschichten.“

„Welche Geschichten?“

Ich versank in neues Schweigen. Ich erinnerte mich an eine Fernsehserie, in der eine Frau nach Linkopolis aufbricht, um ein besseres Leben zu suchen. Von einem wohlhabenden Mann getäuscht, wird die Dame in einen Diebstahl verwickelt und in ein Gefängnis eingeliefert, wo sie von drei Wachen vergewaltigt wird, bevor man sie vor Gericht stellt. Am Ende erhängt sie sich angesichts der sexuellen Belästigungen ihres Anwalts. Diese Anekdote war bloß ein Melodram, vielleicht ebenso schädlich wie die US-amerikanische Serie über die entfremdeten Südamerikaner, die Kalifornien überfluteten; doch mangels anderer Referenzen entzündete meine Vorstellungskraft die Flammen meiner Ängste.

Ein lahmer und blinder Mann in einem weißen Guayabera-Anzug betrat den Raum, um mich verächtlich zu beschnuppern.

„Sie sind die berühmte Klagefrau“, fuhr mich der Mann an.

„Dann sind Sie wohl Vulkan“, sagte ich.

„Wie bitte?“

Angesichts der verblüfften Gesichter meiner Gendarmen verspürte ich den Drang, diesen Spürhund mit einem literarischen Kompliment zu ironisieren, verwarf den Gedanken jedoch als kontraproduktiv. Jahre zuvor hatte mich die Unkenntnis meiner avantgardistischen Mitschüler in Literatur nicht aufgehört zu beeindrucken. Während meiner Sekundarschulzeit am Colegio Pico de la Mirandella

fragte die Lehrerin eines Tages bei der Aufnahme neuer Schüler eine Avantgardistin, ob sie wisse, wer Pico de la Mirandella sei; worauf sie antwortete:

„Der Besitzer der Schule!“

Minuten später erkannte der Wächter, der mich unter vier Augen beschimpfte, seinen Mangel an Manieren und die Grenzen seiner Bildung an:

„Wenn Sie so gebildet sind“, sagte er zu mir, „sollten Sie meine Autorität nicht in Frage stellen.“

Der Mann bezog sich darauf, dass einige avantgardistische Bürger ihn belästigt hatten, nachdem sie meine Ansprache gehört und düstere Vorstellungen über meinen Verbleib ausgeheckt hatten. Offenbar war die Zivilgarde selbst unter den Avantgardisten bereits recht gefürchtet. Mit zusammengebissenen Zähnen gab ich ihm in Bezug auf meine Unbedachtheit gegenüber der Autorität recht und fügte zur Rechtfertigung hinzu, wenn es einen Schuldigen gebe, dann den Leiter der Planung des Flughafens Simón Bolívar, der jene dunklen Verliese in den Kellern unter den Start- und Landebahnen installiert habe. Ich schlug einen offenen, gut belüfteten Ort vor. Der Wächter schien weniger von der Richtigkeit meines Kommentars als von meinem gesunden Menschenverstand bewegt und fragte mich, woher ich wisse, unter welchem Gelände wir uns befänden.

„Das Fenster des offenen Hofes lässt das Licht in westlicher Richtung einfallen, also entgegen der Seite, an der die Start- und Landebahnen liegen.“

„Eine kriminelle Intelligenz“, murmelte er nach langer Pause.

Die Wachen führten mich in einen angrenzenden Saal, wo mich ein Lahmer nach meinem Beruf befragte.

Claudia machte eine Pause; im Auto beobachteten sie ihre Gesprächspartner mit fest auf ihr Gesicht gerichteten Augen, auf der Suche nach ihren verborgensten Regungen. Todd bemerkte es und fragte rhetorisch:





„Was für einer?“ – seine heisere Stimme, als er sich räusperte.

Claudia errötete und senkte den Kopf über den Ausschnitt ihrer Brüste.

„Ein Beamter“, antwortete sie in einem vagen Versuch, ihre offenkundige Geringschätzung ihres Ehemannes zu mildern, „meine ich.“

Das Dröhnen des Automotors setzte sich durch und brachte die Gemüter der Reisenden durcheinander. Todd nahm seine Geringschätzung an seinem Nervosismus wahr. Der Speichel nahm in den Mündern der übrigen Passagiere einen bitteren Geschmack an. Todd überstand unerschüttert eine leichte Ohnmacht, eine Hitzewelle, die von seinen Augen bis zur Mitte seiner Brust eine ungreifbare Schmiede entfachte. Claudias Augen reagierten feucht auf den jähen Temperaturwechsel, der ihre Epidermis umhüllte und aufriss. Eine purpurne Entzündung wuchs wie kleine Blasen rohen Fleisches neben ihrer Lippe.

„Ich“, fuhr sie zitternd fort, „um mich aus jener Bedrängnis zu befreien, erfand ich, ich sei Journalistikstudentin, deren Artikel an Zeitschriften verkauft würden, in denen ich auf Spanisch oder Englisch schrieb. Die Intuition, dass meine Erfahrung geschrieben und veröffentlicht werden könnte, besänftigte jenen missgestalteten Charakter. Zwei mir unbekannte Männer erschienen und hielten schriftlich fest, dass ich am Eingang zu den Kellerräumen des Flughafens geschrien hatte. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich die Kontrolle über mich selbst bereits zurückerlangt, doch meine Überheblichkeit, als ich den Ort der Kellerräume bezeichnete, und meine kolumbianische Vergangenheit veranlassten jene Wachleute, mir die Schuld zuzuschieben. Sie erkannten zutreffend, dass meine Rolle als Journalistin fiktiv war. Ausgebildet nach jenem Handbuch, das den Stil von Kochrezeptbüchern nachahmte, drängten sich die Pseudodetektive um mich mit der Gewissheit, in meinem Gesicht die physiologischen

Beschreibungen der Schuldigen zu entdecken. Ihr Vertrauen war so groß, dass sie sich zwei zivile Zeugen gegen mich erlaubten. Man führte mich in einen anderen, dunkleren und kleineren Raum. Mechanisch befolgte ich ihre Befehle, froh, jeglicher körperlichen Misshandlung entgangen zu sein. Ein Irrtum, denn dort angekommen hörte ich vor den Blicken von sechs Männern und einer Frau den gebieterischen Befehl, mich auszuziehen.

Ich gehorchte und dämpfte meine Scham mit einem Anflug von Würde. Auf ihre Anweisungen hin ging ich in die Hocke und erinnerte mich an Geschichten kleiner Drogenschmuggler, die ihre Bäuche mit Kokainpäckchen füllten, unter der Gefahr, dass diese bei der geringsten Bewegung ihrer Hüften platzten und ihnen den sofortigen Tod brächten. Als ich mich erhob, trat der blonde Mann an mich heran. Zwei weitere Wachleute zogen ihn zurück und verbargen ihre Überraschung. Offenbar hatte meine Anmaßung sie von meiner Schuld überzeugt. Ich beschwichtigte die Bedrohung in der Gewissheit, durch die Blicke zweier zufälliger Zeugen geschützt zu sein, und kleidete mich vor ihren beschämten Augen wieder an.

Zurück am Schreibtisch der Stenotypistin nötigten sie mich, ihnen meine Handtasche und mein Handgepäck zu zeigen. Anschließend musste ich gelassen ihre absurden und widersprüchlichen Fragen beantworten.

Da sie mich vor den Zeugen des Flughafens nicht schikanieren konnten, stellten sie meine Unschuld fest. Die Enttäuschung im Gesicht des blonden Mannes zeigte sich deutlich an den geweiteten Flügeln seiner offenen Nase. Zehn Minuten später ließ man mich frei und wies mir den dunkelhäutig blickenden Mann als Begleiter zu. Er führte mich zurück in die Abflughalle des Flugzeugs nach New York. Vor dem Einsteigen musste ich mich einer jungen Polizistin stellen, die mich grob fragte, wo ich arbeite.

„An der New York University“, log ich mit klarer Artikulation.





Sie fragte erneut, und ich wiederholte die Antwort. Dieses Mal erschien mir ihre Miene verdächtig, zugleich beleidigt und herausfordernd. Sie befahl mir, mich für eine Durchsuchung neben sie zu stellen. Ich protestierte, worauf sie mir drohte, mich über Nacht ins Gefängnis zu schicken. Ich stammelte lediglich:

„Sie wissen, dass ich bereits durchsucht wurde. Trotzdem versuchen Sie, mir etwas anzulasten. All dies geschieht, weil ich Kolumbianerin bin.“

Sie erwiderte mit einem auswendig gelernten Satz:

„Kolumbianerin, Französin, Amerikanerin; hier werden alle gleich durchsucht. Wir dachten, Sie seien Journalistin.“

„Ich bin Journalistin und Dozentin“, korrigierte ich.

Zu den wenigen Niederträchtigkeiten, die ich bereue, zählt die, mein Flugticket über jene avantgardistische Fluggesellschaft gekauft zu haben. Damals boten die Fluglinien jenes Landes infolge der Wirtschaftskrise und ihres Ölüberflusses wahre Schnäppchen an, damit Kolumbianer als Passagiere mit ihren Maschinen reisten. Heute, so habe ich gehört, wagen sich wegen der fortgesetzten Übergriffe ihrer Behörden nur noch die unvorsichtigsten Reisenden, jenes Land zu überfliegen, das in einer wirtschaftlichen Krise versinkt, hervorgebracht von tief verwurzelten Vorurteilen.

„Sie warten neben mir, bis ich es Ihnen sage“, fuhr mich die Gendarmistin nach der Durchsuchung an.

Ich schloss daraus, dass mein Gepäck vom blonden Mann mit dem schmächtigen Schnurrbart verwüstet wurde.

Ich ordnete meine Gedanken, als aus der Männerreihe eine gebrochene Stimme erklang:

„Das alles, weil es einen Flug aus Medellín gibt! Missbräuchlich!“

Der Mann, etwa neunzig Jahre alt, wurde vor den gleichgültigen Augen der übrigen Passagiere in die Verliese abgeführt. Ich wartete, bis alle Reisenden ins Flugzeug gegangen waren, damit die junge Polizistin erfuhr, dass es

sich nicht mehr lohnte, mich zu beschimpfen. Ihre Vergeltung bestand darin, zu mutmaßen, mein Visum für die Einreise in die Vereinigten Staaten sei gefälscht. Daraufhin erschienen mehrere Sachverständige, um mein Dokument mit der Lupe zu prüfen. Wehrlos sah ich zu, wie sie die Seiten meines Passes von Hand zu Hand schlugen und dabei riskierten, sie zu zerreißen. Als man sich darauf geeinigt hatte, dass mein Dokument nicht gefälscht war, wurde mir das Einsteigen gestattet.

Vom Fenster aus sah ich mehrere Wachleute die Nähte meiner Koffer aufreißen: Sie taten es vor meinen Augen, um meine Reaktion zu studieren. Ich dachte, ihre nächste Kränkung bestünde darin, illegale Drogen zu platzieren, die mich in ein Gefängnis der Vereinigten Staaten brächten.

Als das Flugzeug abhob, legte ich mir das Versprechen ab, niemals in jenes Land zurückzukehren, das sich durch einen Ölboom bereichert hatte, der es nun in den Ruin führte.

„Dort sperrt man Kriminelle nicht ein, man stellt sie ein“, hörte ich hinter mir.

Kaum aus dem avantgardistischen Luftraum heraus, trat eine Frau an mich heran und sagte:

„Sie sind Gott sei Dank zurückgekehrt, denn ein anderes Mädchen aus Bogotá, eine Blumenverkäuferin, kam nie aus den Verliesen des Simón Bolívar zurück.“

„Im Vergleich zu jener Misshandlung“, fügte Claudia als Schluss ihres Berichts hinzu, „ist das Verhalten dieses Verkehrspolizisten nicht weniger als höflich.“

„Natürlich“, gab Cassandro widerwillig zu, „wenn ich mich mit den Bulgaren vergleiche, wie sollte ich mich da nicht zufriedengeben?“

„Den Bulgaren?“, fragte Todd.

„Die älteste bekannte Generation ihres Geschlechts wurde von einem siegreichen byzantinischen Monarchen zur Blindheit verurteilt. Nur einem ihrer Mitglieder wurde gestattet, ein einziges Auge zu behalten.“





„Ein Heer von Tiresias“, kommentierte Todd in Anspielung auf den griechischen Seher, der blind war und sich mehrere Jahre lang in eine Frau verwandelte, um das Elend der sexuellen Lust zu erkennen. „Heute blenden uns die Augen. Es ist grausam.“

„Was wollen Sie damit andeuten?“, fragte Cassandro.

„Das Fernsehen predigt Treue“, antwortete Todd unbekümmert, „doch gerade derjenige, dem wir am meisten vertrauen, verschwört sich gegen uns, sobald er kann. Nichts ist gefährlicher als ein Liebhaber, der über Nacht freundlich wird.“

Cassandro verzog verächtlich die Lippen.

„Wissen Sie denn, dass ich mich der Arbeiten Klytaimnestras nicht schäme“, schleuderte er Constantino entgegen. „Wir kommen mit dem Trinkgeld aus, das seine Kunden ihr zwischen die Brüste und unter das Strumpfband ihrer Tangas stecken.“

Claudia wandte den Blick zur bewegten Landschaft hinter der Autoscheibe. Sie verdaut Cassandros Worte mit einer Mischung aus Scham und Traurigkeit. Sie hatte nicht bedacht, dass Klytaimnestra als Nackttänzerin arbeitete, ein Gewerbe, über das beide Monate zuvor spöttisch gelacht hatten. Wechselfälle ihres Abnehmens. Als das korpulenteste Mädchen ihrer Schule hatte sich Klytaimnestra einem langen Fasten unterzogen, um den Spott ihrer Mitschülerinnen zu ersticken und die Blicke der studentischen Jünglinge auf sich zu ziehen. Nachdem sie sich von einer beginnenden Bulimie erholt hatte, hatten eine Reihe kurzer Liebschaften ihre Gewohnheiten derart durcheinandergebracht, dass sie zur Opferin einer Intrige wurde. Die Direktorin ihrer Schule teilte ihr mit, ihre besten Freundinnen, mager, mit von Akne zerfurchten Gesichtern, verbreiteten gegen sie einige der Lügen, die Klytaimnestra selbst gegen die bei den Männern begehrteren Frauen von Buenos Aires ersonnen hatte. Tage später ließ Octavio, ein geschiedener Mann, in den sie sich unvorsichtig verliebt

hatte, sie schwanger zurück, um eine Bindenmodel zu heiraten. Ihre Reise in die Vereinigten Staaten war von dem bloßen Wunsch motiviert gewesen, dem in ihrer Gemeinschaft durch den Skandal ihrer Abtreibung genährten Verachtung zu entkommen.

Ihre Freundschaft und ihr Liebesverhältnis mit Cassandro hatten sie wirksam kultiviert, und nun fragte sich Claudia, wer das Opfer jener Situation sei: Klytaimnestra, die nackt ihren Körper Berührungen darbot, die die künstlerische Neigung ihres Liebhabers trugen, oder Cassandro, verliebt in eine Frau, die den Mangel an Liebe ihrer Jugend durch wollüstige Rituale ersetzte, die die Masturbation gesichtsloser Männer hervorriefen.

„Das ist das Leben des modernen Paares", stimmte Todd in beißendem Ton zu und betrachtete Constantino. „Wenn ich genießen und so viele ehebrecherische Frauen lieben will, habe ich keine moralischen Fesseln, die mich einschüchtern."

Claudia richtete den Blick auf ihren Mann.

„Verachtung gegen sich selbst, die ihre Gemüter gegen ihre Geliebten vereint", dachte sie.

„Der Zufall beschert uns kein verkommenes Leben", gab Claudia zu bedenken.

„Ver-kom-men", syllabierte Todd, „ohne Entbehrungen."

„Ich weiß, dass man dem Körper nicht trauen darf", murmelte Cassandro und nahm seine Ironie an. „Manchmal geht Klytaimnestra mit ihren Kunden einen Cocktail trinken. Der Barbesitzer gibt ihr eine Provision pro Getränk. So funktioniert das."

„Leidest du nicht unter Eifersucht?", fragte Constantino.

„Auf welche andere Weise könnte sie mich beleidigen, als zu vögeln?", antwortete Cassandro in einem scherzhaften Ton, der den Applaus und das Gelächter seines Publikums hervorrief.





„Es freut mich, dass du so denkst", entgegnete Constantino unbekümmert. „Man weiß nie, was in den privaten Kabinen geschieht."

„In den Separees?", rief Claudia aus, unfähig, ihr Erstaunen zu verbergen.

Nach der Beerdigung ihrer Mutter hatte Fernando sie in eine Diskothek an der Avenida Trece mit der Calle Treinta y Cuatro in Bogotá eingeladen. Jeder Tisch war durch kleine Vorhänge abgetrennt, die eine Aluminium-Schiebetür verbargen. Nachdem sie auf einer polierten Granittanzfläche getanzt hatten, nötigte Fernando sie, mehrere Gläser Wodka zu trinken. Die Tür wurde von einer Kellnerin aufgeschoben, der Fernando ein großzügiges Trinkgeld gab, und Claudia machte sich daran, sie mit einem kleinen Stahlriegel zu sichern.

Im Licht eines schwankenden Scheinwerfers verflüchtigten sich die Takte der Tanzmusik.

Ihre berauschten Hände strichen über die freiliegenden Hautstellen ihres Stiefvaters. Fernando entkleidete sie und entfesselte unter Grunzen ein Verlangen, gedämpft von Tränen der Anteilnahme.

„Prostitution ist in diesen Staaten verboten", fügte Constantino hinzu und deutete Claudias Ausdruck als Frage. „So heißt es. Aber jeder Senator weiß, dass man an diesen Orten private Tänzerinnen in dunklen, verschlossenen Kabinen engagieren kann. Was während dieses Tanzes geschieht, betrifft allein die Tänzerin und den Kunden."

Claudia betrachtete das blasse Gesicht Cassandros, der ein unbekümmertes Lächeln zeigte. Constantino, offenbar reuig über seine Worte, entfaltete eine Reihe von Lobreden auf die Demokratie in den Vereinigten Staaten, womit er die Unterhaltung während der Fahrt erneut belebte.

Gegen Abend erreichten sie die Konturen des Seneca-Sees, und zwei Stunden später, erschöpft von so viel Wortreichtum, gingen sie schweigend an seinen Ufern

entlang, bis sie W. Glenn erreichten. Dort bezogen sie ein Motel, das von einer rothaarigen Familie geführt wurde.

Claudia fragte, ob man ihr den Weg zum Haus von Samuel D. Burne weisen könne.

„Kommen Sie zur Beerdigung?“, fragte eine Frau, die die Besitzerin zu sein schien.

„Wir kommen, um mit Samuel D. Burne zu sprechen“, korrigierte Claudia sie.

Die rothaarige Frau erklärte, Samuel ruhe seit der vorangegangenen Nacht im Frieden des Herrn. Claudia fröstelte, ohne zu begreifen, wie sie den Verlust eines Menschen beklagen konnte, den sie kaum mehr als telefonisch gekannt hatte.

„In jedem Fall sind Sie zu spät gekommen“, fügte die rothaarige Frau hinzu, etwas verwirrt von Claudias Haltung und den erstaunten Blicken ihres Gefolges. „Die Exequien für Herrn Burne fanden zur Mittagszeit statt.“





## IX. Handlung

An einem bestimmten Freitagmorgen fand Mario, als er von der Arbeit zurückkehrte, Ana vor der Tür seiner Wohnung.

„Mein revolutionärer Mann“, sagte sie, ohne zu blinzeln, an einen Pfosten gelehnt. „Ich konnte letzte Nacht nicht einschlafen.“

Mario umarmte sie, ohne ihre Unruhe zu begreifen. Sie atmete tief an seinem Schoß.

„Was immer du tust“, sagte sie, „lass mich dir helfen.“

Mario vermutete, dass Eduardo mit ihr gesprochen hatte. Auch seine Vergangenheit gehörte ihm nicht: eine Geschichte, geformt durch sporadische Dialoge derer, die ihn gekannt hatten.

„Gehen wir in ein Restaurant frühstücken“, schlug Mario vor.

„Lass mich dir etwas zubereiten.“

Wenige Minuten später kopulierten sie nüchtern. Er fühlte sich doppelt schuldig, ausgeliefert einer verarmten Undokumentierten. Noch schwerer wog die Schuld gegenüber einer entjungferten Jungfrau, die ihn nach Belieben manipulieren konnte. Er erwog jedoch, dass sich seine Situation als illegaler Einwanderer im Staat New York nach einem kurzen Gefängnisaufenthalt verbessern könnte. Er würde aus der Anonymität heraustreten. Die Vergewaltigung wäre ein geringeres Übel, wenn er Schutz fände. Als Zeitungszusteller verspürte er eine wachsende Unzufriedenheit nicht nur gegenüber dem System, sondern auch gegenüber seinen eigenen Begrenzungen. Tage zuvor, nachdem er Todd seine religiösen Überzeugungen gestanden hatte, hatte Mario sich damit abgefunden, sein Leben mit stoischer Haltung zu führen. Zwei Tage vor

Arbeitsbeginn hatte Mario sich darauf verlegt, das ihm zugewiesene Gebiet seiner Zeitungsroute zu durchfahren, um Verspätungen und Irrtümer zu vermeiden. Sein klappriges Auto kreiste durch mehrere glänzende Straßen, an deren Rändern neue, teure Automodelle parkten. Es gab einen Kunden, dessen Adresse ihn besonders verwirrte:

Mr. Daniel M. Hardy
Wynnefield Avenue 1327
190012
Tel. (608) 1123 4546

Nachdem er durch mehrere Straßen geirrt war, entdeckte er ein Schild, auf dem in winzigen Buchstaben der Name der genannten Avenue stand. Er parkte sein Auto und ging die Straße entlang. Die Hausnummer schien nicht zu existieren, denn auf 1313 folgte unmittelbar 1457. Als er seine Schritte auf der Suche nach einem öffentlichen Telefon zurückverfolgte, sprach ihn links eine Stimme an.

„Entschuldigen Sie!“ Es war eine Jugendliche, die auf einer Bank saß, zwei Stufen unterhalb des Eingangs einer viktorianischen Villa. Von Zeit zu Zeit biss sie in eine Birne, die sie in einer Hand hielt. Mit der anderen zog sie ihr T-Shirt zwischen einem Paar blasser Beine auseinander, durch deren Haut die Adern schimmerten.

„Ja?“ Mario bemerkte einen pedantischen Zug im Gesicht seiner Gesprächspartnerin.

„Kann ich Ihnen helfen?“, fragte sie in offen verächtlichem Ton.

Mario bedachte die Einsamkeit der Avenue, die drückende Morgensonne und die Eintönigkeit dieses Mädchens, das sich gegen ihn die Autorität der Nachbarschaft anmaßte.

„Ja“, sagte er und nickte. „Ich suche das Haus von Herrn Hardy.“

„Wozu?“, fragte das Mädchen.





Das war mehr, als Mario unter normalen Umständen geduldet hätte. Er wollte sie ignorieren und seinen Weg fortsetzen, doch er konnte der Versuchung nicht widerstehen, diese Vagabundin zu belehren.

„Das ist eine persönliche Angelegenheit.“

„Sie verschwinden besser von hier, wenn Sie nicht wollen, dass ich die Polizei rufe“, drohte die junge Frau. „Wir mögen es nicht, wenn Leute in unserem Viertel herumlungern.“

Marios Herz pochte empört in seiner Brust, erschüttert von aufsteigendem Zorn.

„Und Sie“, sagte Mario und zog mit den Lippen eine schlangenartige Grimasse, „warum leihen Sie mir nicht Ihr Telefon, damit ich Mr. Hardy anrufen kann?“

„Nein, das kann ich nicht. Ich gebe Ihnen drei Sekunden, um zu verschwinden.“

Mario wurde von einem gewaltsamen Impuls ergriffen, auf das Mädchen zuzugehen, ihr eine Ohrfeige zu geben und sie vor dem Haus ihrer vermeintlichen Eltern fleischlich zu besitzen. Die Strafe schreckte ihn nicht, denn unter diesen Umständen konnte er nur den Tod selbst fürchten. Er machte hastig einen Schritt nach vorn. Zwischen dem Impuls, den Fuß vom Boden zu heben, und der Kraft, ihn zu tragen, erwog Mario das Alter des Mädchens, dem gierige Eltern oder einer der Nachbarn die Bewachung dieser Straßen anvertraut hatten. Er sah sich selbst vor dem Eingang seines Hauses im Viertel Diamante in Bucaramanga sitzen, als er an einem Sonntagmorgen einen kleinen Bettler erspähte, der sich heimlich aus dem Haus seiner Nachbarin Doña Eufrasia mit einer silbernen Schale in den Händen entfernte. Mario schrie sich heiser, und in wenigen Augenblicken wurde der Betteljunge gepackt und von den abscheulichsten Männern der Straße zusammengeschlagen. Mario war etwa sieben Jahre alt gewesen, der kleine Gauner zehn oder elf. Die Prügel waren brutal. Mario erinnerte sich nicht, je tiefere Ausdrücke von Hass gesehen zu haben als

jene, die an jenem Morgen auf den Gesichtern seiner Nachbarn gezeichnet standen – zukünftige Mitglieder paramilitärischer Gruppen oder Guerillas. Die Polizei traf zwei Stunden später ein, um die Leiche abzuholen. Die Leber des Unglücklichen war durch Fußtritte zerplatzt. Mario wuchs in der Gewissheit auf, dass dieser Tod verdient gewesen sei. Mit der Zeit schrieben die Vollstrecker des kleinen Diebes ihm zahlreiche Autodiebstähle und sogar mehrere Vergewaltigungen von Kindern zu – ungesühnte Verbrechen. Die christliche Schuld, von Atheisten so heftig kritisiert, wurde von den Christen selbst durch urbane Legenden verdrängt, die, unwidersprochen, Racheerzählungen festigten. Jahre später, auf Long Island, würde Mario die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass die göttliche Vorsehung ihm dieselbe improvisierte Tat seiner Kindheit zurückgab. Die Rollen hatten sich vertauscht. In beiden Fällen war die Entscheidungsmacht in seine Hände gelegt worden, doch während in Bucaramanga seine Entschlossenheit nur ein Echo des Willens seiner Eltern und Nachbarn gewesen war, befand er sich hier der Gnade seines freien Willens ausgeliefert. Mario wich zurück, bevor sein Fuß den Boden berührte, und verbarg seinen Blick in einer Geste der Scham, während er sich unter den misstrauischen Augen des Mädchens zu seinem Auto entfernte. Als er die Adressen gegenüber seinem Parkplatz betrachtete, stellte er fest, dass sich das Haus von Herrn Hardy nur wenige Meter entfernt befand. Er überdachte seine Ethik, die er seit Jahren für geklärt gehalten hatte. Freud hatte das christliche Postulat widerlegt, das gebot, den Nächsten wie sich selbst zu lieben. Seine Gründe waren logisch, denn die Natur aller Lebewesen ist ihrem Wesen nach egoistisch, doch brüchig; zwischen Zwang und der Wahl seines Gegenteils schmiedete der Christ seine Tugend. Nicht Kultur oder Instinkt formten ihn, sondern seine Rebellion gegen die Ungerechtigkeit. Seine Irreverenz gegenüber der Religion hatte ihn dazu geführt, den kommunistischen Staat zu verehren, eine





Entität, die er selbst nicht kannte und von der er aus Kuba entmutigende Nachrichten erhielt. Seine ideologische Verwirrung hatte ihn zur Teilnahme an einer Entführung bewegt, die sein Leben umstürzen und nomadisch machen sollte. Ein Leiden, das ihn nun zur Mitgefühl zurückgeführt hatte, in dem Moment, da seine Handlungsmacht den kritischen Punkt erreicht hatte, an dem er zwischen Vergewaltigen oder Nicht-Vergewaltigen einer Jugendlichen wählen musste, deren Wille durch Hass und Vorurteile geprägt war.

Die Griechen und Römer hatten die Tugend verherrlicht, doch dieses Wort war den Moden des zeitgenössischen Denkens fremd. Die Schriftsteller dieses Jahrhunderts ergötzten sich an den Lastern des menschlichen Temperaments und verurteilten ihre Figuren zu Selbstmord, Mord oder Irrenanstalt. Die Lebensalternativen, die von den meistgepriesenen Denkern der zivilisierten Welt angeboten wurden, führten unterschwellig zu Drogen und entfesselter Sinnlichkeit, einem Vorspiel unmittelbarer Genüsse, das in den Abgrund führte. Eine Absurdität, die Mario in seiner späten Jugend bereits am eigenen Leib erfahren hatte. Diese Ideologen vermieden den direkten Dialog mit der Antike und reduzierten die Tugend in ihrer Verachtung auf bloße Ironiespiele. Die verhasstesten Gestalten der Geschichte wie Caligula und Hitler wurden mit Nostalgie beschrieben, während Cato und Mutter Teresa von Kalkutta mit Gleichgültigkeit erwähnt wurden. Sein Verhalten gegenüber jenem Mädchen in einer Straße von Long Island entsprang keinem Impuls des Mitgefühls für sie, sondern für sich selbst. Indem er eine beiläufige Beleidigung vergab, vergab er sich selbst. Sein Rachedurst erlosch beim blassesten tugendhaften Reflex seines Denkens. Er glaubte an die Kindheit dieses Mädchens, an ihre verkümmerten Ambitionen, an ihre ungültigen Lieben, an ihre Zornesausbrüche, ihre Stunden der Qual und an ihr Glück

in der Betrachtung der absoluten Liebe, jener, die wir Gott zuschreiben – die einzige Leidenschaft, die nicht verletzt.

So sehr ihn auch so viele vergangene Hassgefühle verbitterten, blieb seine Begegnung mit dem Mädchen doch vorübergehend. Vor Todd hatte Mario seine Gedanken nicht mehr aus seinem sozialen Ego heraus fließen lassen, wie in seinen Universitätsjahren, sondern aus seinem kindlichen Ego, dem seiner lebenswichtigen Gewissheiten. Sein Leben reduzierte sich nun auf ein unablässiges Wachsein durch die Arbeit. Das Gefühl, ein kleines, unbedeutendes Rädchen im sozialen Getriebe zu sein, nährte in seinem Geist selbstzerstörerische Werke: Hoffnungen, die zusammenbrachen, während Mario Briefe von Verlegern erhielt, die kein Interesse an seinen theologischen Abhandlungen zeigten.

Schon seit seiner Jugend stellte er sich vor, wie seine Eltern Monate nach seinem Tod einen verzweifelten Abschiedsbrief erhielten. Ein Gedicht, in dem er schreiben würde, dass Mario aus Liebe zur Kunst alles gesetzt und alles verloren habe.

Der frühe Tod seines Vaters und seiner Brüder entfernte ihn von diesem morbiden, lustvoll empfundenen Schlauch: der vorweggenommenen Trauer um sich selbst.

„Was hat dir Eduardo erzählt?“, fragte er Ana auf ihrem Bett.

„Nichts.“

„Was hast du dann über mich herausgefunden?“

„Was bist du? Ein Revolutionär?“

„Ah …“, stammelte er, „das.“

Mario stand auf und zündete den Herd in der Küche an. Ana folgte ihm und bedeutete ihm mit einer Geste, wieder ins Bett zu gehen.

„Ich habe versprochen, dir das Frühstück zu machen.“

Mario kuschelte sich ein, sprang ins Bett und verbarg seinen Körper unter den Laken. Durch das Fenster erblickte er die zerrissenen Wolken eines kühlen Sommermorgens.





Er überlegte, wann und unter welchen Umständen er Eduardo seine revolutionären Begebenheiten anvertraut hatte. Er verwarf den Impuls, ihn an der Universität anzurufen, um seine Vermutungen zu bestätigen oder ihn zu beschimpfen. Er machte Mónica verantwortlich, die avantgardistische Frau, die ihn hätte aufstacheln können, indem sie sein kurzes Wiegen schmeichelte und das von Mario herabsetzte.

Eduardo war ein Mann ohne Substanz, geschult darin, entfremdete Frauen mit seiner US-amerikanischen Staatsbürgerschaft zu blenden. Mónica verzichtete auf seine Gunst, und wie so viele andere Frauen aus der Karibik war ihre Schwäche der Tanz – jene Harmonie üppiger Gesten, die Eduardo bei Mario beklatschte oder beneidete.

Den Kopf an den Rand seines Bettes gelehnt, hielt er Mónica für eine prüde Junggesellin, die Verpflichtungen mied, indem sie ihre Freundschaften ausnutzte – Männer und Frauen von schwachem Charakter.

„Das Brot ist im linken Schrank“, murmelte er ungeduldig, als er Anas tastende Bewegungen beobachtete.

„Ich wohne nicht mehr bei den Whiteheads“, sagte Ana, reichte das Brot und schlug die Eierschalen am Rand des Herdes auf, um sie in einen abgeblätterten Teflontopf zu gießen.

Mario ging in Richtung Esszimmer, beglückt vom durchdringenden Geruch nach in Butter gehackten Tomaten und Zwiebeln.

„Haben sie dir das Leben zur Hölle gemacht?“

„Nicht nur das. Ich habe meine Eltern überzeugt, einen längeren Aufenthalt in New York zu finanzieren. Jetzt wohne ich bei jemandem, den du kennst.“

„Bei wem?“, fragte Mario mit einem Anflug von Unruhe.

„Bei einer Landsmännin von dir aus Bucaramanga.“

„Claudia?“, fragte Mario.

Es waren fast zwei Monate vergangen, seit er zuletzt mit ihr gesprochen hatte, seit dem Vorabend seines ersten Arbeitstags.

„Ich dachte, sie wolle allein leben“, fügte er hinzu und verbarg seine Überraschung.

„Trotzdem sehen wir uns oft. Jeden Dienstag und Donnerstag treffen wir uns zum Abendessen. Sie kocht eine Suppe, die Tote wieder zum Leben erwecken könnte. Sie ist eine großzügige Person; ich war die erste Mieterin, die auf ihre Anzeige reagierte. An jenem Nachmittag redeten wir bis zur Dämmerung, als wären wir unzertrennlich. Eine Woche später zog ich in den Keller ihres Hauses. Ich mietete ihn für gerade einmal zweihundert Dollar im Monat. Die Aussicht ist nicht schön, aber es ist geräumig.“

„Ich weiß nicht, ob wir von derselben Person sprechen.“

„Du bist wohl nicht sehr über die jüngsten Veränderungen in ihrem Leben informiert“, erwiderte Ana. „Ihr Vermieter ist bei einer satanischen Zeremonie gestorben und hat ihr ein Haus vermacht. Kaum zu glauben. Natürlich hat sie jetzt mit seinen drei Kindern zu tun, die darauf bestehen zu beweisen, dass ihr Vater beim Abfassen des Testaments nicht bei klarem Verstand war. Claudia und fünf weitere Erben haben bereits rechtlichen Beistand gesucht, um ihre Interessen zu verteidigen.“

Er fand den Geschmack der Rühreier angenehm. Er nahm einen Schluck Kaffee und blinzelte Ana dankbar zu, unfähig zu unterscheiden, ob seine Dankbarkeit ihrer Gesellschaft galt oder den guten Nachrichten über Claudia.

„Mr. Burne hatte letztes Jahr einen Autounfall“, fuhr Ana fort.

„Der Verstorbene?“

„So hieß er. Er lag drei Monate im Koma und sprach nach dem Erwachen mit seinem Anwalt. Gemeinsam ließen sie die Papiere von einem Psychiater beglaubigen und verhinderten so jede letzte Manipulation gegen seinen





letzten Willen, der besagt, dass all seine Immobilien an seine letzten Mieter vererbt werden. Trotzdem hinterließ er mehreren Angehörigen verschiedene Grundstücke. Aber schließlich sind wir alle habgierig.“

„Es ist seltsam“, murmelte Mario und begehrte Claudias neues Eigentum.

„Wenn du mir nicht glaubst, kannst du sie fragen. Sie bewahrt dich unter den zärtlichsten Erinnerungen ihrer Kindheit.“

„Mir bleibt nur zu denken, dass der Vermieter sich über Claudia und die anderen Mieter an seinen Kindern rächen will“, Mario runzelte die Stirn und fragte sich, ob Todd sich scheiden lassen würde, um die Hälfte des Wertes seines Erbes zu beanspruchen. „Unter Verwandten mangelt es nie an Kränkungen.“

„Claudia sagte mir, der Vermieter habe ihr durch sein Vermächtnis sein Vertrauen beweisen wollen. In einem versiegelten Umschlag schrieb Mr. Burne ihr, sie solle sein Eigentum den Schwestern der Nächstenliebe spenden.“

„Claudia hat es mit Mephistopheles zu tun. Wäre das Vermächtnis für eine wohltätige Organisation bestimmt gewesen, hätte seine Familie – wenn auch enttäuscht – seine Philanthropie früher oder später akzeptiert. Stattdessen demütigt der Mann seine drei Kinder, indem er seinen Besitz an eine Bande von Emporkömmlingen abtritt.“

„Oder vielleicht war er wirklich krank.“

Ana räumte ab und spülte das Geschirr. Mario kehrte nachdenklich zu seinem Bett zurück und nahm sich vor, Claudia vor dem Wochenende zu besuchen. Unter dem Geräusch des Wassers aus der Spüle, das über die Hände seiner pubertierenden Geliebten floss, versank Mario in den verlassenen Straßen eines irischen Dorfes. Dort traf er einen Mann mit Brille, der ihn zu einem grau verschalten Holzhaus führte, vom Zahn der Zeit gezeichnet und doch kompakt. Er setzte sich, um über seine Zukunft zu sprechen. Eine stämmige Frau trat ein. Mario sprang erschrocken auf und

erkannte in ihr Patricia. Zu seiner Rechten stand ein Klavier, auf dem seine Tante Valentina eine populäre Beethoven-Sonate spielte. Er erkannte den gefliesten Boden seines Hauses, die großen Fenster, durch die die Düfte von Veilchen und Orchideen aus dem angrenzenden Park hereinströmten, und ohne die Anwesenheit seiner Eltern zu beachten, fasste er seine Tante am Hals und küsste sie. Sie streichelte seinen Rücken und öffnete, während sie ihre Hände über seinen Körper gleiten ließ, die Beine. Schwer fielen sie auf ein Sofa, und noch bevor er in sie eindrang, war sein Blick bereits wieder in Brooklyn. Beim Erwachen fand er einen Zettel von Ana, in dem sie versprach, ihm am nächsten Morgen erneut das Frühstück zuzubereiten. In einer in winziger Schrift verfassten Nachschrift riet Ana ihm, sich wegen ihres Alters keine Sorgen zu machen.

Leichter Rauch, der zwischen meinen Fingern entweicht

Mario fragte sich, ob die Liebe, die Ana ihm entgegenbrachte, auf einer gewissen Übereinstimmung ihrer elenden Zustände beruhte. Als er ins Bad ging, entdeckte er zwei rote Flecken auf der Eichel seines Penis. Er zog die Möglichkeit in Betracht, dass sie ihn betrogen und mit einer Geschlechtskrankheit angesteckt habe – obwohl es sich vielleicht auch nur um eine vorübergehende Reizung handelte.

In den folgenden Tagen war es ihm unmöglich, Schlaf zu finden. Er schaltete den Fernseher ein und, nachdem sein Blick von einem Kanal zum anderen gesprungen war, schaltete er ihn enttäuscht wieder aus. Er nahm aus seiner Bibliothek einen Band der Tausendundeinen Nacht, bereit, sich in die Abenteuer gehörnter Ehemänner und listiger Frauen zu vertiefen. Doch er kam nicht zur Ruhe und überdachte die Gerüchte über seine revolutionäre Vergangenheit. Obwohl Ana nur Claudia beschuldigt hatte, schloss Mario die Möglichkeit nicht aus, von Eduardo verraten worden zu sein.





Bei Einbruch der Nacht nahm er die U-Bahn und fuhr zu seiner Wohnung, wo Eduardo eine weitere Zecherei feierte. Wie erwartet, wies sein Freund jede Schuld von sich:

„Du wirst doch nicht glauben, ich sei der Einzige, der von deinen Eskapaden in New York weiß“, knurrte er. „Du bist großmäulig.“

Mario brachte ihn zum Schweigen, ohne ihm zu widersprechen. Eine wachsende Feindseligkeit setzte sich zwischen beiden fest, gegen seinen Willen.

Hier die Faszination der Frauen, dort die wirtschaftliche Stabilität in den Vereinigten Staaten.

Ihre Gedanken gerieten in noch ängstlichere Bahnen.

Hier die Geißel der Verachtung, dort Hunger und Gefängnis.

Die Langeweile zog sich hin, bis Mario eine belanglose Frage über Automobile in so schwachem Ton stellte, dass Eduardo es vorzog, nicht zu antworten. Sich entschuldigend machte er sich auf die Suche nach Mónica. In einem kurzen, halbtransparenten Kleid mit Blumenmuster plauderte sie mit einer Gruppe von Costa-Ricanern. Mario ging in die Küche, um sich ein Bier zu holen. Er erspähte eine Gruppe prüder Teenagerinnen, die behaupteten, ihre Jungfräulichkeit um jeden Preis zu bewahren, dabei jedoch das Betatschen ihrer Körper zuließen.

Mit einem Bier in der Hand begrüßte er auf der Terrasse drei ultrakonservative junge Männer, Sprösslinge der kubanischen Oligarchie, die ihren Eifer als neureiche amerikanische Bürger zeigten, indem sie eine Verlängerung des Krieges gegen den Irak wünschten. Als er zu seinem Sessel zurückkehrte, empfand er Mitleid mit zwei alten, runzligen angelsächsischen Lehrerinnen, unbeholfenen und vulgären Tänzerinnen, Sammlerinnen lateinischer Hengste, die ihre improvisierten Kapriolen auf einer winzigen Tanzfläche beklatschten.

Mónicas fester Blick lähmte ihn im Takt einer Lambada, und von einem morbiden Gefühl ergriffen, blinzelte er und

formte ein bewusst unzüchtiges Lächeln. Ihre Silhouette bewegte sich auf ihn zu und ließ Eduardo hinter sich. Ihre Blicke tauschend, verschränkten sie die Hände und umspannten, ihre Körper öffnend, den Hauptraum. Aus den Schatten heraus wurden sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit beobachtet.

Mario genoss Eduardos eifersüchtige Blitze, der bei dem Kontakt ihrer Geschlechtsteile durch die Kleidung und dem beschleunigten Schwingen ihrer Hüften erbleichte. Ihre Gesichter standen einander gegenüber, die Lippen halb geöffnet, und verlängerten die Vollendung einer Anziehung, die Mario einst zurückgewiesen hatte und nun angesichts des drohenden Bruchs seiner Freundschaft mit Eduardo wieder aufnahm.

Als er seine Wohnung anmietete, kannte Mario niemanden in den Vereinigten Staaten. Eduardo half ihm, indem er als Bürge fungierte. Seine Mutter hatte ihm auf einen Zettel die Telefonnummern mehrerer im Ausland lebender Verwandter geschrieben, darunter die des Onkels Sartorio, eines dunkelhäutigen Mannes, einst diskriminiert und arbeitslos, der illegal mit seiner Frau nach New York ausgewandert war – auf einem Schiff, das getrocknete Kabeljaufilets transportierte. Vater von sechs Kindern, hatte sich Sartorio in einer Sackgasse in Queens niedergelassen, von wo aus er häufig Briefe an seine Verwandten in Kolumbien schickte. Darin prahlte er mit seinem Glück, schilderte seine Erfolge und lud sie ein, ihn eines Tages zu besuchen.

In einem dieser Briefe las Mario, wie Onkel Sartorio sich seiner Tochter rühmte, die einen der Söhne des Bürgermeisters heiraten würde – ein Ereignis, das den Lebensrhythmus der New Yorker verändert hatte. Angesichts der Bedeutung dieses Datums waren Prominente aus Los Angeles angereist und hatten zwölf Tunnel und vier Hängebrücken überquert. Unzählige Alleen, darunter die berühmte Fifth Avenue, waren für das gemeine Volk





gesperrt worden, das seine täglichen Arbeiten unterbrach, um unter Jubelrufen die prunkvollen Autokorsos der Verlobten zu bewundern.

Obwohl Mario den für Tresengespräche typischen Hauch von Übertreibung erkannte, schenkte er der Geschichte des Onkels Sartorio – wie fast alle seine Verwandten – eine gewisse Glaubwürdigkeit. Schließlich war er der Einzige, der die amerikanische Überfahrt gewagt hatte. In Europa, von seinen Ängsten geplagt und durch eine rechtliche Situation gezwungen, als Rezeptionist zu arbeiten, beschloss Mario, sein Glück in den Vereinigten Staaten zu versuchen.

Naiv glaubte er, Onkel Sartorio könne ihm zu einer Stelle im Rathaus verhelfen, wo der Schwiegervater seiner Cousine arbeitete. Als er Monate später aus dem Flugzeug stieg, mit kaum fünfzig Dollar in der Tasche, rief Mario ihn an und grüßte ihn vom Flughafen aus. Eine freundliche Stimme versprach, ihn in weniger als dreißig Minuten vor Ausgang Nummer sechs abzuholen. Marios Herz klopfte vor Freude, und er machte sich Vorwürfe wegen der in Südamerika und Europa vergeudeten Tage, während ein großzügiger Verwandter in Nordamerika prosperierte. Angesichts seiner Sorgfalt und Freundlichkeit nahm Mario an, seine Mutter habe Sartorio zuvor geschrieben, ihn über sein Vorhaben informiert und ihn vor der Farce der Entführung und seines angeblichen Todes gewarnt.

Nachdem er an einem Würstchenstand zu Mittag gegessen hatte, machte sich Mario auf den Weg zum Treffpunkt und erwog die Möglichkeit, sich in seine Cousine Eudalia zu verlieben. Auf einem Familienporträt hatte Mario sie wenig anziehend gefunden: dünne Beine, ausgeprägte Hüften, kleine Brüste; doch neue Perspektiven verwandelten ihre hervortretenden Augen und ihr langgezogenes Gesicht in ein Versprechen von Wohlstand.

Fünfzig Minuten vergingen, und niemand erschien. Er ging zu einem öffentlichen Telefon und wählte die Nummer des Hauses seines Verwandten.

„Onkel Sartorio!“ rief Mario mit gezwungenem Lachen.

„Hä?“

„Ist er es?“ schrillte eine weibliche Stimme.

Er stellte sich neben ihm die pummelige Frau mit der platten Nase und der sommersprossigen Haut vor, Raimunda, seine angeheiratete Tante, die ihm versprochen hatte, ihn durch New York zu führen. In der Stille seines Onkels konnte er ihr verwirrtes Keuchen hören.

„Ich bin schon am Flughafen!“ fuhr Mario fort. „Seit du im Hotel Bucarica warst, haben wir uns nicht mehr gesehen!“

Mario erinnerte sich dann an die Szene seiner ersten Begegnung mit Sartorio, an eines jener Bilder, die zurückkehren, wenn die Demütigung erneut nach einem Ursprung verlangt.

Seine Eltern hatten in jenen Jahren unermüdlich gearbeitet, als sie begannen, sich im Baugewerbe durchzusetzen. Sie waren von kleineren Reparaturen zur Montage von Aluminiumfenstern übergegangen, einem jüngsten Symbol des Fortschritts in der Stadt. Die Rahmen glänzten wie neue Versprechen, und die Gespräche drehten sich um importierte Kataloge, exakte Maße und Ratenzahlungen. Mario hatte sie erleben sehen, wie sie sich für einen fragilen Wohlstand begeisterten, als könnte Glas durch ein einziges falsch gewähltes Wort zerspringen.

Eines Nachmittags erhielten sie einen Anruf.

Onkel Sartorio würde sie besuchen kommen.

Die Nachricht überraschte sie. Sartorio war immer ein distanzierter, schroffer Mann gewesen, verbittert über ein Erbe, das — seiner Ansicht nach — Lázaro, Marios Vater, begünstigt hatte. Die Tanten, die das Familienvermögen verwalteten, hatten Lázaro wegen seines Aussehens bevorzugt: blond, helläugig; während Sartorio, dunkelhäutig,





den Verdacht hatte tragen müssen, nicht für den Überfluss geboren zu sein. Dieser Unterschied hatte sein Leben geprägt und ihn schließlich zur Auswanderung getrieben.

In den Vereinigten Staaten — so erzählte Sartorio — sei er Bauarbeiter geworden. Er habe an den Brücken von Brooklyn gearbeitet, als New York noch eine gastfreundliche Stadt für starke, anonyme Männer gewesen sei. Er habe seine Frau mitgenommen, Kinder bekommen, und diese Kinder, so sagte er, hätten es verstanden, das amerikanische Leben zu nutzen. Seinem Bericht zufolge habe eine seiner Töchter in eine mächtige Familie der New Yorker Elite eingeheiratet. Nun kehrte er nicht als verletzter Verwandter zurück, sondern als Unternehmer.

Er schlug vor, das Treffen im Hotel Bucarica abzuhalten, dem exklusivsten in Bucaramanga. Marios Eltern nahmen mit einer Mischung aus Stolz und Erwartung an. Mario José nahm an, dass man, wenn es schon keine offene Einladung sei, zumindest die Kosten teilen würde, wie — laut Sartorio — in den Vereinigten Staaten üblich. Während des Anrufs sprach der Onkel von einem außergewöhnlichen Geschäft: dem Export von Spielzeug, hergestellt von einer Firma, die mit seinem Schwiegersohn verbunden war, lächerlich niedrige Preise, sofortige Gewinne.

„Das besprechen wir, wenn ich ankomme“, hatte er gesagt. „Ich bin vollkommen erneuert. Und ich hoffe, die familiären Angelegenheiten sind nun überwunden.“

Vergebung, das hatte Mario José früh gelernt, war eine Form des Überlebens.

An jenem Abend machten sie sich mit Sorgfalt zurecht. Mario ging mit ihnen, in einem neuen Hemd, das ihm den Hals zuschnürte. Als sie im Hotel ankamen, nahm der Parkwächter das Auto entgegen und begrüßte sie mit einer Ehrerbietung, wie Mario sie zuvor nie gesehen hatte.

Im Hauptspeisesaal, erleuchtet von goldenen Lampen, erkannte Mario José Sartorio sofort, der an einem Tisch

neben einer korpulenten Frau mit platter Nase und goldenen Zähnen saß.

Noch bevor sich die Erwachsenen ganz näherten, beugte sich die Frau zu Mario hin.

„Was für ein hübscher Junge!“ rief sie aus. „Wie gern würden wir ihn durch New York führen.“

Mario lächelte, ohne zu verstehen, zugleich stolz und beschämt.

„Onkel“, sagte Mario José und streckte ihm die Hand entgegen, „es ist mir eine Freude, Sie zu sehen.“

Sartorio musterte ihn misstrauisch.

„Verzeihung, junger Mann“, erwiderte er. „Sind Sie Spanier? Die Spanier nennen jeden ‚Onkel‘.“

„Ich bin Kolumbianer“, sagte Mario José. „Sie sind mein Onkel.“

Sartorio runzelte die Stirn.

„Ich warte auf meinen Bruder Mario.“

„Ich trage denselben Namen“, erklärte Mario José unbeholfen. „Aber ich bin Ihr Neffe, Mario José.“

Die Frau, Raimunda, zog langsam ihre Hand von Marios Schulter zurück.

„Wie bitte, Neffe?“ sagte sie. „Dann ist das also nicht Mario, der Unternehmer?“

Das folgende Schweigen war beredter als jeder Schrei.

„Wissen Sie, was mich diese Suite gekostet hat?“ brach Sartorio los. „Und jetzt erwarten Sie, dass ich Sie zum Abendessen einlade?“

„Aber Sie waren es doch, der uns eingeladen hat“, warf Marios Mutter ein und zügelte ihre Stimme.

„Und wer soll das alles bezahlen?“ beharrte Sartorio.

Raimunda erhob sich und rückte ihre Handtasche zurecht.

„Das ist unzulässig“, sagte sie. „Man hat uns getäuscht, Sartorio. Gehen wir.“

„Stornieren Sie das Servierte“, fügte sie hinzu. „Wir kehren noch heute nach New York zurück.“





Mario José versuchte noch eine vergebliche Vermittlung.

„Mein Onkel steht in ständigem Kontakt mit uns“, sagte er. „Er lebt in Cali. Es wundert mich, dass Sie, als sein Bruder, nicht miteinander in Verbindung stehen.“

„Das geht Sie nichts an“, antwortete Sartorio und stand auf. „Junger Mann.“

Sie gingen, ohne sich zu verabschieden.

„Ich fürchte, wir werden Sie nicht bei uns aufnehmen können, junger Mann“, sagte Raimunda und nahm den Hörer. „Ihr Onkel ist eine Seele von Mensch, unfähig, jemandem ‚nein‘ zu sagen; aber wie Sie sehen, ist die Lage zu schwierig, als dass Sie uns später bitten könnten, Ihre amerikanische Aufenthaltsgenehmigung zu sponsorn. Diese Erfahrung haben wir schon einmal gemacht, und wir werden sie nicht wiederholen. Die Nichte, die wir aufgenommen haben, erledigte ihre Papiere, fand Arbeit, wurde wohlhabend und hat uns nicht einmal wieder auf einen Kaffee eingeladen.“

„Wer hätte das gedacht?“ rief Mario aus und bemühte sich, die für Wiedersehen typische festliche Stimmung zu bewahren.

„Außerdem wissen wir bereits, wer Sie sind“, rief Raimunda und zeigte ihr wahres Wesen. „Der Lieblingsenkel von Tante Magdalena, der idealistische Dummkopf, der sich Ärger eingehandelt hat, weil er dieses Land von Ganoven reparieren wollte.“

„Ich habe niemals ein Verbrechen begangen“, stotterte Sartorio.

Fünfundzwanzig Jahre waren vergangen, seit Onkel Sartorio Tante Magdalena, die Matriarchin des Ortes, verlassen hatte, frustriert darüber, dass sie sich geweigert hatte, ihm die Generalverwaltung ihrer Güter zu übertragen. Dies geschah wenige Tage, nachdem sie dem Bischof von San Gil den Suárez-Smargd geschenkt hatte, einen Schatz der Revolution gegen die Spanier. Stattdessen hatte sie

Lázaro vorgezogen, ihren Liebling mit hellbraunen Augen und goldenem Haar, gewellt wie das Haar ihres verehrten Jesuskindes, das sie so oft während ihrer Dezemberpilgerfahrten in ein armes und ungesundes Viertel Bogotás besucht hatte.

„Die Verwaltung meines Vermögens erfordert einen einzigen Kopf", hatte sie ihm gesagt. „Stattdessen werde ich dich nach Bogotá schicken, damit du Medizin studierst."

Im Gegensatz zu seinen Brüdern Mario, Emmanuel und Víctor, die Chemieingenieurwesen, Rechtswissenschaften und Theologie studierten, verabscheute Sartorio jede Tätigkeit hinter verschlossenen Türen. Als Landstreicher der Landstraßen war er im Hafen von Barranquilla angekommen, wo er als Hafenarbeiter angestellt wurde. Dort hatte er Raimunda kennengelernt, eine geschwätzige und herrische Frau, die ihn befriedigte, indem sie Tante Magdalena beschimpfte, jene Verwandte, die sie für ihre prekäre wirtschaftliche Lage verantwortlich machten.

„Sie haben kein Recht, uns in Ihre Angelegenheiten hineinzuziehen!" rief Tante Raimunda aus, bevor Mario die intermittierenden Pieptöne dieses abgebrochenen Gesprächs hörte.

Auf der Plattform vor einem Eingang des Kennedy-Flughafens kostete Mario den Groll von Onkel Sartorio, der sich an ihm für die Demütigungen rächte, die ihm Tante Magdalena und sein Bruder, Großvater Lázaro, zugefügt hatten.

Im Alter von zwei Jahren waren Sartorio und seine elf Geschwister zu Vollwaisen geworden, eine Nachkommenschaft, die providentiell von ihrer frommen Tante adoptiert worden war. Sartorio wuchs in dem Glauben auf, eine karge Kindheit überlebt zu haben, mit kaum einer Dienstmagd, die zugleich als Köchin diente. Seine kulinarischen Entbehrungen standen im Kontrast zu den Ausschweifungen Lázaros, des Lieblings, der mit Tante





Magdalena in einem unabhängigen Flügel des Hauses lebte. Sein leiblicher Bruder war das einzige Mitglied seiner Generation, das über vier Diener und zwei Köchinnen verfügte, von denen eine auf Desserts und Kompotte spezialisiert war.

Lázaro fuhr mit neun Fahrrad, mit vierzehn einen Lieferwagen und mit sechzehn einen Jeep. Mit siebzehn heiratete er Jacoba, die nach Eintritt der Pubertät mit ihrem silbernen Haar und ihren violetten Augen die Söhne der einflussreichsten regionalen Großgrundbesitzer anzog.

Die Verbindung zwischen Jacoba und Lázaro führte zum gewaltsamen Bruch zwischen Sartorio und Tante Magdalena. Jahre zuvor war die erwiderte Zuneigung zwischen Sartorio und Jacoba ein wiederkehrendes Thema der Volksgespräche gewesen. Sie kannten sich seit der Grundschule, als man sie dabei sah, aus den Klassenzimmern zu fliehen, um auf den Samán-Baum zu klettern, der den Park vor der Kirche beherrschte. In seinen Ausgaben während der Jugend eingeschränkt, wartete Sartorio nur auf den Tod seiner Tante, um sein Erbe einzufordern und Jacoba zu heiraten. Seine Geliebte, dem Willen ihrer Eltern treu, verschmähte ihn, als ihre Familie ihre Ehe mit Lázaro arrangierte.

Zwölf Jahre später erhielt Sartorio eine Einladung seiner Brüder, an der Feier des Sieges von Onkel Emmanuel als Gouverneur des Departements Santander teilzunehmen. Zwei Flugtickets begleiteten ein von Lázaro unterzeichnetes Schreiben. Den Geiz seines Bruders rügend, der ihm keine fünfhundert Pesos geschickt hatte, um die Taxikosten zwischen Bucaramanga und Charalá zu decken, erschienen Onkel Sartorio und seine Frau ungepflegt an der Tür seines Hauses. Zurück in Barranquilla trugen beide englische Wollanzüge, die von ihren Brüdern bezahlt worden waren, die — wie Sartorios Frau es vorausgesehen hatte — gezwungen gewesen waren, ihnen neue Kleidung zu

finanzieren, um den Glanz des Ereignisses nicht zu schmälern.

Ein Jahr später starb Lázaro unter zweideutigen Umständen. Ob es sich um einen Mord oder um einen Selbstmord durch die Hand seiner Geliebten handelte, wurde niemals aufgeklärt. Nach seinem Tod wurde Jacobas Vermögen von ihren zügellosen Verwandten und opportunistischen Klatschbasen schlecht verwaltet. Sartorio besuchte sie, um ihr sein Beileid auszusprechen und sie zugleich um ein Darlehen von zehntausend Pesos zu bitten, das er niemals zurückzahlen würde. An jenem Tag suchte Sartorio vergeblich nach einem Anflug von Zuneigung in ihren violetten Augen. Der Bankrott von Jacobas Investitionen in Bucaramanga und die Bedürfnisse ihrer zahlreichen Nachkommenschaft schienen ihre Gefühle ausgelöscht zu haben. Mit seinen Brüdern versöhnt, pflegte Onkel Sartorio die Freundschaft mit Onkel Mario, der damals offenbar den Wohlstand der Suárez wiedererlangte, indem er eine von ihm erfundene medizinische Formel entwickelte, die Nierensteine aufzulösen vermochte. Nach einer Phase der Schmeichelei erhielt Sartorio von Onkel Mario das nötige Geld, um mit seiner Familie nach New York zu reisen.

Von da an schrieben sich die beiden Brüder häufig. Onkel Mario, durch die Genüsse von Wein und Tafel korpulent geworden, entwickelte sich zu einem der wohlhabendsten Männer des Landes, und mehr als einmal hatte Sartorio ihn vom Kennedy Airport in die Schlafzimmer der prunkvollsten Hotels Manhattans chauffiert. Ihre einzige Verstimmung war aus einem Streit über den Unterhalt von Tante Magdalena entstanden, die nach dem Verlust ihres bevorzugten Lázaro in einen Zustand der Verelendung geraten war.

Von einem Verwandtenhaus zum nächsten ziehend, war Tante Magdalena auf die Pflege ihrer Adoptivkinder angewiesen, solvente Berufstätige ohne jede Bereitschaft, die





aristokratischen Vorlieben ihres senilen Alters zu ertragen. Manche gerieten derart in Rage, dass sie ihr vorwarfen, den verstorbenen Lázaro zu ihrem Liebling erkoren zu haben. Nach mehreren Ortswechseln nahm Mario José, Marios Vater, sie bei sich auf, als er eine Stelle als Landvermesser erhielt. Sartorio rechtfertigte diese Aufnahme – wie die meisten seiner Brüder – als angemessene Vergeltung für das von ihrem Vater Lázaro „verprasste Vermögen".

„Wenigstens eines seiner Kinder soll für die von ihm verursachten Drangsale büßen", hatte Onkel Sartorio zu Onkel Mario im Restaurant der Zwillingstürme in Manhattan bemerkt.

Sein Bruder hatte ihn leise zurechtgewiesen, von Gewissensbissen geplagt angesichts des heiklen Gesundheitszustands von Tante Magdalena, die häufig von Ort zu Ort ziehen musste, um ihrem Enkel Mario José zu folgen, der als Landvermesser des kolumbianischen Katasters überlebte und bis in die unwirtlichsten Regionen des östlichen Andenraums reiste.

„Auch wir haben in Barranquilla Drangsale erlitten und uns nie beklagt", hatte Raimunda gemurrt, bemüht, das Gespräch auf die Dessertkarte zu lenken. „Ich kann mich nicht zwischen den schwimmenden Inseln und dem Karamellflan entscheiden."

„Mein Vermögen wurde auf ihren Opfern aufgebaut!", rief Onkel Mario aus, stand von seinem Stuhl auf und ließ seine Serviette auf die Reste eines gratinierten Garnelentellers fallen. „Ohne die Finanzierung meines Studiums hätte ich es nie zu etwas gebracht."

„Sie hat sich unser Gut angeeignet!", entgegnete Onkel Sartorio erstaunt.

„Ein Gut, das von unserem morphiumsüchtigen Vater ruiniert wurde. Dein Hass ist unersättlich. Deine Kindheit wäre glücklich gewesen, hättest du sie mit der der Kinder unserer Bediensteten verglichen, doch du hast stets Lázaros Wohlstand beneidet. Ich bin niemand, um ihre affektiven

Vorlieben zu beurteilen. Liebe ist nicht, sie kann niemals gerecht sein. Ich bin ihr noch immer dankbar für ihren Wohlstand in einer Zeit, in der Frauen von skrupellosen Politikern und Priestern diskriminiert und ausgeplündert wurden. Du hasst sie auch dafür, dass sie ihre Juwelen dem Bischof von San Gil vermacht hat, vergisst jedoch, dass ohne den Schutz jenes Prälaten die Wirren des Bürgerkriegs über unser Haus hergefallen wären. Wir wären von den Kommunisten ermordet worden! Du vergibst nie. Und du hörst auch nicht auf, jene zu hassen, die dir einst die Hand reichten."

Onkel Mario bezahlte die Rechnung und ging, trotz der Bitten von Tante Raimunda, sie nach Long Island zu begleiten.

Monate später erfuhr Onkel Sartorio, dass seine Tante Magdalena in ein Altenheim eingewiesen worden war. Mario José war entlassen worden und gedieh nach einer Zeit der Entbehrungen als Tischler. Er und Onkel Mario vereinbarten, gemeinsam für die Pension von Tante Magdalena aufzukommen, die mit vierundachtzig Jahren in lange Phasen der Versunkenheit verfiel.

Onkel Sartorio schrieb mehrere Entschuldigungsbriefe an seinen Bruder und gewöhnte sich an, ihm zu Weihnachten jeweils eine englischsprachige Karte zu schicken, in der er und seine Frau ihm frohe Weihnachten und ein weiteres Jahr des Wohlstands wünschten. Nach seiner Pensionierung wälzte sich Onkel Sartorio jeden Morgen ungeduldig im Bett und wartete auf den Postboten, der ihm mit einer versöhnlichen Antwort von Onkel Mario zwei Flugtickets überreichen würde, damit er mit seiner Frau wieder eine Zeit lang auf den Gütern ihres Heimatortes verbringen könne. Über seine Frau erfuhr er, dass Onkel Mario häufig nach New York reiste, ohne sich auch nur die Mühe zu machen, sie auf ein Eis einzuladen.

Seine Niedergeschlagenheit hielt an bis zu jenem Nachmittag, als Onkel Sartorio am Telefon die Stimme





seines wohlhabendsten Bruders erkannte. Er unterbrach seine Arbeit, fuhr zur nächstgelegenen Gärtnerei, um den teuersten Blumenstrauß zu kaufen, holte seine Frau an ihrem Arbeitsplatz ab und hielt keuchend vor der Ankunftshalle des Flughafens.

Vor ihm erschien sein Bruder Lázaro, auferstanden, schwarzhaarig und vierzig Jahre jünger, der ihn mit einem offenen Lächeln erneut zu quälen begann.

„Hat diese Familie denn keinen anderen Namen, den sie sich geben kann, als ‚Mario'?", hatte Tante Raimunda geschluchzt.

Ohne Rücksicht auf ihren Neffen starteten sie den Wagen und fuhren nach Hause zurück, beschämt darüber, in ihrem Leben zweimal demselben Irrtum erlegen zu sein.

Am Hörer des öffentlichen Telefons kehrte Mario in die Realität seiner Einsamkeit am Flughafen zurück und nahm an, dass diese Demütigung die erste seiner amerikanischen Odyssee sein würde.

Allein begriff er, dass seine Reise in die Zukunft, wie zuvor, ohne Verwandte und ohne Land weitergehen würde. Diese Begegnung hatte ihn unnötig neuen Verfolgungen ausgesetzt. Auf der Grundlage der vagen Auskunft eines ecuadorianischen Seemanns, den er in Porto kennengelernt hatte, blätterte Mario in einem Telefonbuch und fand den Namen Eduardo. Im Vertrauen auf die Erfüllung seines Versprechens in Fátima stellte Mario sich seinem Gesprächspartner als Freund eines Seemanns vor. Zu seiner Überraschung nahm Eduardo ihn noch am selben Nachmittag in seiner Wohnung auf. Ihre Freundschaft wuchs spontan, und drei Tage lang teilten sie die Erfahrungen ihrer migrantischen Leben. Als Mario die Mietkaution zusammengebracht hatte, hatte Eduardo den sechsmonatigen Mietvertrag bereits als Bürge unterschrieben.

In einer unmöblierten Wohnung untergebracht, weihte Eduardo sie mit einem Bettlaken ein. So schlief Mario einen

Monat lang auf dem Teppich, neben einem Fenster ohne Vorhänge. Am nächsten Morgen kaufte Mario eine Gitarre und nahm nach einem kurzen Gespräch mit einem korpulenten pensionierten Polizisten, der das Betteln in der U-Bahn überwachte, seinen Beruf als Spielmann wieder auf.

Die Kameradschaft mit Eduardo kühlte ab, als Mario von dessen Zuschlag als Bürge erfuhr. Eduardo hatte als Provision für Marios Mietvertrag einen monatlichen Nachlass von fünfzig Dollar auf seine eigene Miete ausgehandelt. Diese Provision kam zufällig ans Licht, als die Sekretärin des Vermietungsbüros Mario vor Eduardos Augen eine ähnliche Provision für die Vermittlung künftiger Mieter anbot. Obwohl Mario dies im Einklang mit seinen Erwartungen an das Verhalten in den Vereinigten Staaten verstand, reagierte Eduardo kleinlich und würzte seine Schuld mit einer gewissen Geringschätzung. Fortan mied Eduardo – außer bei Zechgelagen – Marios Gesellschaft, dessen kosmopolitische Erfahrung ihn einschüchterte. Sein Eklektizismus verlieh den Gelagen zudem einen allzu intellektuellen Anstrich.

Der kurze Dialog, in dem Eduardo ihm seine Leidenschaft für Mónica gestanden hatte, und der anschließende Tanz, bei dem Mario sie in seiner und der Anwesenheit der Gäste begrapscht hatte, machten sie zu Feinden.

Mónica flüsterte Mario ins Ohr, dass sie dieses Fest langweile und sie gern in seiner Begleitung nach Hause zurückkehren würde. Mario stimmte zu, und beide verließen die Feier unter Eduardos glänzenden Blicken.

Sie überquerten gerade die Sixth Avenue in Manhattan, als sie das trockene Quietschen abgefahrener Reifen hörten. Zu ihrer Linken sahen sie Eduardo, der mit geröteten Pupillen und zusammengepressten Lippen unbedacht den Bordstein über dem Asphalt mit den Zähnen bearbeitete. In seinem Kopf trug er das Bild von Mónica, die Marios Penis saugte.





Mónica blieb gleichgültig am Steuer ihres Wagens und drückte, den Fuß stärker auf das Gaspedal legend, in die Betonmasse hinein. Sie mied die hellsten Avenuen und schimpfte sich heiser auf jenen ecuadorianischen Burschen ein, der sie hatte erobern wollen. Nichts war besser, als ihre Kameradschaft mit Eduardo zu beenden, doch sein wütender Blick schüchterte sie ein. Seine geballten Fäuste ängstigten sie durch ihre latente Gewalt. Mario machte ihr keinen Vorwurf. Ohne es zu beabsichtigen, hatte er sich in eine Affäre verstrickt, die nicht nur seine Kameradschaft mit Eduardo, sondern auch seinen Verbleib in den Vereinigten Staaten bedrohte. Eine öffentliche Rauferei hätte genügt, um ihn abzuschieben.

„Setz mich an meiner Wohnung ab“, schlug er Mónica vor. „Sie ist nicht weit von der Mündung dieser Brücke.“

„Sag mir nicht, dass du feige geworden bist.“

Mario zuckte mit den Schultern, um sich aus der Schlinge zu befreien, die sich hinter seinem Rücken zuzog. Mónica schnalzte mit der Zunge, ein Anflug von Bitterkeit, und bog nach links ab; von der Metallkonstruktion über dem Wasser fuhr sie hinunter auf den Damm einer neuen Avenue. Mario wies ihr den Weg zu seiner Wohnung, und nach zehn Minuten stieg er vor seinem Gebäude aus.

Eduardo parkte und näherte sich aus der Ferne, von Humberto begleitet.

Wie Mario hörte, bat dieser ihn, davon abzusehen, ein Verbrechen zu begehen.

Mario ging an Eduardo vorbei, ohne die Kraft zu haben, stehen zu bleiben und ihn zur Rede zu stellen. Während er seinen düsteren Blick zwischen Mónica und der Schwelle seines Heims wechseln ließ, versagten ihm die Beine. In vier beschämenden Schritten stolperte er, bis er sich an einem der Metallträger festklammerte, die das grüne Vordach über dem Hauseingang stützten.

Er hörte Mónica und Eduardo einander beschimpfen.

Mit zitternden Händen durchwühlte er seine Taschen, bis er den Schlüssel zur Haustür fand. Als er ihn ins Schloss steckte, blickte er zurück. Ein flüchtiger Blick Eduardos nötigte ihn zum Rückzug, wie von einer Bremse gestochen, und sich um die eigene Achse drehend schlüpfte er durch die Glas- und eloxierte Aluminiumtür in den ersten Raum seiner Wohnung. Von dort sah er durch eine getönte Scheibe, wie Eduardo auf Mónica einschlug. Er erwog die Folgen eines Eingreifens, doch vom Blut überzeugt, das bereits aus dem Kiefer seiner Tanzpartnerin floss, stieg Mario in seine Wohnung hinauf und rief den Notruf 911.

Zusammengekauert unter seinen Decken überließ er diese Liebesfehde den New Yorker Behörden.





## X. Schnitt

Seine Arbeit als Zeitungsverteil¬er endete nach einem kurzen Gespräch mit Humberto; sein einziger Geschäftspartner beschuldigte ihn, die Nachsicht Eduardos missbraucht zu haben. Obwohl ihn niemand dafür verantwortlich machte, Mónica verführt zu haben – eine manipulative Frau, wie er meinte –, hatte sein öffentliches Grapschen die Freundschaft unwiderruflich beschädigt.

Einvernehmlich akzeptierte Mario, sich von seinen Zechkumpanen zu distanzieren. Die Isolation würde ihn vor neuen Auseinandersetzungen schützen. Humberto wiederum würde einen neuen Helfer einstellen, der die Zeitung in seinem Namen austrüge. Mario erhielte zwanzig Dollar über drei Wochen hinweg als Entschädigung für seine Entlassung.

Mónica, fügte Humberto giftig als Schlussakkord seines Abschieds hinzu, habe durch Schläge die Feigheit des kultivierten Mario und die Beständigkeit des liederlichen Eduardo erkannt. Mónica ertrug die Tracht Prügel ohne Protest und schlug perverse Anregungen zu gerichtlichen Verfahren in den Wind.

Mehrere Monate später erfuhr Mario von der Hochzeit zwischen Mónica und Eduardo, einem Gedenktag, der seine Prognosen widerlegte. Von seinen Kumpanen an den Rand gedrängt, litt Mario eine Woche lang an Schlaflosigkeit; die ungeordnete Wiederlektüre der Meditationen Marc Aurels gab ihm den Glauben an die Menschheit zurück. An jenem Morgen fand er einen erleuchteten und unbestimmten Raum vor, in dem mehrere Gestalten beklagenswerte Ereignisse beweinten. Mario näherte sich und sah die Silhouette einer Frau; eine weiße Tunika hing von ihren Schultern herab. Er entdeckte ein leidendes Gesicht. Zu ihren Seiten stöhnte

eine Schar von Seraphim. Zu ihren Füßen zogen verzerrte Umrisse von Männern und Frauen vorbei, die in schnellen Automobilen über Felder voller Bettler rasten. Schreiend flehten sie um ein Almosen, das nicht mit Verachtung gereicht würde.

Von überströmendem Mitgefühl ergriffen ließ sich Mario zu Füßen der Jungfrau nieder. Ihre Stimme war eine Litanei: die Harmonie der Gestirne und der Wüstensande, der Kriege und der Reue kreiste in ihrem Schoß. Ihre von Tränen zerrissenen Augen umspannten sein Antlitz; sie flüsterte, dass nur wenige glaubten, dass die Menschen, die sich weigerten, ihre Weisheit zu erreichen, auf die Ewigkeit verzichteten. Lazarus flehte kniend vor den Speisen seines Herrn um sein Stück Brot; doch seine Stimme war nicht die eines einzelnen Mannes, sondern die der Horden Entrechteter und Vertriebener aus Indonesien, dem Kongo, Bolivien, Afghanistan, Ungarn, Kolumbien, Texas. Machthaber und Berühmtheiten verschlangen ihre Köstlichkeiten unter Gelächter, gleichgültig gegenüber dem Klagegeschrei der Elenden; wenn der Tisch überquoll, warf irgendein Gast die Reste seines Tellers den Hungrigen zu. Niemand fürchtete die Rachen des Abgrunds. Von Mitleid über ihre Unwissenheit bewegt fragte Mario mit stockender Stimme, was er tun solle. Die Jungfrau bat ihn, das fünfzehnte Kapitel der Apostelgeschichte zu lesen.

Er erwachte sehnsüchtig und konsultierte seine hebräische und griechische Bibel. Er stellte fest, dass all sein Leiden aus seiner Gier stammte, die Bordelle aufzusuchen: πορνειας, Pornografie. Er empfand Mitleid mit der Not, die Männer und Frauen dazu zwang, eine verächtliche Existenz zu umarmen; mit der Ökonomie, die ein Paar aus Kalkutta dazu brachte, seine Kinder zu prostituieren; mit Foltern, raffinierter und weniger sichtbar als die Gulags und die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Das Christentum wurde zugleich als antibürokratische Religion begriffen; inklusiv, nicht exklusiv, in der es genügte, sich der





Veruntreuung zu enthalten, um Christ zu sein. Riten und Feierlichkeiten kämen später, wie die Feste nach einem Sieg. Er meditierte jedes Wort bis zum Morgengrauen, als das Schrillen einer Klingel seine Grübeleien unterbrach. Nachdem er missmutig die Tür geöffnet hatte, empfing er Ana.

„Ich habe seit gestern Nacht nicht aufgehört, an dich zu denken."

Mario kehrte ihr den Rücken und schrieb, vor seinem Schreibtisch sitzend, mehrere griechische Wörter in sein Tagebuch. Beunruhigt über seine herabhängenden Lider und die dunklen Augenringe drängte Ana ihn, sich auszuruhen; sie werde ihm sein Frühstück zubereiten. Mario streckte sich und fragte sich, ob seine Trägheit den Verzicht auf seine Privilegien bedeute; er wollte den mystischen Raum seines Traums wiedergewinnen, doch die autonomen Bilder hatten sich bereits unter den quälenden Eindrücken der Wirklichkeit aufgelöst.

Sie frühstückten und vereinigten sich methodisch, wiederholten dieselben Gesten und Worte, als habe sich zwischen beiden eine Konvention etabliert. Erinnerungen an erloschene Nächte taktierten ihre Bewegungen. Mario klammerte sich verloren an ihre Brüste: das Bild zweier Schweine, die in einem Trog kopulierten, dämpfte seine Libido, beschleunigte seine Rhythmen und ließ ihn abrupt abbrechen.

Unfähig zu ejakulieren versank er in den portugiesischen Seiten der História Trágico-Marítima. Gruppen von Frauen und Kindern wurden zur Rettung skrupelloser Seeleute über Bord geworfen.

„Hast du jemanden getötet?" fragte Claudia, nachdem sie ihre Genitalien gewaschen hatte. „Orlando erzählte mir, du seist ein politischer Gefangener gewesen."

„Ich kenne ihn nicht."

„Er arbeitet als Polizist auf der Lower Manhattan Station. Ein Nachbar aus deiner Kindheit. Er wohnte im Viertel San Luis."

„Der Mandril", murmelte Mario mit offenem Mund.

Ana runzelte die Stirn in ratloser Geste.

„Jeden Tag entdeckst du einen weiteren Verschwundenen", fügte er niedergeschlagen hinzu.

Die letzte Begebenheit, die er von Orlando Rengifo, alias Mandril, gehört hatte, war, dass dieser seine Eltern wegen einer hinduistischen Religionssekte verlassen hatte. Zwanzig Jahre später tauchte Orlando in den Windungen seines Exils wieder auf.

„Vielleicht", spekulierte Mario, „hat er mich bei den Behörden angezeigt."

„Hat er dir meinen wirklichen Namen gesagt?" fragte er.

„Mario. Aber ich werde dich weiterhin Ernesto Suárez nennen. Orlando erinnert sich mit Nostalgie an dich; er würde gern mit dir sprechen; über die Vergangenheit."

„Niemals!"

Ana blieb aufrecht auf ihrem Stuhl sitzen.

„Du hasst ihn; du hast einen aufrichtigen Charakter, den die Welt hasst; du wirst immer leiden. Ich hingegen bin damit aufgewachsen, diejenigen zu ertragen, die mich verachten. Die Welt hört nicht auf, ein Stall zu sein, ohne freien Raum zum Springen. Wenn du Liebe machst, schließt du die Fenster; du schreist nicht aus Angst vor den Nachbarn."

„Ich", er ahnte, dass all seine Hoffnungen angesichts der Präsenz jenes einheimischen Antagonisten zerrannen. Ein Gefühl der Leichtigkeit löste seine Spannung, und als er den Kopf zum Fenster drehte, fand er eine lackierte Holzfläche, „hatte das Unglück, ein gewalttätiges Temperament zu besitzen; es war zu viel. Ich bin nicht unfähiger, weil ich meine Arbeitslosigkeit akzeptiere."





„Claudia organisiert am Samstagabend eine Feier bei sich zu Hause. Orlando wird kommen, und du bist selbstverständlich eingeladen."

„Ich komme", stammelte Mario. „Was deine Sorge wegen der Guerilla betrifft …"

„Ich bin nicht besorgt."

„Ich war niemals Kommunist."

„Was auch immer ich durchgemacht habe, du wirst immer mein Held sein."

„Es gibt keine Helden, nur Opportunisten; wenn du mich vergötterst, dann weil du mich nachahmen willst."

„Ich vergöttere dich nicht", ihre Stimme zitterte, „obwohl vielleicht, vielleicht die Revolution mich anzieht."

Mario rechtfertigte sich, wie er es zuvor gegenüber der anklagenden Gruppe von Menschenrechtsverteidigern getan hatte. Sein Gedächtnis hatte den Angriffen unerbittlicher Richter standgehalten, gieriger Sammler vorgefertigter Zeugnisse, die ihn entmenschlichten. Er spürte das Joch überholter Vorwürfe auf seinem Nacken.

—„Meine Mutter schickte mich", sagte er, „gegen ihren Willen an die Universität F., wo ich mein Studium als Theaterregisseur begann. Dieser Ort war dafür bekannt, mehrere korrupte Präsidenten ausgebildet zu haben. Eine Minderheit stellte folglich die Nachkommenschaft der Oligarchie dar. Die Mehrheit gehörte einer Kaste an, die nach sozialem Aufstieg verlangte. In den Anfängen meines Studienabschlusses lernte ich an einem Freitagabend bei einer Zecherei eine Gruppe von Studenten kennen, die Marihuana rauchten und unsere Regierung wegen unseres Elends anklagten. Soziales Handeln und revolutionäre Konjunkturen wurden mit fiebriger Zunge formuliert. Entmutigt durch die wirtschaftlichen Probleme meiner Kulturgruppe, interessierte ich mich für ihr Gespräch; so lernte ich Bárbara Leal kennen, die Tochter des Landwirtschaftsministers unseres Landes. Sie fesselte ihre Zuhörer mit einer Leichtigkeit, um die sie jede renommierte

Schauspielerin beneidet hätte. Von den Epigonen Maos erzogen, zitierte Bárbara Engels und Trotzki unterschiedslos und feierte zugleich die Kampagnen Che Guevaras auf den Gipfeln der Anden; zugleich misstraute sie dem methodischen Studium des Kommunismus. Eines Tages schlug Bárbara mir vor, an einer Sitzung der ALIC teilzunehmen, der Allianz zur Befreiung der Bauern. Ich akzeptierte, ohne die Folgen meiner Übereilung zu ahnen. Bárbara war nicht schön, eher zerbrechlich, ein rührender Zauber in einer Jugendlichen. Nachdem ich ihre schläfrigen Ansprachen gehört hatte, stellte Bárbara mich den übrigen Mitgliedern ihrer revolutionären Zelle vor. Wir berauschten uns an der Musik verbürgerlichter Sänger der kubanischen Nueva Trova."

„Auf dem Rückweg in meine Kammer glaubte ich, mich vom moralischen Joch der Bourgeoisie befreit zu haben. Kurz darauf gestand mir Bárbara ihren Vorsatz, mehrere kommunistische Rädelsführer zu befreien, Demagogen, die wegen politischer Morde Haftstrafen verbüßten. Ihre ursprüngliche Idee war, ihren Vater zu entführen, den sie für ein Monster hielt, weil er ihr ein Stipendium verweigert hatte, um Bildhauerei in Italien zu studieren. Unser Anschlag sollte an einem Freitag zur Mittagszeit vor seinem Ministerialbüro stattfinden. Ohne die Gründe ihrer familiären Abneigung zu hinterfragen, erinnerte unser Schatzmeister sie daran, dass die Mittel der ALIC nicht ausreichten, um eine Entführung zu finanzieren. Wir versuchten, andere urbane revolutionäre Zellen zu kontaktieren und zu überzeugen, doch unsere Referenzen als Studenten der Universität F. weckten bei unseren Kommandanten Misstrauen. Entschlossen, ihre Kühnheit zu beweisen, plante Bárbara daraufhin die Entführung ihrer Mutter. Von Anfang an schüchterte sie uns ein. Bárbara verfiel erneut ihrer abgenutzten Philanthropie: Klassenkampf, die Privilegien des unterdrückten Bauern, Meinungsfreiheit und kostenlose Bildung. Sie rechtfertigte ihren Materialismus mit einem familiären Opfer, einem





Credo, das jedes Verbrechen im Namen der Brüderlichkeit sakralisierte. In Wahrheit überzeugten mich Kommunisten ihrer Art nie. Sie richteten ihren Ehrgeiz auf Unterdrückung. Bárbara kalkulierte, den Despotismus ihres Vaters aus einem parallelen Oppositionssystem heraus zu verewigen. Die Naivität ihrer Hast tarnte einen scharfsinnigen Geist. Schließlich stimmte ich widerwillig zu. Sie muss es bemerkt haben, denn an einem Sonntagmorgen übergab sie mir ein chiffriertes Dokument mit Anweisungen, die ich auswendig lernen sollte. Am nächsten Tag verkündeten die Zeitungen die Entführung von Doña Eva, der Ehefrau des einflussreichsten Ministers der Republik. Die mediale Inszenierung und das unablässige Geplapper der Nachrichtensendungen ermutigten uns zunächst. Bárbara brachte ihre Mutter in den Keller eines Mietshauses im Viertel Teusaquillo, eine Bruchbude, in der wir sie überwältigten und knebelten. Bárbara opferte sich als zweites Opfer und bat uns, sie in einem angrenzenden Zimmer einzuschließen. Dort schrie sie sich heiser, bis sie eine Ohnmacht vortäuschte. In ihrem Büro verfasste sie unsere Drohungen und Forderungen. Die Regierung verpflichtete sich zunächst, mit uns zu verhandeln. Ihre Versprechen wurden hinausgezögert; schließlich gebrochen. Nach zwei Wochen beherrschte der Skandal eines US-amerikanischen Bürgermeisters, der mit einer Prostituierten Kokain schnupfte, die Schlagzeilen. Die Missgeschicke Evas und ihrer Tochter wurden von den Redaktionen gekürzt und als kleine Randnotizen veröffentlicht. Die Welt vergaß uns. Aus einer gewissen kindlichen Pietät heraus schlug Bárbara vor, ihre Mutter freizulassen, ein Akt, der ebenso zufällig sein sollte wie ihre Entführung. Zu diesem Zeitpunkt hatten uns bereits mehrere unerwartete Anrufe zu einer raschen Entscheidung gedrängt: eine gebrochene Stimme, die nach Herrn Delgado fragte. Mit trockenen Mündern antworteten wir, er lebe nicht mehr in jenem Keller. Nach einiger Zeit warnte uns eine Frau namens Badilla, dass sie, falls wir ihr

das geschuldete Geld nicht innerhalb von sieben Tagen zurückgäben, den besagten Herrn Delgado, unseren unfreiwilligen Schützling, in die Kerker schicken würde. Ich muss dir nun erklären, dass die Korruption des staatlichen Telefonunternehmens unseres Landes die Übertragung von Telefonleitungen von einer Wohnung zur anderen nicht erlaubte. Sie wurden mit dem Lokal erworben, wie Gas- oder Stromanschluss. An einem Nachmittag, an dem ich das Unglück hatte, einen Anruf anzunehmen, zwangen mich meine Nerven zu der Behauptung, Herr Delgado sei tot. Die Gläubigerin des vermeintlich Verstorbenen legte auf. Zunächst schlossen wir, wir hätten uns ihres lästigen Drängens entledigt, doch zwei Tage später, als Bárbara allein im Keller war, klopfte jene Frau an die Tür und verlangte die Anwesenheit des verstorbenen Delgado. Bárbara versuchte, die Wucherin lautstark von ihrem Irrtum zu überzeugen. In genau diesem Moment betrat ich den Hauseingang. Ich erkannte zwei Frauen, einen Mann und einen Polizisten vor der Tür unseres Verstecks. Der Mann trug mehrere Werkzeuge eines Schlüsseldienstes. Da ich erkannte, dass es sich um eine Pfändung handelte, trat ich vor, öffnete die Tür und lud sie ein, unsere Wohnung zu betreten. Bárbara flüchtete in unser Bad, einen winzigen Raum ohne Riegel. Auf Verlangen der Anwältin suchte ich nach unserem Mietvertrag. Meine ungenauen Bewegungen und meine erzwungene Heiterkeit schürten den Verdacht der Wucherin, die laut mutmaßte, Bárbara sei in Wahrheit derselbe Herr Delgado, absichtlich lebendig begraben. Dreist durchquerte sie den Raum und riss an der Badezimmertür. Bárbara schrie hysterisch, wie ein hungriges Jungtier. Obwohl die Frau sofort zurückwich, verbarg Bárbara ihr Gesicht mit Verzögerung. In der Nacht, als wir unsere Habseligkeiten packten, drang eine Gruppe von Söldnern, offenbar vom Vater Bárbaras angeheuert, bei uns ein. Zwei Körper wurden von den Geschossen ihrer Gewehre in unserem Esszimmer durchlöchert. Bárbara





ergab sich und flehte um Gnade. Ich rettete mich über die Fensterbrüstung unserer Küche auf die Straße. Auf der Flucht hörte ich einen weiteren Schuss."

„Eine Woche später, verborgen im Haus meiner Großmutter, wurde ich von vier Polizisten überrascht. Trotz der fortwährenden Telefonanrufe meiner Mutter enthielten sich die Medien, meine Festnahme zu veröffentlichen. Die Gendarmen behandelten mich mit Nachsicht. In einer Zelle erhielt ich Besuch vom Landwirtschaftsminister, einem süßlich lächelnden und skrupellosen Mann, der mir, nachdem er über die makabren Streiche seiner Tochter gescherzt hatte, einen Pass und ein Ticket in ein europäisches Land anbot – unter der Bedingung, dass ich meine Fingerabdrücke auf meiner Sterbeurkunde hinterließe. Ich begriff, dass er mich andernfalls zu exekutieren gezwungen wäre, eine für seine politische Karriere schädliche Handlung."

„Der Eifer meiner Mutter hatte mich gerettet. Sie informierte die Verteidiger der Menschenrechte, meine künftigen Inquisitoren, über meinen Aufenthaltsort. Ich hätte den Tod wählen können, wie meine Gefährten; doch indem ich Ideale verriet, die ich stets in Frage gestellt hatte, nahm ich an."

„Du hast richtig gehandelt", murmelte Ana. „Aber ich glaube nicht, dass du sie verraten hast; du kannst immer noch in dein Land zurückkehren, um sie zu rächen."

„Ich habe allen vergeben", seine Stimme war ruhig. „Allen habe ich vergeben."

Ana schüttelte missmutig den Kopf. Eine schwarze Katze miaute vom Fenster aus. Mario öffnete den Schrank unter der Spüle, schüttete ein Konzentrat aus Würfelbrocken auf einen Teller und schob ihn über die Fensterbank hinaus auf das Gesims, dem Kater gegenüber.

„Orlando und Claudia glauben immer noch, dass du die Frau des Ministers ermordet hast", fügte Ana hinzu.

Mario verzog die Mundwinkel; begründete Verdächtigungen hatten sein übereiltes Geständnis beglaubigt.

„Claudia täte gut daran, sich die eigene Zunge abzuschneiden. Wie oft trefft ihr euch, um über mein Leben zu spekulieren?“

„Wir reden nur, wie die meisten Leute. Wir sind keine Einsiedler.“

„So ist es gut“, sagte Mario, zog wütend an seiner Hose und begann sich anzuziehen.

„Was ist mit dir los?“

„Ich weiß, dass Bárbara irgendwo in Europa lebt. Wo? Ich weiß es nicht. Du auch nicht. Verstehst du?“

„Klar“, antwortete sie mit einem Anflug von Müdigkeit in der Stimme. „Mario …“

„Ja?“

Ana überlegte unter Marios verärgertem Blick. Unfähig, die vorbereitete Rede zu artikulieren, vom Schweigen bedrängt, improvisierte sie eine beiläufige Frage.

„Als Paar, was sind wir?“

Mario senkte den Kopf und unterdrückte eine Geste der Angst. Er hatte diese Frage vorausgesehen, deren Antwort unerreichbar war. Er beendete seine Liebesbeziehungen nie. Er hatte auch gelernt, sie in Phasen der Einsamkeit zu akzeptieren. Das Leben hatte sich darum gekümmert, seine Werbungen zu vereiteln. Claudia hatte ihn vor vielen Jahren mitten auf einem Viadukt verlassen, an einem Nachmittag, an dem er all seine Kräfte gesammelt hatte, um sich das Leben zu nehmen. Dorotea versank in den Theatern Bogotás. Bibiana irrte durch argentinische Gegenden.

„Ich habe einen anderen Verehrer.“

Mario halb schloss die Augen, bis sie schwer auf seine Geliebte herabsanken. Ihr Gesicht war demütig unter der Form eines metallenen Kruzifixes, das an der Wand hing.





„Ich kann dich nicht vermissen“, sagte er, von Glück ergriffen.

„Du bist ehrlich“, schluchzte Ana. „Es ist mir egal; deine Worte tun mir nicht mehr weh.“

Ana verbarg ihr Gesicht in den Handflächen. Mario hörte ihr Schweigen wie ein unvollendetes Stöhnen.

„Wirst du dich auf deinen Reisen an mich erinnern?“, fragte sie, während sie mit dem Saum ihres Unterkleids die Konturen ihrer Wangen trocknete. „Ich meine, werden wir uns wiedersehen?“

„Jetzt lohnt es sich nicht mehr.“

„Ich war stur“, fuhr Ana mit schuldbewusstem Blick fort. „Ich hätte auf jene sinnlichen Verrenkungen auf der Tanzfläche achten müssen. Du bewegst dich mit der Lüsternheit deiner afrikanischen Vorfahren; Sklaven ohne andere Lebensaspiration als die unaufhörliche Penetration der Töchter und Ehefrauen ihrer weißen Herren.“

„Erfinde nichts“, sagte er; er hatte ihre Schmähung zwanzig Jahre zuvor schon gehört, in einem Klassenzimmer in Bucaramanga.

„Ich gehe. Unverbesserlicher Playboy.“

Mario ließ sich unwohl auf sein Bett fallen. Er verarbeitete ihre Tirade, während er das gleichmäßige Pigment seiner dunklen Haut musterte.

Ana nahm ihre Sachen und richtete, als sie die Tür zum Flur öffnete, den Blick auf Mario.

„Du wirst deinen Vater nicht zurückbekommen, indem du mich einsperrst“, warnte Mario.

„Ich werde dich niemals beleidigen“, erklärte Ana mit einer Macht, die der der römischen Kaiser in der Arena der Gladiatoren verwandt war. „Du bist ein Verlierer.“

Mario blickte auf seine Uhr; er würde die Bannflüche einer überheblichen Geliebten ein weiteres Mal ignorieren.

„Es ist Zeit, dass du gehst“, sagte er versöhnlich. „Du musst um neun eine Klasse betreuen.“

An der Schwelle zitterten Anas Lippen. Ihre Überzeugung, Männer zu beherrschen, zerfiel. Marios Hast quälte sie. Sie würde sich mit ihrem zweiten Liebhaber begnügen, einem Mann, den sie ebenso nach der Laune ihrer wandernden Gedanken verlassen könnte.

„Orlando ist ein Mann!“, rief sie, bevor sie die Tür gegen den Rahmen schleuderte.

Mario blieb zwei oder drei Stunden reglos auf seinem Bett liegen.

Anas Beleidigungen befreiten ihn von einem hartnäckigen Joch. Er fand zu sich zurück, ruhelos wie ein gekenterter Kahn an einem verlassenen Strand. Er zerfiel im öden Auf und Ab seiner Tage in Nordamerika. Ana hatte eine verfälschte Geschichte gehört. Ein verirrter Schuss, vielleicht seiner, hatte das Leben der Frau des Ministers ausgelöscht; doch niemand würde es mit Gewissheit wissen. Er würde das Kreuz des Zweifels bis zu seinem Tod tragen.

Der Nachmittag versank in der Lethargie einer weiteren Nacht, und er schaltete den Fernseher ein. Er ergötzte sich an dem Gedanken, dass seine Bekannten in Kolumbien nicht das Privileg hatten, in einem englischsprachigen Viertel zu arbeiten. Eine Reihe drängender Ideen über sein Exil ballte sich in seinem Gehirn, bis seine Zufriedenheit in Nostalgie umschlug. Es lohnte sich nicht, die Gesichter seiner Schulkameraden zu erahnen; Körper, die wuchsen und starben wie in Porto, Paris, New York, Philadelphia, Chicago, Rom oder irgendeinem anderen Häuserkonglomerat. Nur seine Freunde würden sich an ihn erinnern, so wie er an sie. Der Bilderfluss überflutete den Bildschirm: fast sechshundert Zeilen elektronischer Punkte, die die drei Dimensionen des Universums in zwei komprimierten; ein Drittel der Welt, ein ausgewähltes Drittel, eine vorhersehbare Auswahl, die die Welt verdummte. Mitunter sah er den Himmel als eine riesige Glaskuppel, in der Tonfiguren die Wehrlosesten ausrotteten. Er hatte auf einer Seite von Glauber Rocha gelesen, dass der





natürliche Zustand des hungrigen und landlosen Menschen Gewalt sei. Die Passagen aus Pedro Páramo tauchten in jedem Winkel des nordamerikanischen Kolosses wieder auf; mit dreißig irrte er wie ein Leichnam umher, dem seine weltlichen Opfer die letzten Strafen zufügten. Die Furien der Frau des Ministers verkörperten sich in Orlandos Urteilen. Seine frustrierte Lüsternheit entfachte neue Qualen, wie eine Handvoll Erde auf einer offenen Wunde.

Ein Marmorpilgerweg kehrte als quälende Heilung zurück. Zwei Jahre zuvor hatte er in Fátima hundert Meter auf den Knien zurückgelegt. Die ersten Bewegungen seiner Beine verschärften den Schmerz. Er betrachtete den Himmel, und neben ihm Männer und Frauen, die ihn ohne Klagen überholten. Die Haut unter seinen Knien schürfte auf und blutete. Er spürte, wie seine Knochen gegen den Boden absplitterten; er verschränkte die Hände. Ein stechender Schmerz entstellte sein Gesicht. Der profane Blick eines Touristen drängte ihn, seinen Kalvariengang abzubrechen. Stöhnend hielt er inne und erhaschte die harmonischen Augenblicke seiner Wallfahrt; er setzte den Weg fort. Der Schmerz reduzierte sich auf seine Beine.

Er öffnete die Fenster seiner Wohnung und setzte seinen halbnackten Körper den Nachbarn aus. Er sprang auf das Podest seiner Wohnung und stützte sich, den Körper gestreckt, auf die Fingerkuppen. Er wiederholte ermüdende Bewegungen, bis er erschöpft zusammenbrach. Er mutmaßte über die angedeutete Beziehung zwischen Ana und Orlando; sein früherer Nachbar hatte bereits eine andere seiner Frauen besessen. Längliche Zeugnisse seiner Jugend, als der Mandrill mit Akribie seine Begegnungen mit Stundenprostituierten schilderte.

Deutsche Übersetzung (mit deutschen Anführungszeichen):

Widerwillig, in den Vereinigten Staaten zu erkranken, einem Land diskriminierender medizinischer Dienstleistungen, hatte Mario sich in Europa mit

Medikamenten eingedeckt. Die Flecken an seinen Genitalien waren verschwunden, nachdem er über sechs Tage hinweg eine Flasche Antimykotika eingenommen hatte. Seine Genesung ersparte ihm die harte Prüfung, ein Krankenhaus aufsuchen zu müssen. Ricardo hatte ihn in der Nacht zuvor verzweifelt angerufen. Nachdem er seine Arbeit verloren hatte, hatte er hundert Pfund zunehmen müssen, um seine Völlerei zu subventionieren. Die US-Regierung schickte ihm im Gegenzug monatlich tausend Dollar in Lebensmittelgutscheinen. Sollte Ricardo weniger als zweihundert Kilogramm wiegen, würde er seine monatliche Zuwendung verlieren. Er hasste sich selbst dafür, dick geworden zu sein.

Mario analysierte die Sanktionen, die sein Aufenthalt in New York gegen ihn hervorrufen könnte. Vielleicht hätte das Exil die ungestüme Adoleszenz seines Landsmannes gezügelt. Ana hatte ihre Untreue angedeutet, eine wütende Äußerung, die er mit Vorsicht aufnahm. Unfähig zu unterscheiden, ob sie ihm ihre Anziehung zu Orlando nun in der Hoffnung gestanden hatte, seine Eifersucht zu schüren, nun in der Absicht, seine Männlichkeit herauszufordern, ließ er zu, dass ihre Provokation in seiner Seele ambivalente Leidenschaften nährte.

Seine Uhr zeigte kaum halb elf. Unruhig ging er hinaus auf die Straße und ließ sich vom Rhythmus der Passanten anstecken. Er verhärtete die Züge seines Gesichts und beschleunigte seine Schritte in dem Bemühen, seine Apathie zu bändigen. Seine Schritte entfernten sich von New York und führten über die Carrera Trece in Bogotá, als er vom Teatro Plaza bis zum Parque de Lourdes ging. Die Schuhputzer boten ihm einen Sitzplatz an, von dem aus er eine erschöpfte Menschenmenge an der Bushaltestelle sehen konnte. Um sechs Uhr traf er andere Schauspieler, mit denen er im San Fermín einen Kaffee trank. In geringer Entfernung wartete das Auditorium des fünfzigerjahrelichen Teatro de la Comedia jeden Nachmittag auf seine Deklamationen. Mit





siebzehn Jahren, nach dem Applaus einer Premiere, kopulierte Mario in einem kleinen Saal im zweiten Stock mit Dorotea, einer Kellnerin, die unter der Pleite der Geschäfte ihrer Familie litt. Diese sinnliche Tat war nach langen Werbungen erfolgt; aufgrund ihres Altersunterschieds zogen sich beide Liebenden zurück, ohne ihre Unabhängigkeit zu kompromittieren.

Tage später entdeckte Mario sie in einer Diskothek, wie sie mit einem Mann mittleren Alters tanzte. Er wollte sie umarmen, und sie widersetzte sich. Es kam zu einem Handgemenge und zu einer zerbrochenen Flasche. Mario geriet in eine Schlägerei, die ihm ein Kompliment seiner Geliebten einbrachte. Nach mehreren Dialogen, verliebten Stottereien und Versöhnungsbriefen verlobten sich Mario und Dorotea. Wenige Tage später, in den Anfängen der Premiere eines Stücks von Calderón, sandte die Stadtverwaltung einen Brief an den Leiter der Theatertruppe, in dem sie ankündigte, dass deren Sitz privatisiert worden sei, das heißt, an eine religiöse Gemeinschaft verkauft.

Ohne Einflussmöglichkeiten, die seine hastigen Proteste hätten stützen können, wurde die Truppe aufgelöst, und Mario musste sich damit begnügen, sein Universitätsstudium fern der Kulissen voranzutreiben. Er unterwarf sich den strengen Auflagen seiner Professoren. Indem er seine Kenntnisse der indoeuropäischen Sprachen vertiefte, verbrachte er seine Freizeit in der Universitätsbibliothek, einem feuchten Gebäude, in dem er die Blankverse Shakespeares auswendig lernte und die verschlungenen Geflechte des deutschen Idealismus des neunzehnten Jahrhunderts begriff.

Nach dem Tod seiner Mutter schlug Dorotea ihm vor, ihre eigene Theatergruppe zu gründen, Atarraya, ein Unternehmen, das beide acht Jahre lang mit Eifer entwickelten, indem sie Spielzeiten auf den unerquicklichsten Bühnen der Stadt organisierten. Ohne

Subventionen rekrutierten sie Freiwillige, die sie zu Schauspielern ausbildeten. Einige von ihnen nahmen ihre Lektionen an und blieben der Gruppe treu. Andere, entmutigt durch die spärlichen Einnahmen ihrer Truppe, verließen sie, um die Reihen der Büroboten zu verstärken, die zwar schlecht bezahlt waren, jedoch von einem stabilen Gehalt lebten. Mario investierte seine kärglichen Einkünfte in die journalistische Verbreitung ihrer Inszenierungen.

Ihre Arbeiten schienen belohnt zu werden, nachdem Dorotea als Empfangsdame einer landesweit erscheinenden Zeitung angestellt worden war. In jener Zeit wurde ein Politiker namens Suárez zum Präsidenten der Republik gewählt. Mario wurde für einen Verwandten des Staatsoberhaupts gehalten. Von diesem opportunen Irrtum inspiriert, drängte Dorotea die Mitarbeiter ihrer Zeitung, Mario Suárez, den angesehenen Theaterregisseur, zu interviewen. Sein Foto wurde auf einer Seite abgedruckt, die den Familienangehörigen des Präsidenten gewidmet war.

Am folgenden Tag lobte ihn der Geschäftsführer einer Versicherungsgesellschaft und bot ihm ein privates Auditorium an. Mario verschuldete sich, um eine Spielzeit seines AJAX zu organisieren. Die Medien, zuvor seinem Werk gegenüber abgeneigt, veröffentlichten beiläufige Artikel über Sophokles. Sein Ansehen wuchs, nachdem ein Schriftsteller Mario den innovativsten Künstler in der dürrehaften Wüste des lokalen Theaters genannt hatte, ein unerwartetes Lob, das Hermoso, sein Universitätsprofessor, ihm nicht verzieh. Hermoso war ein Buckliger von eingeschüchtertem Aussehen, in intellektuellen Kreisen berüchtigt für seinen Groll.

Er prahlte damit, sechs Jahre lang in Frankreich ein Aufbaustudium der spanischen Literatur absolviert zu haben. Seine Verwandten warfen ihm vor, das Vermögen seiner Großeltern in französischen Bordellen verprasst zu haben. Nach seiner Rückkehr nach Kolumbien heiratete er eine Tante eines Senators der Republik und kündigte einem





Kulturjournalisten eine öffentliche Lesung seiner zwei Theatermonologe an. Obwohl der Publikumsandrang durch ein Gitarrenkonzert eines befreundeten populären Musikers gesichert war, der die Soiree zu beleben kam, wurden die Stücke von den lokalen Theaterkompanien gleichgültig aufgenommen. Wochen später, als Zuschauer einer Inszenierung eines Monologs, eines missglückten Stücks des ethnografischen Schriftstellers Casal, sah Hermoso mit Bitterkeit, wie seine szenischen Beschreibungen von einem Regisseur namens Sobrino plagiiert worden waren.

BESCHWERDEN war der Titel des Werks, das, ein Misserfolg in Lima, vom Teatro Encadenado in Bogotá übernommen wurde. Die Inszenierung wurde diesmal durch den Einsatz einer Schaufensterpuppe belebt, die Hermoso als visuelles Element seines Erstlings INDIGENCIA erdacht hatte, eines Soliloquiums, das seiner Meinung nach der Tirade seines berühmten Antagonisten überlegen war. Casal war von diesem Bühnenbild so angetan, dass er es, nachdem er Sobrino für seine Originalität entlohnt hatte, in die posthume Fassung seines Werks aufnahm, veröffentlicht im zweiten Band seiner Vollständigen Monologe und E-Mails. Hermosos Proteste wurden von den einflussreichen Proselyten des gefeierten Schriftstellers der Bananenrepubliken zum Schweigen gebracht. Seine Verlassenheit nahm einen Monat später noch zu, als seine Ehefrau ihn für einen Radiomoderator verließ, der in der kolumbo-afrikanischen Provinz Chocó geboren war.

„Es schmerzt mich nicht“, würde er Mario Jahre später sagen, „dass diese ehebrecherische Dirne hinter meinem Rücken gevögelt hat, sondern dass sie ihren ausgeleierten Hintern einem Afrikaner geschenkt hat, der unfähig ist, eine Sprache zu erlernen, die es ihm erlaubte, dieses Land der Ganoven zu verlassen.“

Nachdem er eine Überdosis Barbiturate überlebt hatte, wurde Hermoso von einem reuigen Verwandten als Filmkritiker einer landesweit erscheinenden Zeitung

angestellt. Von den Seiten dieses Blattes aus ging Hermoso zweimal wöchentlich erbarmungslos gegen die Produktionen des nordamerikanischen Kinos vor. Seine Gegner warfen ihm vor, giftige Passagen zu plagiieren, die er aus den Zeitschriften des französischen Konsulats kopierte. Mit der Zeit zeichnete sich Hermoso durch seinen zynischen Stil aus, indem er Wortspiele schmiedete, in denen er Derrida mit George Lucas und E. Cioran mit Tim Burton konfrontierte.

Eines Samstags wagte sich Hermoso als Kritiker von Fernsehprogrammen hervor. Zufrieden stellte er fest, dass seine Tiraden gegen die Schauspieler und Regisseure, die er verachtete, ihm die Bewunderung seiner Vorgesetzten einbrachten. Seine erste literarische Rezension erschien eine Woche später, als Hermoso zwischen überladenen Wendungen einen Spaziergang entlang der Champs-Élysées in Begleitung des irischen Schriftstellers Samuel Beckett schilderte.

Die Rezension setzte sich fort mit einer Reihe zufälliger Begegnungen mit mehreren Nobelpreisträgern, die – so schlossen die Leser – eine instinktive Sympathie für Hermoso hegten, den Botschafter der stets verheißungsvollen Republik Kolumbien in Paris. Dieses Steckenpferd erlaubte es ihm zugleich, sein europäisches Prestige zur Schau zu stellen. Eines Nachmittags fragte ihn der Redakteur jener Zeitung, ob er über Theater schreiben könne.

„Wussten Sie nicht, dass ich einen Masterabschluss in Theaterkritik von der Universität Oxford vorweisen kann?“, stammelte er.

Mit einer Weihe, die die Pförtner der Zentrale der Zeitung in Erstaunen versetzte, schrieb Hermoso in einer unterbrochenen Nacht seine erste Theaterkritik, ein Pamphlet gegen den ersten Theaterregisseur, der es gewagt hatte, seine Schriften geringzuschätzen:





„Mittelmäßiger Regisseur … Die Mittelmäßigkeit der Schauspieler lässt sich vergleichen mit … Schuld an der Mittelmäßigkeit von … In Mittelmäßigkeit versunken … Mehr als mittelmäßige Diktion … Mittelmäßiger Sinn für … Diese Farce der Mittelmäßigen meiden.“

Die Ableitungen eines einzigen Substantivs wurden zu seinem bevorzugten Lexikon und zum unauslöschlichen Markenzeichen seiner Schule von Nachahmern. Sein Hass verschaffte ihm Popularität in einem Land, das der Gewalt huldigte. Der Dekan der Universität F. stellte ihn als Lehrbeauftragten ein. Hermoso begann, seine Schüler zu tyrannisieren. Jahre später sollte Mario Hermoso hören, der es gewohnt war, seine Gesprächspartner ungestraft zu beleidigen, wie er ihn und seine Kommilitonen als bürgerliche Schergen beschimpfte.

Mario, die Herzklopfen in seiner Brust nicht unterdrückend, erhob sich, um die Aufklärung der Beleidigung zu verlangen. Hermoso, die Lippen verdrehend wie ein angesengter Tausendfüßler, sagte ihm, seine Mittelmäßigkeit sei offenkundig allein schon deshalb, weil sie alle an einer katholischen Universität studierten, jenem Glauben, der so viel Ausbeutung über die Menschheit gebracht habe. Ohne die Mängel des Bildungssystems zu erörtern und ohne die Arbeitslosigkeit der Studierenden zu erwähnen, entgegnete Mario, der Begriff medioker leite sich vom lateinischen mediocris ab, also vom mittleren Punkt, der – so Cicero und Aristoteles, Autoren, für die Hermoso eine gewisse Bewunderung hegte – zum Glück führe.

Mit einem alten Groll in seiner Bitterkeit stotterte Hermoso, die Bedeutung seines Wortes medioker sei die einer minderen Qualität, eine ambivalente Wendung, die das Gelächter seiner Studenten auslöste. Am Ende seiner Vorlesung lud Hermoso Mario ein, in der Universitätscafeteria zu Mittag zu essen.

Inmitten eines überfüllten Raumes begannen beide, nachdem sie gegen die Lethargie der übrigen Professoren gemurmelt hatten, ein Duell der Herabsetzungen, das Lebende wie Tote gleichermaßen verunglimpfte. Sokrates war ein Clown, Platon ein Sklavenhalter, der seine Studenten plagiiere, Casal ein Pamphletist, der stur das Wort Liebe in die Titel seiner Schriften einmeißele, Shakespeare ein unglaubwürdiger Intrigant, Borges ein Schriftsteller, der alles zitierte, was er in der Encyclopaedia Britannica las, Vargas ein frustrierter Cineast. Nach ihrem vierten Treffen sprach Hermoso mit Mario über die Einzelheiten seines Privatlebens. So berichtete er von seinen Exiljahren, seiner intellektuellen Folter und der Untreue seiner Frau und fügte als Schluss hinzu, dass er bald eine neue Bleibe suchen müsse.

„Ich brauche neunzigtausend Pesos für meinen Umzug", erklärte Hermoso. „Könntest du sie mir leihen?"

Tage zuvor hatte Mario von der Bank ein Darlehen in eben dieser Höhe für die Bezahlung seines zweiten Russischkurses erhalten. Hermoso wusste das, ebenso wie er wusste, dass die Kurse dieses Semesters infolge des Zusammenbruchs des Kommunismus abgesagt worden waren. Einige Augenblicke lang erwog Mario und verwarf die Möglichkeit, sein Professor habe beim Kolumbianisch-Sowjetischen Institut angerufen, um die Semestergebühr zu erfragen. Schließlich stimmte er zu. Nachdem er einen Scheck auf den Namen Hermosos ausgestellt hatte, distanzierte sich dieser von Mario unter dem Vorwand beruflicher Verpflichtungen.

Ihre Beziehung, fragil gefestigt, zerfiel in zufällige Begegnungen, bis sie sich während der Sommerferien auflöste. Zurück an der Universität war Mario entschlossen, seine Geldsumme zurückzuerlangen. Mit peinlicher Hartnäckigkeit bedrängte Mario Hermoso außerhalb und innerhalb der Universitätskorridore. Zunächst schlüpfte sein Lehrer murmelnd Ausflüchte zwischen der Menge hindurch.





Eines Nachmittags, vor den Büros der Universitätsleitung, wich die Spitzfindigkeit seiner Entschuldigungen dem Spott seines wurmstichigen Lächelns.

Hermoso warnte Mario, dass es sich wegen neunzigtausend Pesos nicht lohne, sich die Feindschaft eines Theaterkritikers zuzuziehen. Unerschrocken angesichts der Anwesenheit des Rektors der Universität, der seinem Lehrer bereits entgegenkam, beharrte Mario auf der Rückzahlung seines Darlehens. Durch die Situation gedrängt, erweichte Hermoso sein Gesicht zu einer flehenden Miene und schwor, seine Schuld vor Mittag zu begleichen. Mario, ohne andere Absicht als die, seinen Betrag zurückzuerhalten, zog sich nachgiebig zurück und wartete, bis Hermoso sein Gespräch beendet hatte. Minuten später begaben sich beide zu den Büros einer Sparkorporation, einem schlecht belüfteten Ort, wo sie, unfähig, akademische Wortspiele auszutauschen, in der Schwüle einer Bankschlange versanken.

Nach einer Stunde beglich Hermoso seine Schuld. Seine Haltung jedoch verhärtete sich gegenüber den Bewegungen seines unbändigen Zöglings, dessen Leistung als Regisseur ihn verbitterte. Mitten in der Nacht richtete sich Hermoso auf und fragte sich, wie jener zugezogene Kretin ohne ausländische Stempel im Pass seine eigenen Theaterproduktionen finanzieren könne. Eines Tages, als er ihn sah, unfähig, seinen Groll zu zügeln und ohne ihn auch nur zu grüßen, fragte Hermoso, wie er seine Inszenierungen finanziere.

„Ich arbeite als Lehrer", antwortete Mario.

„Und wie haben Sie dem Staat dieses Geld aus der Tasche gezogen?", knurrte Hermoso, ohne auf seine Antwort einzugehen.

Seit Monaten verbrachte Hermoso seine Wochenenden damit, Satiren gegen das Kulturministerium zu verfassen. Aufgebracht über die Laxheit, mit der die nationale Regierung staatliche Zuschüsse an schlecht erzogene

Jünglinge vergab, plante Hermoso eine virulente Ausgabe gegen die Demokratie in Südamerika.

„Die Zuschüsse sind gering, und ich habe keine Geduld, die Juroren zu bestechen."

„So kann man nicht leben!", rief Hermoso aus. „Dieses Sich-zu-Tode-Lieben für die Kunst gehört abgeschafft! Was Ihnen fehlt, ist Bildung!"

Hermoso entfernte sich den Korridor entlang, Beute eines zwanghaften Gelächters. Mario dachte ein paar Tage über Hermosos Ermahnungen nach. Es war die Zeit der Premiere seines AJAX; Mario vertraute darauf, alle Rückschläge zu überwinden. Eine Reihe günstiger Lobeshymnen kam aus der Feder unbekannter Kolumnisten. An einem Freitagabend, kurz vor Beginn der Aufführung im Theater der Versicherungsgesellschaft SLANDIA, erfuhren Marios Schauspieler, dass Hermoso sich im Publikum befand. Unbeeindruckt von dieser unzeitgemäßen Warnung verlief das Stück mit einer Spontaneität, die die Kadenzen der alexandrinischen Verse milderte. Die Geschicklichkeit, mit der seine Schauspieler ihre langen Monologe rezitierten, belebte die Zuschauer zunehmend, die gegen Ende der Vorstellung vor dem Stöhnen des Ajax verstummten.

Entfesselte Ambition, die Unschuldige ins Verderben stürzt

Deutsche Übersetzung (mit deutschen Anführungszeichen):

Vom überschwänglichen Applaus des Publikums angetrieben, zeichnete Mario jenes gleiche wurmstichige Lächeln nach, das Hermoso so oft in seiner Gesellschaft geprägt hatte. Am nächsten Morgen kaufte Mario die Zeitung und setzte sich in ein Café gegenüber dem Eingang eines Fußgängertunnels. Die journalistische Rezension strotzte vor fehlerhaften und unvollendeten Behauptungen. Hermoso, außerstande zu glauben, dass ein Kolumbianer





eine Tragödie in Versen verfassen könne, schrieb den Originaltext Sophokles zu:

„Sie berührt nur die oberflächlichste Schicht des Textes … Die Bewegungen sind ungeordnet … Sophokles würde sich rächen …"

Wie Mario es vorausgesehen hatte, verwendete Hermoso wiederholt das Adjektiv „medioker" gegen ihn. Den Schlag, den diese negative Kritik für seine junge und schlecht entlohnte Truppe bedeutete, gering achtend, telefonierte Mario mit jedem einzelnen Mitglied, um ein Trosttreffen zu organisieren. Die Abwesenheiten waren auffällig und setzten sich von da an fort. In weniger als einer Woche traten acht der elf Mitglieder zurück, niedergeschlagen durch die Erinnerung an eine gedruckte Kränkung. Ein Ablehnungsschreiben des Internationalen Theaterfestivals von Bogotá versetzte den coup de grâce. Nachdem Mario seine Schulden beglichen hatte, schloss er die Gruppe heimlich. Dann würde er Bárbara kennenlernen, mit der er politische Gesprächsrunden gegen die Regierung organisieren sollte.

Er nahm die U-Bahn und stieg an der Station unter der Stadtbibliothek aus; draußen schloss er sich der Menge an und ging bis zur New York University, wo er nach der Polizeiwache fragte. Dort fand er Orlando, an die Karosserie eines Streifenwagens gelehnt.

Beide Freunde umarmten sich in einem unkontrollierbar überschwänglichen Impuls.

„Ich freue mich, dich zu sehen. Polizei in den Vereinigten Staaten! Geläutert!"

„Seit ich dieses Land betreten habe, bin ich ein rechtschaffener Mann, Panther."

Mario zog die Stirn beleidigt zusammen.

„Du kannst mich auch Mandrill nennen!"

„Es scheint, als besäßen wir beide dieselbe Frau“, entgegnete Mario ohne Lust, über Spitznamen zu reden, „Ana. Du hast gewonnen. Du machst sie besessen.“

„Wann hat sie es dir erzählt?“

„Vor einer Woche“, log Mario. „Sie will mich nicht mehr sehen. Du weißt ja, wie Frauen sind. In unserem Viertel lagen alle Mädchen wegen deiner Muskeln in den Seilen. Du hast sie immer noch in Form.“

„Ich verbringe dreimal pro Woche je drei Stunden an der Stange“, erklärte Orlando. „Das ist mein Geheimnis. Es gefällt ihnen. Es treibt die Teenager in den Wahnsinn.“

„Ich beneide dich. Ich war immer ein Schwächling.“

„Du solltest mit mir ins Fitnessstudio kommen. Zurzeit gibt es fünfzig Prozent Rabatt für Freunde langjähriger Kunden.“

„Solche Angebote kenne ich. Sobald ich etwas Geld übrig habe, sage ich dir Bescheid.“

„Schade, dass Ana dich verlässt. Wenn ich schuldig bin, werde ich es wiedergutmachen. Ich werde nicht mehr mit ihr flirten.“

„Du kannst sie genießen. Ich hänge mich nicht an so junge Frauen. Ich bin im Nachteil. Du hast doppelt so breite Schultern wie ich. Ich werde mir eine andere Geliebte nehmen, wenn ich mir ein neues Auto kaufe.“

Orlando errötete.

„Du schüchterst mich ein“, fügte Mario hinzu. „Ana ist überzeugt, dass kein anderer Mann sie so befriedigen könnte wie du es getan hast.“

„Die Hure!“, rief Orlando zufrieden aus und ließ mit einem Gelächter erkennen, dass seine Beleidigung ein Kompliment barg. „Wie Claudia in ihren jungen Jahren.“

Mario erbleichte, ohne die Ähnlichkeit zwischen beiden zu erahnen. Der Höhepunkt des Gesprächs war erreicht.

„Wie hast du sie angetroffen?“

„Verblasst. Ihre Brüste sind erschlafft. Weißt du, dass ich der Erste war, der sie berührte?“





„Vielleicht könnte eine Operation ihr helfen.“

„Das war der Rat, den ich ihr gab.“

„Jetzt ist sie eine wohlhabende Frau.“

„Sie ist nichts weiter als eine Arbeiterin der Mittelschicht. Wie dem auch sei, Claudia interessiert mich nicht. Sie hat bereits einen Ehemann.“

„Sie kann sich scheiden lassen.“

„Das wird sie nicht“, rief Orlando spöttisch aus, um sich dann mit gewisser Verlegenheit zu korrigieren; „sie ist berechnend. Ich glaube, alle Frauen sind es für uns, so wie wir es für sie sind. So ist die Romanze in den Städten.“

Orlando sah Mario auf einem der verlassenen Felsen in einem der Parks seines Viertels sitzen. Die Nachbarn munkelten, dass Mario, statt Klavierunterricht zu nehmen, pornografische Zeitschriften auf den Bürgersteigen lese. Ein Irrtum. An einem Oktobernachmittag fand Orlando ihn dabei, Dialoge aus den Comics des Spinnenmannes auswendig zu lernen. Wie er später erfuhr, schickten seine Eltern ihn ans Musikkonservatorium; Mario bog ab und investierte den Betrag seiner Einschreibegebühr in Zeichentrickhefte, die er, an Straßenlaternen gelehnt, auswendig lernte. Orlando entdeckte in der Vagheit seiner Sätze den Wortschatz seiner frühzeitigen Lektüren.

„Jetzt, da ich die US-Staatsbürgerschaft erhalten habe, bereue ich meine jugendliche Unbesonnenheit.“

„Man hat dir beinahe das Gehirn zerschmettert“, sagte Mario mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Ich habe dreimal überlebt“, korrigierte Orlando.

Er beobachtete zwei Kinder, die auf der Allee heftig stritten. Seit seiner Fahrt auf dem Frachtschiff verschwanden die Landschaften seiner Heimatstadt wie eine Traumsequenz.

„Mein Vater führte mich mit sechs Jahren in die Heroinabhängigkeit ein“, gestand Franco ihm während seiner letzten Agonie, „wie ein Alkoholiker, der seinem Hund Schnaps ins Maul stopft. Ich hasse dich, Orlando, so

wie es nur ein neidischer Freund kann. Es ist eine Läuterung, es dir ins Gesicht zu sagen. Ich war es, der dich bei der Polizei angezeigt hat. Sag mir nun, dass du mir verzeihst, denn ich sterbe."

Er wollte Francos Schädel gegen eine der metallenen Kanten der Container schleudern. Seine Schwäche hielt ihn zurück. Schließlich genoss er Francos schauerliche Agonie.

„Eines Tages im Dezember bat ich dich, mir deine Rollschuhe zu leihen", fügte Franco keuchend hinzu, „und du entgegnetest mir, wenn meine Eltern so arm seien, mir kein Paar Schuhe mit Rollen zu schenken, sei es besser, wir zögen in den Slum San Martín. Du hast mich beleidigt, und ich schwor Rache. Schon damals lobte meine Mutter dich, indem sie deine Vitalität mit meiner Trägheit verglich. Deine sportlichen Eskapaden machten mich krank. Ich konnte dich nicht aus meinem Kopf verdrängen. Ich gewann deine Freundschaft und ließ den Listigkeiten meiner Zunge freien Lauf. Jetzt erkennst du es. Ja. Ich habe dich immer bei deinen Eltern angeschwärzt. Ich war es, dein bester Freund, hör zu, der deinem Vater noch vor allen anderen von den Untreuen deiner Mutter erzählte. Und sie hat ihn betrogen, daran zweifle ich nicht, als sie aus meinem Mund erfuhr, dass er sich den Barbituraten hingab. Verzeih mein Hyänenlachen. So viel Niedertracht gefällt mir noch immer."

„Verlange dann nicht, dass ich dir verzeihe", erwiderte Orlando.

„Schon damals bat mich dein Vater, ihm beim Kontakt zu den Drogenwiederverkäufern zu helfen", ignorierte Franco ihn, delirierend. „Eines Tages bat ich ihn, dich zu betäuben. Und du tatest es, erinnerst du dich? Dein Vater führte dich ein. Es gab keine vollständige Rache. Du bist nicht bis zum Grund des Abgrunds gefallen. Du beleidigtest mich mit deiner Einfalt. Seitdem will ich dich tot sehen, wie einen räudigen Hund im Mist verendend. Heute wälze ich mich in meinen eigenen Exkrementen. Du wirst es morgen tun."





„Es geschah innerhalb eines Käfigs über dem Karibischen Meer. Monate zuvor hatte Franco, eingeschüchtert durch eine ungelegene Schwangerschaft, beschlossen, Orlando auf dessen Irrfahrt in die Vereinigten Staaten zu begleiten. Dieser, angespornt von der Verfolgung seiner Gläubiger, traf sich mit Franco und Constantino im Hafen von Barranquilla. Dort wurden sie in einer Holzkiste eingepfercht, die man mit Lebensmitteln, Wasser und Medikamenten vollstopfte. Die Ratschläge der Seeleute missachtend, reisten sie mit zwei Paketen Marihuana. Nach mehreren Tagen heimlicher Fahrt verriet sie der Geruch dieses üblen Krauts. Das Seerecht gegen blinde Passagiere wurde ohne Rücksicht angewandt. Ausgeraubt, vergewaltigt und von den Seeleuten geschlagen, schrien sie ihre Peiniger an, sie sollten sie nicht auf die offene See werfen. Einer der Schiffsjungen schlug vor, man solle sie einsperren, bis sie einander auffräßen. Die Überfahrt ging eine Woche lang ohne Wasser an Deck weiter. Ihre verzweifelten Schreie schienen eher die Grausamkeit der Seeleute zu schüren als sie zu besänftigen. Schließlich schwoll Francos Rachen an, bis er erstickte. Mit versengter und klammer Haut trugen die Seeleute sie zusammen mit dem Leichnam zu ihrem alten Versteck in den Frachtkisten, wo sie ihnen ausreichend Wasser für den Rest der Reise gaben. Kurz nachdem man die Küstenlinie Mexikos gesichtet hatte, etwa auf dem 19. nördlichen Breitengrad, befahl der Kapitän des Schiffes, die blinden Passagiere sollten den Rest ihrer Strafe bezahlen. Francos Körper war von seinen Gefährten angenagt worden. Mario und Orlando würden, in den Worten des Kapitäns, den Trauerzug seines verwurmten Körpers bilden. Seine Überreste wurden ohne Aufhebens der offenen See übergeben. In die Gewissheit eines nahen Todes ergeben und von ihrer Anthropophagie gequält, begriffen sie nicht sofort, dass ein Fischerkanu unweit ihrer Stelle auf ihren Sprung ins Wasser wartete. Das war unter den Fischern jener Gewässer eine gängige Praxis, Netzfischer der

Wolfsbarschschwärme, die in dieser Zone des Meeres den Schiffen folgten. Orlando fragte sich oft, ob jener Kapitän sie nicht leeseitig ausgesetzt habe, bewegt von einer ungewöhnlichen Regung des Mitleids. Ihre Retter, einfache und fromme Leute, beherbergten sie bis zu ihrer Flucht in die Vereinigten Staaten.

„Du hast einen ernüchterten Blick, Mario“, sagte Orlando, ihres gemeinsamen Versunkenseins gewahr. „Warum kehrst du nicht nach Kolumbien zurück?“

„Wer mit der Absicht aufbricht zurückzukehren, sollte besser nie aufbrechen.“

„Es gibt mehrere Revolutionäre, die ohne größere Umstände aus dem Grab zurückgekehrt sind. Bei der Gewalt dieser Tage kümmert sich niemand darum, die Unglücklichen zu belasten.“

„So unglücklich bin ich nicht, wie es scheint. Außerdem werden wir in Kolumbien niemals aufhören, minderwertig zu sein.“

„Eben. Man darf nicht in der Peripherie dieser Welt leben.“

„Im Gegenteil. Dieser Ort könnte sehr wohl die Peripherie des Amazonasbeckens sein. Ich bin mit dem Glauben aufgewachsen, das Leben sei anderswo. Falsch. Ich habe zwei Kontinente durchquert, um dieselben Orte und dieselbe Fäulnis zu sehen. Wenn ich zurückkehre, würde ich jene enttäuschen, die sich einbilden, dieser Gebäudekoloss sei angenehm. Ich will sie auch nicht belügen, wie so viele Hochstapler, die nach einem Jahr in New York zurückkommen und behaupten, sie hätten mit Madonna zu Abend gegessen und geschlafen.“

Orlando wiegte den Kopf ungeduldig von einer Seite zur anderen.

„Du hast irgendeine Freundin zurückgelassen. Verliebe dich in andere Frauen. Meine Favoritinnen sind die Peruanerinnen.“





Seine Schlichtheit war unbestreitbar. Er gründete sein illegales Leben auf eine Wartestation, wie das Schiff des Eroberers Cuadros auf seiner öden Fahrt entlang der Pazifikküste. Am Ende des Jahrhunderts, gestrandet an einer Bucht, beobachteten beide Ebbe und Flut, unfähig, nach Südamerika zurückzukehren, um von der Nichtexistenz eines neuen Kontinents zu berichten.

„Bist du in Ana verliebt?“, fragte Mario.

„Jetzt habe ich zwei andere Mädchen bei mir“, antwortete Orlando mit dem Eifer dessen, der von seinen Heldentaten erzählt. „Wie viele Gringas hast du erobert?“

„Keine“, antwortete Mario zerstreut.

„Es wäre schade, von hier wegzugehen, ohne vom Nektar gekostet zu haben.“

Mario entdeckte einen Mann mit kurzen Beinen und hellem Haar, der im Inneren des Autos saß.

„Ich stelle dir Constantino vor.“

„Ihr solltet mit eurer Peroration fortfahren“, mischte sich Constantino ein. „Claudia würde sie nicht ertragen.“

„Arbeitsfreunde?“, fragte Mario, während er seine Hand zwischen den schlaffen Fingern des Neuangekommenen drückte.

„Kumpane“, korrigierte Orlando. „Wir sind beide vor Jahren mit dem Schiff aus Kolumbien geflohen.“

„Gefährlich?“, fragte Mario desinteressiert.

„Wir haben wie durch ein Wunder überlebt“, erklärte Orlando.

„Einer der blinden Passagiere ist in Kuba von Bord gegangen“, fiel Constantino ihm ins Wort. „Aber wozu uns mit der Erinnerung an jene schweren Zeiten den Tag verderben?“

Er verließ die Kabine des Autos, streckte die Arme dem Firmament entgegen und legte den Kopf nach hinten. Er gähnte.

„Ich sehe, Sie kennen Claudia auch“, sagte er zu Mario. „Ich bin ihr jeweiliger Liebhaber. Wenn es jemanden gibt, der möchte, dass sie sich scheiden lässt, dann bin ich es.“

Mario nickte ernüchtert.

„Heute Nachmittag gibt es bei ihr eine Grillfeier“, fügte Constantino hinzu, während er den Schmutz unter seinen Nägeln musterte. „Orlando hat mit mir gewettet. Er sagt, ihr gelähmter Ehemann werde nicht aufhören, uns zu belästigen. Ich behaupte, er wird nicht einmal am Tor seines Hauses erscheinen.“

„Stell keine neuen Bedingungen“, entgegnete Orlando. „Claudia wird unsere Herumstreiferei wittern.“

„Wirst du ihm falsche Papiere besorgen“, schleuderte Constantino ihm entgegen und deutete mit einer Geste auf Mario, „wie den anderen?“

Orlando lachte mit derselben Verachtung wie vor so vielen Jahren. Diese keuchenden, knisternden Laute klangen in Marios Ohren melancholisch. Orlando konnte formbar sein, aber nicht notwendigerweise perfide: seine Unterscheidung zwischen Schaden und Gefallen war durch irgendeine kindliche Rauheit verstümmelt. Eines Nachmittags, als er mit fünf Jahren die Straße überquerte, stritten Orlandos Eltern lautstark. Der Mann, ein kräftiger, ungepflegter Kerl mit vom Rum geröteter Nase, schwang einen Revolver und drohte, sich das Leben zu nehmen, falls seine Frau nicht widerriefe. Sie forderte ihn aus dem Inneren ihres Autos auf, den Abzug zu drücken, und fügte hinzu, da die Versicherungspolice bezahlt sei, bereite ihm sein Selbstmord ihr keinerlei Sorgen. Orlando beschwor seinen Vater mit schwacher Stimme, die Waffe wegzulegen. Gruppen von Nachbarn, eingeschüchtert von dem Streit, beobachteten das Geschehen aus den Fenstern ihrer Häuser. Mario blieb unbeweglich vor ihnen stehen, mit der Unbekümmertheit eines Neugierigen. Seine letzte Erinnerung war die an Orlando, der die wütenden Schläge des Revolverkolbens auf seinen Kopf empfing.“





„Vier Jahre später wurde Orlandos Mutter, Besitzerin der üppigsten Brüste der Nachbarschaft, von ihrem Ehemann vor dem Tor ihres Hauses niedergeschossen. Mario ging mit seiner damaligen Clique zum Tatort, wo Reporter noch die über den Rasen verstreuten Blutflecken fotografierten. Die gedüngte Erde würde Klee hervorbringen, an dem sich Marios Bande Wochen später verschlucken sollte. Die Nachbarn raunten, der Vater habe sich so für die fortgesetzten Zurückweisungen der Mutter gerächt, die sich geweigert habe, ihren ehelichen Pflichten nachzukommen. Später stellte sich heraus, dass die Frau die Geliebte von Marios Vater gewesen war.

„Womit arbeiten Sie?“ fragte Mario.

„Wir führen seit vielen Jahren eine Beziehung“, sagte Constantino.

Mario nickte verlegen. Er erkannte Orlandos beschämtes Gesicht und ahnte, dass dessen Migrationsreise brennende Ausschweifungen verbarg. Er sah einen Mann mit asiatischem Erscheinungsbild, der sich ihnen von der Avenida her näherte. Er summte eine gerade angesagte Melodie. In seinen Händen trug er eine abgenutzte Gitarrentasche.

„He, Cassandro!“ rief Orlando. „Mario spielt Gitarre.“

„Nur in der U-Bahn“, erklärte Mario beschämt.

Er steckte die Hände in die Hosentaschen. Ein gewisser Verdruss äußerte sich in einem beklommenen Schweigen.

„Der Arzt hat mir drei Jahre zu leben gegeben“, murmelte Cassandro.

„Gib mir deine Gitarre!“ warf Orlando lebhaft ein.

„Im Ernst“, fügte Cassandro hinzu.

Orlando und Constantino tauschten Blicke. Marios forschender Ausdruck löste sich in Cassandros trockener Miene auf.

„Und seine Freundin, kommt sie?“ fragte Orlando.

„Nein.“

„Hat sie heute Nachtschicht?“

„Persönliche Angelegenheiten."

„Hätten wir diese Verabredung mit Claudia nicht, gingen wir sie tanzen sehen", sagte Constantino.

Cassandro lachte zufrieden und hob den Blick über ihre Schultern, bis er eine Reklametafel erblickte, auf der mehrere halbnackte Frauen eine Flasche italienischen Weins anpriesen. Die Gewissheit seines Todes an HIV schien in keines dieser fremden Bewusstseine einzudringen. Er hatte mehrere beschwichtigende Erklärungen mit der Behutsamkeit der Sterbenden vorbereitet: Es gebe Medikamente, die die Wirkung jener Krankheit auf unbestimmte Zeit verzögern könnten. Doch der vom Arzt prophezeite Tod kam ihm nicht weniger wie ein Schwindel vor, ebenso illusorisch für die anderen wie für ihn selbst. Er weigerte sich, ihn mit Feierlichkeit anzunehmen. Ein Tod, der mit seinem Tod sofort verworfen wurde. Nur der Schmerz bedrohte die Zeitlichkeit seines verderblichen Fleisches unter den Laken. Bilder von Würmern, die unter seinem Leichentuch seine Adern verzehrten, gingen ihn nichts an.

„Klytaimnestra hat ihre Chance vertan, das Vermögen jenes religiösen Fanatikers zu erben", sagte Constantino. „Hätte sie den Mietvertrag gemeinsam mit Claudia unterschrieben, wäre ihre Geschichte eine andere gewesen."

„Claudia hätte Klytaimnestra auch einen gewissen Geldbetrag aus gutem Willen überlassen können", fügte Cassandro hinzu.

Seine Füße begannen, ein Stück getrockneten Kaugummis über den Asphalt zu schaben.

„Es gibt Menschen, für die Freundschaft nichts als eine Frage von Übergriffen ist", warf Mario ein.

Cassandro zeichnete eine höfliche Geste, die in der Kultur seiner Eltern Widerspruch bedeutete, von den Amerikanern jedoch ausnahmslos als Zustimmung verstanden wurde. Er verabschiedete sich und nahm die U-Bahn nach Hause. Unterwegs erinnerte er sich an





Constantinos Anspielungen, ein Ausfluchtmanöver, das ihn des Zuhältertums bezichtigte. Er erwog, dass, auch wenn seine Freundin ihm treu war, ihre Vorliebe für halbnackten Tanz dennoch schädlich blieb. Zunächst hielt er es für eine vorübergehende Arbeit und vertraute auf Klytaimnestras nächtliche Opfer. Unbekannte Männer steckten zwischen ihre Brüste und Hüften Geldbeträge, mit denen beide auf die Almosen ihrer Eltern verzichten konnten. Nachdem er sie eine Woche lang besucht hatte, begriff Cassandro, dass ihre Üppigkeiten nicht bloß vorgetäuscht waren und dass ein gewisser heimlicher Genuss aus dem sexuellen Rausch hervorging, den sie bei ihren Kunden auslöste. Klytaimnestra machte häufig ihre qualvolle Jugend für solche Gelüste verantwortlich. Dick und isoliert hatte sie gefastet, bis sie dürre Formen annahm. Seitdem wuchs ihr sexuelles Verlangen, besonders wenn sie die Verachtung jener Jahre mit den lüsternen Blicken ihrer Kunden verglich. Cassandro seinerseits war unfähig, Eifersucht zu empfinden. Er wusste, dass Klytaimnestra ihn nicht angesteckt hatte. Während seiner Reise nach Kuba hatte er Beziehungen zu vier Frauen unterhalten, denen er mit Heiratsversprechen Hoffnungen machte. Als Staatenloser in den Vereinigten Staaten hatte er seine Staatsbürgerschaft in jenem karibischen Land missbraucht. Diese vier Frauen schrieben ihm Briefe, in denen sie Liebesschwüre mit Drohungen und Sarkasmus gegen den nordamerikanischen Imperialismus vermengten. Eine von ihnen, Rosalía, Komponistin von Boleros, war als Beweis ihrer Hingabe zu Fuß quer über die Insel vom Landesinneren bis zum Flughafen von Havanna gegangen. Ihre Anwesenheit konnte kaum unpassender sein, denn Cassandro vergnügte sich damals in Begleitung einer anderen seiner Frauen, Catalina, die ihn leidenschaftlich entlang der Gänge küsste, die zur Abflughalle des Flughafens führten. Mit der Komplizenschaft beider Liebschaften manövrierte Cassandro so, dass beide getrennt seine Aufmerksamkeit erhielten. Die eine setzte sich hinter

die Türen eines Cafés, die andere markierte ihr Revier neben einem Bücherstand. Von Saal zu Saal springend verabschiedete sich Cassandro von beiden Frauen, die angesichts der offenkundigen Belästigung seiner Promiskuität unbeirrt lächelten. Zurück in New York verspotteten seine Freunde Rosalía.

„Sie wird ein kubanischer Kolibri sein."

„Sie hat in Havanna Musik studiert", nahm Cassandro sie in Schutz. „Vielleicht nimmt sie eine Platte in ihrer Gesellschaft auf."

„Wer durchquert nicht ein Land von einem Ende zum anderen für eine US-Staatsbürgerschaft?" schleuderte Constantino ihm entgegen.

Trotz der sinnlichen Opfer Klytaimnestras verlockte ihn der naive Ton von Rosalías Briefen oft, nach Kuba zurückzukehren. Vielleicht war jede Verliebtheit eine Frage des Interesses, in den meisten Fällen bewusst. Wenn dieses unbewusst war oder so schien, wie im Fall der kubanischen Marathonläuferin, setzten Erinnerungen eine anziehende Aufrichtigkeit frei.

Jenseits dieser Erwägungen spürte Cassandro, dass seine Bitterkeit gegenüber Klytaimnestra zunahm, während die wenigen Tage, die er vor einem verarmten Strand mit einem dunkelhäutigen Mädchen verbracht hatte, in seinem Empfinden wie ein Linderungsmittel gegen seine Gangrän wirkten."





## XI. Grillen

Eines Nachmittags, nach den Zerwürfnissen jenes Barbecues, erhielt Mario einen Brief von der Einwanderungsbehörde, der ihn aufforderte, die Vereinigten Staaten innerhalb von sechzig Tagen zu verlassen. Andernfalls würde man ihn seinem Herkunftsland melden. Der Brief warnte außerdem, dass Mario, sollte er bei irgendeiner Form von Erwerbstätigkeit angetroffen werden – sei es vertraglich oder mündlich –, verhaftet und der ordentlichen Gerichtsbarkeit überstellt würde. Stundenlang erwog er die Perfidie dieses institutionalisierten Dokuments, das staatliche Diskriminierung mit Gefängnisdrohungen verband. Seine Arbeitsanstrengungen galten in den Augen einer entmenschlichten Bürokratie als Verbrechen. Mario blickte erneut in den Abgrund der Arbeitslosigkeit. Seiner Existenzmittel beraubt, würde er sich im äußersten Notfall mit seiner Gitarre über Wasser halten. Die Frist jedoch war gesetzt. Auf die eine oder andere Weise würde sie sich drei Ereignissen unterordnen: dem Kauf eines Flugtickets nach Bogotá – ein rechtlicher Schritt, der es ihm erlauben würde, ein neues Visum für die Vereinigten Staaten zu beantragen (das ihm angesichts seiner Arbeitslosigkeit und Armut in Kolumbien verweigert würde) –, dem Abwarten einer Abschiebung mit unvorhersehbaren Folgen (Gefängnis oder Tod) oder seiner Heirat mit Claudia. Ohne in Niedergeschlagenheit zu verfallen, verabredete Mario ein Treffen mit seiner Geliebten im Abraham-Lincoln-Kulturzentrum und machte sich, nachdem er seine Kreditkarte aus einer der Ritzen der zentralen Wand von Claudias Wohnung gezogen hatte, auf den Weg zur U-Bahn-Station.

„Wenn sie mich abschieben“, sagte er sich, „kann ich mich verschulden, bis ich zusammenbreche.“

Die Bahnen seiner unmittelbaren Zukunft verdichteten sich in den Gesprächen dieses feuchten Abends, als Claudia ihn auf die Terrasse ihres neuen Hauses führte. An das Geländer gelehnt, gesättigt von Aromen gegrillten Blutes, sah Mario einer trüben Sonne entgegen, einer rötlichen Scheibe, die in ihren Flecken den einheitlichen Schleier einer Gewitterwolke verbarg. Claudia schürte die Glut eines glänzenden metallenen Grills.

„Jeden Nachmittag färbt sich der Himmel mit Totenblasen“, erklärte Mario. „Ich frage mich, ob meine Großeltern und meine Mutter in Bucaramanga einen weiteren Sonnenuntergang überlebt haben. Wenn ich zurückkehre, werde ich es wissen; sie werden es mir sagen. Dann ist es vielleicht zu spät.“

„Die Menschen sterben“, entgegnete Claudia. „Jeden Tag: Weise wie Toren.“

„Es schreckt mich nicht. Es macht mich ungeduldig, mich von diesem eingebildeten Staub zu lösen. An einem Aschermittwoch entdeckte ich das sehnsüchtige Antlitz des heiligen Johannes. Es geschah in einer Kapelle in Porto; der Apostel beugte sich über den Schoß unseres Herrn. Er wollte nicht bleiben; er zog es vor zu sterben.“

„Abgründe haben dich immer angezogen“, murmelte Claudia. „Ich gebe dir einen Rat; mir ist aufgefallen, wie ungehemmt du über deine religiösen Überzeugungen sprichst. Meide sie. In diesem Land weiß man nie, wann man mit einem Juden oder einem Muslim spricht.“

„Gott bewahre mich vor einer intoleranten Begegnung.“

Mario bemerkte die Straße, die zum Park hinabführte. Zwei Jahre hatte er in einem Haus gelebt, das in die steilen Avenuen von San Gil eingelassen war.

„Dein Haus wurde auf einer Anhöhe gebaut.“





„Ich wünschte, es läge höher“, erwiderte Claudia. „Ich fühlte mich weniger unglücklich; einsamer.“

Mario hörte alte Musik aus einem benachbarten Fenster. Eine Melodie aus den siebziger Jahren, die jene Vergangenheit in ihren Akkorden bewahrte. Die Töne riefen die Föten herauf, die in Formolgläsern auf den Regalen seiner Sekundarschule tollten.

„Auf einem Abhang zu leben ist trügerisch. Man hört nie auf, dem Hass derer ausgesetzt zu sein, die die Flanken des Berges bevölkern.“

„Ich habe es satt, jeden Nachmittag dieses alte Lied zu hören.“

„Vor dreizehn Jahren hörten wir es gemeinsam. Damals arbeitete ich mit meinem Vater. Ich wollte mich in sein Geschäft einbringen, um mich von den verderblichen Einflüssen der Straße fernzuhalten. Der Lohn, den er mir zahlte, war bescheiden. Beim Hören entfernte ich mich von den Jugendlichen unseres Viertels; ich hatte keine andere Wahl. Am Rand unserer Stadt waren die Kinder unterernährt.“

Claudia duckte den Kopf und wandte den Blick der glühenden Kohle zu. Mario war den Fanfaren und Skandalen ferngeblieben, die von der Mehrzahl der Kinder der Kaufleute aus Bucaramanga angezettelt wurden. Seine Mitschülerinnen beachteten kaum die Prosodie seiner Figuren, verkörpert in der einen oder anderen Theateraufführung an seiner Schule. Patricia, seine Klassenkameradin, hatte sich auf den ersten Blick in Mario verliebt, als sie ihn auf der Bühne sah. Ein Jahr lang rief sie ihn zweimal wöchentlich an und lud ihn zu einem privaten Treffen in eine der zahlreichen Diskotheken an dem Straßenabschnitt ein, der von der Stadt zum Flughafen Palonegro führt. Mario nahm nie an. Er berief sich auf Studienverpflichtungen. Kurz darauf lernte Patricia Franco kennen. Ein Steinhauer und Proselyt einer gnostischen Sekte, Franco würde sie schwängern und verlassen, um in

Richtung Vereinigte Staaten in See zu stechen. Patricia trieb ab, um ihre Verweisung von der Schule zu vermeiden. Besessen davon, Mario zu verführen, bäumte sie sich auf, ohne seine Verachtung zu beachten; Mario behandelte sie wie eine Prostituierte, schlief eine Nacht mit ihr und verließ sie danach. Angesichts von Marios erneuter Zurückweisung stellte Patricia seine Männlichkeit infrage – eine Schmähung, die keine Anhänger fand. Marios Desinteresse an gesellschaftlichen Ereignissen schwächte die Schärfe ihrer Anathemen.

„Ich kaufte meine erste Langspielplatte von meinem ersten Lohn. Wir hörten eines ihrer Lieder. Es ist nicht originell. Es spielt keine Rolle. Jeden Nachmittag kehrte ich von der Arbeit zurück, um diese bezaubernden Melodien zu hören. Ihre Takte bestehen fort."

Mario sah Claudia mit offenem Mund an.

„Du gingst an meinem Haus vorbei", fügte er hinzu, „herausgeputzt in deiner Schuluniform."

„Ich erinnere mich nicht; ich glaube nicht, dich gesehen zu haben. Wir trugen dieselbe Kleidung; was uns unterschied, war die Uniform der Dienstmädchen. An einem Samstagnachmittag, vor einem Café, das abgerissen wurde, um einer Sparkasse Platz zu machen, überraschte uns der Lehrer Convivio beim Flirten mit einer Gruppe verheirateter Männer. Wir fielen in Betragen durch. Die ganze Stadt sprach darüber."

„Ich wusste es nicht."

„Convivio nahm zwei meiner Mitschülerinnen mit ins Grab: Elvia und Paula. Ich habe es nicht geglaubt. Ich glaube es noch immer nicht. Doch dann sehe ich die Fotografien von uns allen zusammen. Es war ein Albtraum."

„Man sagte mir, du habest Orlando geliebt."

„Gerede", Claudia verbarg ihre Beunruhigung hinter einem Lachen.

„War er nicht Schüler am Colegio San Eusebio?"





Claudia schüttelte den Kopf. New York war kein abstoßender Ort. Obwohl sie keinen Grund hatte, sich zu schämen, führte Marios Gesicht sie in eine zwanghafte Gemeinschaft zurück: Gesichter von Männern und Frauen, die sie zu achten gelernt hatte, Schöpfer ihrer Neurosen, Hüter eines Zeitstücks, das sie nicht mehr zurückhaben wollte.

„Deine Familie war ruhig", sagte Claudia. „Ich sah sie nur auf den Basaren des Viertels oder in der Kirche. Ich kam immer zu spät."

„Ich auch. Ich verbarg es."

„Verzeih mir. In jener Nacht, vor Todd, war ich etwas übergriffig. Seine Anwesenheit schüchterte mich ein. Jetzt, da wir allein sind, möchte ich dir mein Beileid zum Tod deines Vaters und deiner Brüder aussprechen."

„Zu spät", murmelte Mario.

Einen Tag vor dem Massaker besuchte Mario mit seinen Brüdern die feuchten Parks ihres Viertels. Jenseits der Reihen vorgefertigter Häuser sahen sie Sonnenstrahlen, verhärtet durch Erdklumpen, die der Wind aufwirbelte. Beim Gehen überquerten sie ein Lehmfeld, das die Abdrücke ihrer Schritte bis eine Woche später bewahren sollte. Mario quälte sich mit Gedanken an den plötzlichen Impuls, der sie zu diesem Ausflug bewegt hatte. Gabrielito blieb mit seinen zwei Jahren stehen, um lose Papiere und Bonbonverpackungen aufzusammeln, die Mario sammelte und ihm als Geschenke in die Hände legte. Jairo, elf Jahre alt, fragte ihn nach den Eigenschaften einer Pflanze mit purpurfarbenen Blättern, deren Zweige beim Abreißen eine weißliche Substanz absonderten. Mario, der die Farbe ihres Saftes mit dem Klebstoff seiner Schule verband, antwortete, es sei der Kautschukbaum, der während seines Anbaus im Amazonasgebiet so viele Tote und Leiden verursacht habe. Auf dem Rückweg betrachteten sie das Aas eines kleinen Vogels, den Ameisen fraßen. Dieser Spaziergang endete nie, sondern setzte sich in schwerelosen Passagen fort. Der

Schmerz kehrte in seinen schlaflosen Nächten zurück wie die Unruhe eines Fischers, der an einem einsamen Strand gestrandet war. Mario nahm diesen Spaziergang an und feierte die Morgen seiner Traurigkeit. Trotz seiner Leiden als Verbannter und seiner Ausschweifungen als Unterbeschäftigter quälte ihn nichts so sehr wie die Abwesenheit Gabrielitos. Seine Mutter hatte sich mehreren klinischen Behandlungen unterzogen. Ihre Trauer war so irreal vergangen wie der Sarg, aus dem man vier Jahre nach der Beisetzung die verhüllten Überreste seines Bruders barg. Dieses Leid hatte ihm erlaubt, in die Abgründe der Zerstörung hinabzusteigen, um sich mit sich selbst zu versöhnen. Nachdem er die Gesellschaft der Kommunisten in Bogotá gepflegt und wieder verlassen hatte, wanderte Mario aus, um seine Exzesse in Porto und Lissabon zu vollziehen, Städte, die ihn zunächst entflammten und ihn schließlich mit ihren von Bordellen überfüllten Avenuen betrübten. Entfesselt quälte er seinen Körper, bis er dem Glücksspiel verfiel. Eines Nachts verlor er seinen Lohn in einem Kanastaspiel. Dann setzte er sein Leben. Er gewann mit zwei Königen.

„Du lässt dich vom Teufel verführen“, sagte Sara, die Prostituierte, die neben ihm an der Theke saß.

„Ich gebe mich dem Meistbietenden hin.“

„Du wärst heute Nachmittag gestorben. Ein unsichtbares Wesen hat dir beigestanden. Richte deine Augen auf Unsere Liebe Frau, die Mutter, und flehe um Barmherzigkeit.“

Die Ereignisse in Portugal hatten ihn in die Welt zurückgeführt, in eine verdammte Epoche und Gesellschaft. Heute, den Verdruss seiner Mutter ertragend, die ihm niemals verziehen hatte, weder einflussreich noch berühmt noch Millionär geworden zu sein, sah er in der Erde eine Masse aus Schlamm. Eine gewisse erhabene Pulsation, die die Künstler Poesie nannten, die Mystiker Kommunion und die Psychologen Schizophrenie, führte ihn einer





Wiederbegegnung mit seinen Toten entgegen. Sie würde sich auf anderen Feldern ereignen, wo die Lügen seiner Gegner mit Gleichgültigkeit gehört würden und seine Wahrheiten mit Wonne: Jairo, der lose bunte Papiere aufsammelte, um sie ihm in die Hände zu legen.

„So sehe ich das nicht“, hielt Claudia es für angebracht, ein beunruhigendes Gerücht anzusprechen. „Es freut mich zu wissen, dass du bald Familienvater sein wirst.“

„Nicht im Traum“, sagte Mario mit einem unsicheren Lächeln und verscheuchte seine düsteren Gedanken.

„Ana hat es mir erzählt.“

„Das ist eine Lüge“, rief Mario.

„Du wirst deine Verantwortung doch nicht leugnen. Sie hätte dich bei der nächstgelegenen Polizeistation anzeigen können.“

Mario vergrub den Kopf in den Händen; sich um ein Bastardkind zu sorgen, war unbegründet. Ohne Familie und ohne Vaterland würde die Geburt eines Kindes ihn in den Vereinigten Staaten verankern. Ana log einzig und allein, um ihn zu quälen.

„Wann hat sie es dir gesagt?“

„Am Mittwoch nachmittags.“

„Gleich nach unserer Trennung.“

Mario zog sich zurück, um die sterbende Feuerschale über dem Westen zu betrachten. Eine Stunde später hörte er das unablässige Klingeln an der Tür. Claudia ging die Treppe hinunter und kehrte mit einer Gruppe von Gästen zurück. Mario erkannte Anas blasses Gesicht, die, die Finger mit Orlando verschränkt, den Gästen vorstand.

„Erzähl mir von deiner Schwangerschaft“, verlangte Mario, als er sie ansprach.

Ana entschuldigte sich bei Orlando und führte Mario, ihn am Arm nehmend, in eine Ecke der Terrasse, neben eine verrostete Nähmaschine.

„Es gibt keinen Grund zur Sorge.“

„Ich will das Kind adoptieren.“

„Ich werde keine unerwünschten Geschöpfe austragen“, antwortete sie, wobei ihr langes Haar hinter ihrer schmalen Gestalt wogte.

„Hast du den eingelegten Schinken schon probiert?“, fragte Orlando von ihrer Seite.

„Ich habe keine Lust“, erwiderte Ana und verschränkte erneut eine ihrer Hände mit der seinen. „Du Schlingel! Lass uns allein. Du weißt, wie peinlich es für zwei Liebende ist, ihre Freundschaft fortzusetzen.“

„Ich habe keine Geheimnisse vor Orlando“, schleuderte Mario ihr entgegen. „Ich hoffe, wir bewahren eine herzliche Beziehung.“

Mario ballte die Hände und ging zu den Feuern des Barbecues hinüber, wo er sich ein Stück Trockenfleisch nahm. Während er aß, bemerkte er eine blonde Frau, die ihm in kurzen Schritten folgte. Mario musterte sie eindringlich.

„Mein Name ist Helena“, hielt die Frau seinem Blick stand. „Sie müssen der Terrorist sein.“

Marios Atem geriet aus dem Takt. Ein Bissen frittierter Süßkartoffel blieb ihm im Hals stecken. Er hustete heftig. Helena reichte ihm ein Glas Wasser, das Mario hastig austrank.

„Verzeihen Sie, dass ich mich auf diese Weise vorgestellt habe.“

„Arbeiten Sie für die Einwanderungsbehörde?“

„Es wird Sie überraschen zu erfahren, dass ich aktives Mitglied der Marine bin.“

„Mein Name ist Ernesto“, log er instinktiv. „Sie gelten hier als Ausländerin.“

„Ich bin in diesem Haus wohlbekannt“, entgegnete Helena und schenkte Marios Tiraden keine Beachtung. „Claudias beste Freundin, seit sie Kolumbien verlassen hat. Claudia weiß über Ihre Umtriebe Bescheid. Wir teilen unsere Intimität. Ich fühle mich Ihrem Schicksal verpflichtet. Verstehen Sie uns. Claudia muss Vorsichtsmaßnahmen gegen die Übergriffe so vieler Emporkömmlinge treffen,





selbst wenn man sie seit der Kindheit kennt. Schließlich leidet Claudia als lateinamerikanische Frau noch immer unter dem unbewussten Joch des Marianismus und des Machismo.“

„Auch als lateinamerikanischer Emigrant leide ich. Trotzdem würde es mir missfallen, wenn jemand in meinem Namen Fürsprache hielte. Ich möchte Sie nicht in meine Konflikte hineinziehen.“

Mario stopfte sich in einer nervösen Geste ein Stück Fleisch in den Mund. Um ihn herum wiegten einige Gäste ihre Hüften zum Klang einer Cumbia.

„Auch ich bin Latina“, beharrte Helena. „Nehmen Sie es mir nicht übel. Im Geiste. Ich sympathisiere mit Ihrer Revolution.“

„Welche Revolution?“

„Einer stabilen Regierung traue ich nie. Es ist der kritische und nonkonformistische Geist, der die Geschichte vorantreibt, nicht wahr? Claudia hat mir von den Idealen des kolumbianischen Revolutionärs erzählt. Ihre Inspiration ist maoistisch.“

„Ich habe Mao nie gelesen“, knurrte Mario. „Aber bei Ihrer Sympathie zweifle ich nicht daran, dass halb New York bereits von meiner ruchlosen Vergangenheit weiß.“

„Regen Sie sich nicht auf. Ich will Ihnen helfen.“

„Ich sehe nicht, wie Sie das könnten.“

Helena trat ihm mit einem bewusst inquisitorischen Lächeln entgegen.

„Vielleicht, indem Sie mich heiraten.“

Marios Gesicht verhärtete sich.

„Amerikanische Frauen glauben, Emigranten wollten nur mit ihnen schlafen, um eine Arbeitserlaubnis zu bekommen“, entgegnete er.

Helenas Augen funkelten ungeduldig.

„Ana hat zu ihrem eigenen Wohl abgetrieben.“

Mario musterte sie von Kopf bis Fuß, während er ihre Worte aufnahm. Ihre üppigen Brüste standen im Kontrast

zur Rauheit ihres sommersprossigen Gesichts und zur Sanftheit ihrer grünen Augen.

„Ich bin in dieser Stadt beliebt“, rief Mario und konnte einen Anflug von Empörung nicht verbergen. „Wusste Claudia von dieser Abtreibung?“

„Ich habe meine Stimme nicht erhoben“, lächelte Helena. „Vorsicht ist das Beste. Orlando ist ein eifersüchtiger und gewalttätiger Mann.“

Mario suchte Ana unter den Gästen.

„Er arbeitet als Polizist. Ein Beruf nach seinem Maß, besonders wenn er gegen jene ausgeübt wird, die unsere Arbeitsplätze an sich reißen. Ana liebt einen muskulösen Mann, der sie zudem eingeladen hat, in seiner Wohnung zu leben. Ich wette, Sie möchten ihr Glück nicht ruinieren.“

„Schlampe!“, stöhnte Mario machtlos.

„Obwohl das, was wir getan haben, im Rahmen der Legalität lag, mangelt es nicht an Leuten, die uns diskriminieren. Jetzt weiß ich, dass Sie Ihre Verantwortung angenommen hätten, doch Ana fehlte diese Gewissheit. In jedem Fall hätten Sie es nach den gesetzlich vorgesehenen drei Monaten bereuen können. Dieser Fötus ist kein Hindernis mehr. Er hatte niemals Bewusstsein von seinem Tod.“

„Ebenso wenig ein vergifteter Mann.“

„Sie haben kein Geld, unterliegen der Abschiebung und verfügen über keine Bildung.“

Mario richtete seinen verächtlichen Blick auf die Gäste. Er erkannte Ana, die sich im Gespräch mit Todd über einen seiner vulgären Witze ausschüttete. Er stellte jedoch fest, dass seine Schuldgefühle sich verflüchtigten. Mit Bosheit schloss er, dass sie ihn später, in irgendeinem unwillkürlichen Moment der Einsamkeit, umarmen würde. Er besänftigte seine Bitterkeit in dem Gedanken, dass die soziale Maske des Glücks sich vor dem Spiegel stets auflöst. Neid legte sich über sein Gesicht. Helenas Vermögen und ihre wohlbegründete Arglist entflammten ihn. Sein Schicksal





schien, wie das seines Herkunftslandes, dem von einem fremden Willen vorgezeichneten Lauf zu folgen.

„Ana hat von unserer NGO dreihundert Dollar erhalten“, fügte Helena hinzu, „für den Fötus.“

„Ich kenne Ihre Argumente. Es fehlt Ihnen nur noch hinzuzufügen, dass Ana eine Frau mit Zukunft ist.“

„Ana wird Erfolg haben und ihre Unabhängigkeit erlangen.“

„Ich bin anderer Meinung. Dieses Urteil passt auf Sie. Auch wenn es offensichtlich ist, dass Orlando ihr die Ehe anbieten wird – oder sie ihm –, was macht das schon? Ihre Ratschläge werden Früchte tragen, und Sie werden die rhetorische Macht Ihrer Zunge über naive Emigranten erkennen. Ich hoffe, Sie laden mich zu Ihrer Hochzeit ein. Wir könnten tanzen.“

„Ich wusste, dass Sie mir das vorschlagen würden.“

Beide machten einen Schritt nach vorn, verschränkten ihre Hände und bewegten sich über die Terrasse im Rhythmus eines kubanischen Liedes.

„Ich habe Männer, mit denen ich meine physiologischen Bedürfnisse befriedige“, fügte Helena hinzu. „Wir leben in den Neunzigern. Ich bin unabhängig.“

„Ist das eine weitere revolutionäre Sympathie oder ein neues Euphemismus für das Alleinsein?“

Helena rückte unauffällig das Gestell ihrer Brille zurecht.

„Sie wissen nicht, welche Last ein Kind für eine Frau der postindustriellen Epoche bedeutet. Außerdem wiederhole ich: Es gibt keine Gewissheit, dass jener Nachwuchs Ihrer war. Ich hoffe, ich habe Sie nicht beleidigt.“

„Das bin ich nicht“, unterbrach Mario sie. „Sie stellen zu viele Annahmen über fremde Leidenschaften an. Es ist das Stereotyp des lateinamerikanischen Machos, selbstgefällig und arrogant. Ihre Psychoanalytiker entdecken in seiner Kühnheit einen unsicheren Charakter. Sie haben

den günstigsten Anlass gewählt, um Ihr Postulat zu bestätigen."

„Erheben Sie nicht die Stimme", murmelte Helena und löste ihre Hände aus ihrem Haar. Mario folgte ihr bis zur Brüstung.

„Ich kenne viele Frauen wie Sie. Sie glauben, das Rezept zur Lösung aller Probleme und Widersprüche der Welt zu besitzen. Sie fürchten sich davor, dass dieses Land von Lateinamerikanern und Afrikanern bevölkert wird."

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, dass mein Großvater Uruguayer war?"

„Ich bin sicher, Sie lieben Filme über monströse Wesen, deren Fortpflanzungsorgane von asexuellen Frauen abgeschnitten werden."

Helena drehte sich um sich selbst und entfernte sich mit scheinbarer Herablassung. Mario trat an den Tisch, wo er sich ein Glas Bier einschenkte. Mehrere Paare drängten ihn ein. Er ging zurück zum Geländer.

„Noch immer über den Tod sinnend?" fragte eine Stimme hinter ihm.

Mario erkannte Todd, der ihm aus seinem Rollstuhl die linke Hand entgegenstreckte.

„Ich sehe, jemand hat seine Wette verloren", rief Mario aus und drückte seine Hand, bemüht, gefasst zu wirken.

„Hat man dich auch gegen mich eingenommen?" fragte Todd und deutete auf Constantino. „Vor drei Monaten war ich die wichtigste Person in diesem Haus. Heute will mich niemand sehen."

„Sie übertreiben."

Mario betrachtete Anas entblößte Gesäßbacken. Orlando hob ihr den Rock an. Diese so lange verachtete Haut hatte nun einen öffentlichen Preis, der ihn verwirrte.

„Seit sie ihr kümmerliches Erbe erhalten hat, gewinnt Claudia unaufhörlich Verehrer", entgegnete Todd mit einem Anflug von Bitterkeit.





Mario musterte das verkrampfte Gesicht seines Gesprächspartners. Todd, durch diesen Blick verunsichert, zog eine Zigarette hervor und zündete sie an, wobei er seine Aufmerksamkeit auf Constantino und Claudia richtete, die vor dem Grill miteinander sprachen.

„Ich möchte mit dir über eine wichtige Angelegenheit sprechen", sagte Mario mit plötzlichem Ernst.

„Ich höre."

„Es geht um deine Arbeit als Reinigungskraft an der Universität, an der du beschäftigt bist."

„Du willst mir doch nicht sagen, dass auch du gekommen bist, um dein Glück bei Claudia zu versuchen. Schäme dich nicht. Jeder ohne Geld würde an deiner Stelle so handeln. Du verschwendest deine Zeit. Ich weiß, dass Mario nicht auf ihrer Agenda steht. Jetzt, da sie eine gesicherte Rente hat, will sie, dass wir uns trennen. Sie liebt Constantino. Einen Raufbold. Er hat mir sogar einen Scheck über tausend Dollar gegeben. Ich habe ihn ihm ins Gesicht zerrissen. Ich brauche das Geld nicht. Ich bin entschlossen, sie zu verstocken. Ihre Rente interessiert mich nicht. Sieh dir die Schuppen im Haar des Tölpels an, mit dem sie spricht. Kennst du ihn?"

„Ein wenig."

„Claudia weiß, dass er nach der Heirat mehr Zeit haben wird, die Scheidung einzuklagen, als seine Pflichten als Ehemann in den Flitterwochen zu erfüllen. Er ist ein Schmarotzer. Die andere Wahl fällt auf die Lesbe."

Todd zeigte mit dem Zeigefinger auf Helena, die, während sie Ana beobachtete, die auf den Holztischen angerichteten Speisen verschlang.

„Sie ist eine besitzergreifende Frau, aber es gibt keinen Grund, sie wegen ihrer sexuellen Neigungen zu diskriminieren", entgegnete Mario in heuchlerischem Bemühen, seine Abneigung gegen Helena zu verbergen.

„Missverstehen Sie mich nicht. Ich glaube nicht, dass sie andere Frauen mag; das Problem ist, dass es keinen Mann gibt, der sie mag."

Mario quittierte den Scherz mit dröhnendem Gelächter.

„Du wirkst unentschlossen", fügte Todd hinzu. „Im Vergleich zu jener Nacht."

„Ach! Es war ein erschöpfendes Gespräch."

Mario seufzte erleichtert. Die Ereignisse der letzten Tage hatten ihn nervös gemacht.

„Ich will jetzt nicht diskutieren."

Todd beobachtete ihn mit von Misstrauen geschwängerten Augen.

„Ich habe über deine Überzeugungen nachgedacht. Sie sind nicht so verirrend. Das Denken braucht Erneuerung, und sie kann nur aus einer Konvergenz mit unserer Schwäche hervorgehen. Die Aristokratie ist gescheitert. An ihrer Stelle wird die Scholastik als heilsame Übung zurückkehren."

Todd verfiel in langes Schweigen. Er zog eine kleine Flasche aus der Innentasche seiner schwarzen Lederjacke und kippte sie, ohne den Blick von Claudia zu lösen, bis auf den letzten Tropfen in sich hinein.

„Ich kann dir nicht helfen, in meiner Firma Arbeit zu finden", rief Todd aus, nachdem er sich den Schleim aus dem Kehlkopf geräuspert hatte. „Ich wurde letzte Woche entlassen."

„Es tut mir leid."

„Sorge dich nicht um mein Wohlergehen. Ich habe eine Arbeitslosenversicherung. Und du – was gedenkst du nun zu tun?"

„Mich dem Blut Christi anzuvertrauen", sagte er ohne seine Stimme zu verändern; „es hat mich niemals im Stich gelassen. Ich habe Ängste erlitten; alle waren unbegründet."

„Verzeih meinen Sinn für Humor", sagte Todd mit abgehacktem Lachen. „Aber wie du neulich angedeutet hast, bin ich ein wenig pervers. Nun, entschuldige mich."





Er wollte hinzufügen, dass vor fünf Jahren die Kniescheibe seines rechten Knies zerbrochen war, als er auf einem Gerüst stolperte. Zwei Monate lang hatte er Krücken benutzt. Seitdem lähmte sich sein Rücken und bereitete ihm in kalten Nächten stechende Schmerzen. Sein Magen brannte im Morgengrauen wie ein Beutel Galle, von Schwefelsäure durchlöchert. Seine Leiden waren verschwunden, ohne dass Mario einen Chirurgen aufgesucht hätte – eine Besserung, die mit seiner Reise nach Fátima zusammenfiel. Sein gesunder Menschenverstand enthielt sich, das Wunder auszurufen. Er ging zum Geländer, um den Schimmer der ersten Sterne unter dem nächtlichen Leichentuch zu betrachten.

„Wo ist Klytaimnestra?" fragte Todd Cassandro.

„Wir sind fertig."

„Deinetwegen?"

„Man muss sie nicht bemitleiden", Cassandros Augen nahmen eine virulente Intensität an. „Gestern Nacht habe ich sie dabei erwischt, wie sie sich mit einem ihrer Kunden vergnügte. Als ich sie darauf ansprach, sagte sie mir, jener Mann sei ein alter Freund aus ihrer Heimat."

„Sie sind alle Huren", erwiderte Todd. „Es reicht, dass ein Mann sie ein drittes Mal anspricht, damit sie sich seinen obszönsten Launen hingeben. Es ist bedauerlich. Und zu denken, dass du ihr so lange mit ihrem Englisch geholfen hast."

Die Menge bejubelte Cassandro. Nach bescheidener Ablehnung stimmte Cassandro seine Gitarre und sang:

*Cassandro, auch du wurdest entrissen*
*Von den Furien, die unsere Felder entvölkern*
*Wohin werden deine präzisen Nachahmungen gehen,*
*Die Grimassen deiner Lippen, deine Wortspiele*
*Das Aufflackern deiner unbewegten Augen,*
*Dein Mangel an Ehrfurcht vor dem Stand,*
*Die Gnade, die uns vom Trauerleiden heilte,*

*Heute erneuert*

Du hast uns verlassen, um so viele Verwandte zu erfreuen,
Die dir bereits vorausgingen in dieser,
Unserer Selbstzerstörung
Lass nun unser Lachen deinem Begräbnis folgen
Lass, ohne deinen Trost,
Den Schrecken am Ende eines Gelächters offenbar werden

Die Gäste applaudierten Cassandro, ohne das gleichmäßige Murmeln ihrer Gespräche zu unterbrechen. Constantino beklagte laut, die Melodie sei für den Anlass zu traurig.

„Hör nicht auf ihn", murmelte Todd Cassandro ins Ohr. „Dieser Übeltäter ist gefühllos."

„Es ist mein Totenlied. Ich habe es für den Tag komponiert, an dem man mich in Kuba begräbt."

„Selbstverständlich", nickte Todd, ohne Cassandro ernst zu nehmen.

„Es fehlte mir nicht an Geist, mich an Klytaimnestra zu rächen, indem ich sie wissen ließ, dass ich selbst mehrere Liebhaber in Lateinamerika hatte", fügte Cassandro hinzu. „Sie rührte sich nicht einmal, als wüsste sie es bereits. Ich zweifle nicht daran, dass Constantino ihr den Hof macht."

„Das ist es!" rief Todd und ließ seinem Groll freien Lauf. „Dieser Bastard ist missbräuchlicher geworden als die amerikanischen Schurken selbst. Das ist unser Problem. Wir nehmen Gauner mit allen möglichen sozialen Sicherheiten auf, und sobald sie können, eignen sie sich unser Wohlergehen an. Dann glauben sie, sich freier bewegen zu können als wir – die Kinder jener Generationen, die sich den Rücken krumm gemacht haben, um diese Städte des Fortschritts zu organisieren."





„Das sagte schon mein Vater", entgegnete Cassandro. „Die Latinos verbreiten den Schlendrian. Sie tanzen und treiben es."

Todd erkannte die Absurdität; auch Cassandro war ein Emporkömmling. Er definierte sein Anathema gegen die Kinder der letzten Generation amerikanischer Einwanderer neu.

„Ich spreche natürlich nicht von dir", räusperte er sich. „Denk an meine berufliche Lage. Man entlässt mich wie einen Hund, weil es jetzt zu viele Latinos gibt, die Spanisch ebenso gut beherrschen wie Englisch. Mein Kastilisch ist so makellos wie ihres, doch das interessiert sie kaum, da ich keinen puerto-ricanischen Nachnamen habe. Seine Helferin war eine Mexikanerin; nur weil ich mich per E-Mail über ihre Brustwarzen lustig gemacht habe."

„Nachkommen von Sklaven und Bukanieren", murmelte Cassandro, bevor er sich entfernte.

Claudia sprach mit Constantino neben dem Grill.

„Wir sind zu einer Einigung gekommen", hörte Mario sie im Vorbeigehen sagen. „Ich kann die Formalitäten nicht beschleunigen."

„Ich verabscheue Feste mit Invaliden."

„Ich war es nicht, der ihn hierhergebracht hat."

Sie bemerkten Marios Anwesenheit nur wenige Meter entfernt. Claudia empfand Mitleid mit dem ungelenken Erscheinungsbild jenes Gefährten aus Kindertagen – ein Verlierer für die angelsächsische Gesellschaft. Aus dem Inneren der Wohnung drang eine intermittierende, ohrenbetäubende Musik. Claudia überließ Constantino den Grill und ging mit Mario hinunter, um das Erdgeschoss ihrer Wohnung zu entdecken, das von einer Gruppe belgischer Emigranten überfüllt war. Einer von ihnen, Moore, sammelte sein Haar in einem bunten Netz aus verflochtener Wolle. Er umarmte sie, gratulierte ihr zu der Feier und stellte sie zugleich einer Gruppe hochmütiger Raucher vor. Claudia bat sie, aus Rücksicht auf die Nachbarn die Musik

auszuschalten. Die Gruppe verließ das Haus unter missmutigem Pfeifen. Moore entschuldigte sie scherzend und erkundigte sich bei Claudia nach den Fortschritten ihrer Scheidung. Claudia zuckte mit den Schultern und ging zurück auf die Terrasse. Seit dem Erwerb dieses Hauses beurteilte sie ihre Gesprächspartner nach ihren Ambitionen. Die Menschheit erschien ihr als eine Hervorbringerin heuchlerischer, sinnlicher Handlanger, maskiert durch protokollarische Gesten. Constantinos zwanghaftes Gesicht wich ihrem schelmischen Lächeln. Todds hochmütige und pessimistische Haltung ergoss sich in Lobpreisungen ihrer gealterten Silhouette. Auch Marios Gedanken erriet sie aus seinen Gesprächen mit Helena. Orlando schien glücklicherweise auf seine neue Romanze mit Ana konzentriert – zu selbstgefällig, um sich für eine andere Landsmännin zu interessieren. Die Gäste beendeten bereits ihr Dessert. Claudia lud Mario ein, sich neben sie zu setzen.

„Du hast mir nicht erzählt, dass Ana abgetrieben hat."

„Ich wusste es nicht", log Claudia.

„Helena hat sie dazu gedrängt und ihr geholfen."

„Es muss vorgestern geschehen sein. Wie dem auch sei, es war eine gute Entscheidung."

Claudia presste beschämt die Lippen zusammen.

„Ich wüsste gern, weshalb du gekommen bist. Du hasst solche gesellschaftlichen Zusammenkünfte."

Mario sah Constantino mit Todd nahe der Terrasse sprechen.

„Vor allem bin ich gekommen, um dir zum Erwerb dieses Hauses zu gratulieren."

„Es war ein Irrweg zu meinen Gunsten. Die Laune eines Eigentümers, der seine Familie nicht liebte. Ich habe ihn nie kennengelernt. Ich glaubte, mich mit diesem Haus dem Beelzebub zu opfern."

„Ein tugendhaftes Vermächtnis. Es ist eine viktorianische Villa. Ihre Mauern wurden von Maurern aus Irland errichtet."





„Niemand weiß, für wen man arbeitet. Wenn ich zwei ihrer Wohnungen vermiete, werde ich überleben. Obwohl ich sie gern verkaufen würde. Ich bin abergläubisch."

Beide richteten ihren Blick auf die schräg stehende Silhouette eines abnehmenden Mondes.

„Wir werden uns niemals von unserer katholischen Erziehung lösen können", fügte Claudia hinzu.

„Und dennoch lässt du dich scheiden."

„Ich liebe Todd nicht."

„Du wirst einen Verehrer haben."

„Nichts Konkretes."

Claudia prüfte Marios Gesicht.

„Geht es um Geld?" fragte sie.

„Vor zwanzig Jahren war es das nicht", sagte Mario und hielt die Augenlider offen über seinen zitternden Lippen.

„Verzeih", sagte Claudia und verrenkte kurz ihren Körper. „Ich verbinde alle Absichten mit diesem Eigentum."

„Verglichen mit den Menschen aus den am meisten verachteten Schichten dieser Gesellschaft bist du eine wohlhabende Frau."

„Wie läuft deine Arbeit?" fragte Claudia und zerstreute ihre Verdächtigungen.

„In der U-Bahn gibt es immer Leute."

Claudia entdeckte die Lichter eines Flugzeugs, die rasch hinter Marios Silhouette auftauchten.

„Es hätte von Anfang an geschehen sollen."

„Es begann nicht, als wir uns unter dem Hudson trafen. Unser Leben wiederholt sich auf jeder Reise. Dieselben Figuren werden von neuen Schauspielern verkörpert. Die Autorität unserer Eltern hängt nicht mehr über unseren Köpfen; jetzt ist es die der Vorgesetzten, der Polizei, des Staates. Übereile die Ereignisse nicht. Wenn du dich weigerst, wird Gott uns in einer anderen Landschaft vereinen."

„Vielleicht“, murmelte Claudia und strich ihm durchs Haar.

„Keiner von uns hat sich verpflichtet.“

Claudia nahm wieder den passiven Ausdruck von vor vielen Jahren an. Die fernen Geräusche der Automotoren wurden von Gelächter der Gäste unterbrochen.

Sie betrachteten einander. Die Menge löste sich um sie herum auf. Mario erblickte aus dem Augenwinkel eine Brust und eine Taille, die sich über sein Bett beugten. Hinter ihm zerbrach eine Flasche.

Er drehte sich um und stellte sich Constantino entgegen, der auf allen vieren um Hilfe flehte. Dicke Blutströme entkamen seiner Kehle, die unter seinen Händen aufgeschlitzt war.

„Helft ihm!“ schrie Ana hysterisch.

Claudia ergriff ein Mobiltelefon, das auf dem Tisch lag, und wählte die Notrufnummer. Hinter ihr entdeckte Mario Todd, der eine zerbrochene, scharfe Bierflasche schwang. Cassandro und Orlando schienen ihn mit ausgestreckten Armen zu umringen, wagten es jedoch trotz des Tumults ihrer Schreie nicht, ihn festzusetzen.

„Schlampe!“ schrie Todd, sprang aus seinem Rollstuhl und taumelte in Richtung von Claudias Körper. Die Glasschneide durchschnitt die Luft und riss, als sie herabfiel, ihr Auge und ihre linke Wange auf. Mario stürzte sich auf Todd. Ihre Arme rangen miteinander, bis er ihn überwältigte. Todd, mit irrem Blick, erbrach sich über seine Beine.

Seine Flasche fiel zu Boden und zersplitterte in funkelnde Scherben, wie Smaragde, über den Boden.





## XII. Manhattan

Tage nach der Schlägerei beim Barbecue, bei der Todd mehrere Gäste verletzt hatte, erhielt Mario einen Anruf von Orlando, der ihn darüber informierte, dass ein Beamter der Einwanderungsbehörde auf der Polizeiwache nach den strafrechtlichen Vorstrafen von Mario Suárez gefragt habe. Mario telefonierte mit mehreren Büros der besagten Behörde unter Verwendung der Angaben von Ernesto Suárez, bis ihn eine Sekretärin irrtümlich mit Sartorio Suárez verwechselte. Wie er kurz darauf erfuhr, war sein Großonkel festgenommen worden, noch bevor er nach Madrid abheben konnte, mit einer Million Dollar, in kleinen Bündeln zu je zehntausend Dollar um die Taille geschnallt. Zu acht Jahren Haft verurteilt, hoffte Sartorio, seine Strafe zu verkürzen, indem er alle illegalen Männer und Frauen verriet, die er während seines Exils kennengelernt hatte. Mario verheimlichte Claudia den Vorfall. Er hoffte, dass seine doppelte Identität von den lokalen Behörden nicht entdeckt würde. Sobald er den Brief der Einwanderungsbehörde erhielt, setzte er sein Schicksal auf die Ehe.

„Du hast mich belogen“, entgegnete Claudia, nachdem sie seinen Bericht angehört hatte.

Vor sich entfaltete sie die unverzichtbare Rechtfertigung, um sich von jener unpassenden Erinnerung an ihre Kindheit zu entfernen. Der hastige Verkauf ihres Hauses hatte sie nur wenige Tage beruhigt. Ihre Verschwendung quälte sie, ein abergläubisches Opfer, das das Andenken Samuels kaum beleidigte. Hätte sie sich von Mario, von Orlando, von Ana, von all den Männern und Frauen getrennt, mit denen sie ihr Geheimnis geteilt hatte, vielleicht hätte Claudia es behalten. Seit Monaten ängstigten sie ihre unartikulierten Vorwürfe. Sie hörte Stöhnen und

Stimmen. Morgens erwachte sie delirierend. Ihre Albträume beherbergten Inkubi und Prostituierte. Samuel schien aus seinem Grab darauf zu drängen, sie in eine dämonische Sekte aufzunehmen. Deren Mitglieder schickten ihr Briefe per Post. Eines Tages sprach sie ein Mann an. Er redete von ihren Pflichten gegenüber dem Herrn der Welt. Es geschah auf derselben Avenue, über die der Krankenwagen fuhr, der Constantino das Leben rettete. Seine rasche Genesung dämpfte den Zorn der Staatsanwaltschaft gegen Todd. Nach einem kurzen Verhör, bei dem das Hauptargument der Verteidigung die Illegalität seiner Opfer gewesen war, wurde Todd zu fünf Monaten Haft verurteilt. Claudia wurde Minuten nach ihrem Unfall operiert. Die Ärzte, offenbar allzu zufrieden über das Fehlen von Verletzungen in ihrem Gesicht und zugleich wenig beeindruckt vom Verlust ihres linken Auges, beglückwünschten sie zu ihrer schnellen Genesung. Noch in der Rekonvaleszenz leitete Todd ein Verfahren gegen sie ein, weil sie ihn gezwungen habe, eine Ehe einzugehen, um die US-Staatsbürgerschaft zu erlangen. Die Richterin jedoch, stärker beeindruckt vom zyklopischen Gesicht Claudias, entschied zugunsten der Angeklagten, die zudem ein Rechtsgutachten erhielt, das die Abwicklung ihrer Scheidung beschleunigte.

Mario übernahm seine rechtlichen Angelegenheiten und kümmerte sich während seiner kurzen Genesung außerhalb des Krankenhauses um seine Gesundheit. Kameradschaft wich der Leidenschaft, und wenige Tage später bezog Mario das obere Stockwerk des Hauses, ein winziges Zimmer über der Terrasse mit Blick auf den Sonnenuntergang. Wenige Stunden genügten, damit Mario seine Bücher und Hefte aus seinem Loch in Brooklyn herüberbrachte.

Eine Woche nach jener Zecherei erhielt Claudia Besuch von Klytaimnestra. Nach einem herzlichen Abend flehte Klytaimnestra sie an, sie wieder in ihrem Haus wohnen zu lassen. Mit vom Ermüden gezeichnetem Gesicht erzählte





sie, wie ein Polizist sie bei illegaler Arbeit in einer Striptease-Bar entdeckt hatte. Der Gendarm bot ihr Schutz gegen eine Nacht voller Vergnügungen an. Nach ihrer Weigerung sah sich Klytaimnestra gezwungen, ihren Arbeitsplatz aufzugeben. Kassandros hatte sie verlassen, um nach Kuba zu reisen, von wo aus sie fürchtete, er würde verheiratet zurückkehren. Trotz Claudias Zurückhaltung, die sich noch an die Ausschweifungen mit der Sozialversicherungsnummer-Karte erinnerte, wurde Klytaimnestra in ihr altes Zimmer aufgenommen, unter der Bedingung, es zu verlassen, sobald es nötig wäre.

Tage später rief Constantino Claudia an, um zu fragen, ob sie seine Sachen ordnen könne, damit Orlando sie an seiner Stelle abhole. Claudia bat ihn, selbst zu kommen. So könnten sie miteinander sprechen. Eine neuartige Scham brachte ihren früheren Liebhaber aus dem Gleichgewicht. Als Orlando einige Tage später kam, um seine Habseligkeiten abzuholen, erfuhr Claudia, dass Constantino eine tiefe Wunde von der Stirn bis zur Brust erlitten hatte. Mit einem abstoßenden Aussehen, wie er selbst verkündete, war Constantino zu den schlechten Gesellschaften seiner Jugend zurückgekehrt.

„Ich werde ihm sagen müssen, er solle mit seiner Musik woanders hingehen“, murmelte Orlando. „Diese Weisen klingen in diesen alten Ohren nicht mehr.“

Die Muße ihrer Genesung verschaffte Claudia die notwendige Zeit, um nach mehreren Arbeitsjahren ihre Ausschweifungen zu überdenken. Sie kam zu dem Schluss, dass es an der Zeit sei, mit einem vernünftigen Mann zusammenzuleben.

„Meine Traurigkeit verarmt meinen Willen“, würde sie zwei Jahre später einem ihrer flüchtigen Liebhaber sagen.

Eines Nachmittags kehrte Mario von seinen Streifzügen durch die U-Bahn mit Eduardo zurück. Sie setzten sich dem Abendrot gegenüber und tranken mit Claudia eine Flasche Portwein.

„Eifersucht kann nur unseren Egoismus messen“, fügte Eduardo hinzu, nachdem er die Geschichte seiner Zwistigkeiten mit Mario in Erinnerung gerufen hatte. „Mónica und ich wollen uns mit all jenen versöhnen, die wir durch unsere Streitereien verletzt haben.“

„Ich wünschte, alle Menschen, die ich kenne, würden ihre Feindschaften auf dieselbe Weise schätzen“, erwiderte Claudia.

„Ich fürchte den Spott nicht. Mario wird Ihnen von unseren Exzessen mit Rum und Frauen erzählt haben. Einmal sagte er mir, Sie seien eine Dirne. Aber das ist Vergangenheit.“

Claudia beobachtete Mario aus dem Augenwinkel. Mario rutschte unbehaglich in seinem Stuhl herum. Er erinnerte sich nicht, seine Geliebte beleidigt zu haben.

„Doch mit Mónica habe ich gelernt, uneigennützige Liebe zu schätzen“, fügte Eduardo hinzu. „Ich höre nicht auf, schlechte Gedanken über die Frauen zu haben, die vor meinen Augen vorübergehen, sogar über Sie. Ich kann auch nicht vermeiden, die materiellen Güter der Reichen zu beneiden. Ich bin nur verständnisvoller mit mir selbst. Ich vergebe mir selbst, indem ich vergebe.“

Eines Nachmittags kehrte Mario aus Manhattan mit der guten Nachricht zurück, dass er als Koch in einem Restaurant in Soho angestellt worden war. Am Abend rief Claudia ihren belgischen Freund an, und in ihrer Wohnung fand bis zum Morgengrauen eine Zecherei statt.

„Heirate mich“, schlug Mario vor.

„Wir müssen ein Universitätsstudium absolvieren“, entgegnete Claudia.

„Ich wusste nie von deinen akademischen Ambitionen.“

„Jetzt habe ich sie.“

„Wir werden ein Geschäft gründen und mit dem Verkauf dieses Herrenhauses unser eigenes Haus kaufen.“

„Übereile nichts“, stellte Claudia klar.





Später würde sie über ihre Unruhe nachdenken. Während ihre Zuneigung zu Constantino erlosch, festigte sich ihre Beziehung zu Mario unmerklich. Vielleicht hatten Helenas Tiraden gegen die männliche Vorherrschaft in der Welt ihre Haltung geprägt. Einen Monat später erhielt Claudia einen Anruf für ein Vorstellungsgespräch.

„Du wirst nicht eingestellt“, sagte Klytaimnestra. „Verschwende nicht deine Zeit. Geh nicht hin. Sie bevorzugen immer einheimische Frauen. Außerdem hast du keinen Universitätsabschluss. Kein Gutgläubiger kann dir helfen.“

„Für jene, die sich dem anvertrauen, der alles erschaffen hat, gibt es keine Hindernisse“, widersprach Mario. „Claudia wird die Stelle bekommen; ich vertraue auf die Fürsprache der Jungfrau Maria.“

„Wenn Sie doch ebenso sehr auf Claudias Fähigkeiten vertrauen würden“, entgegnete Klytaimnestra spöttisch.

Claudia wurde an einem Freitagnachmittag eingestellt. Am Vorabend ihres Gesprächs entdeckten Klytaimnestra und Claudia Mario betend vor seinem Fenster. Unfähig, den Zufall mit der Gottheit zu versöhnen, warf Klytaimnestra Mario religiöse Heuchelei vor. Er wolle sich, so Klytaimnestra, wie die Figur aus einem Stück von Molière, der von Samuel Burne hinterlassenen Güter bemächtigen. Ein von Claudia vermittelter Streit machte die wachsende Verachtung Klytaimnestras gegenüber ihrem Geliebten deutlich. Sie beschuldigte ihn außerdem, ihre Privilegien zu usurpieren. Diese Auseinandersetzung und die jüngste Begegnung mit dem Greis der dämonischen Sekte bewogen Claudia, ihr Eigentum zu veräußern. Entgegen Marios Erwartungen nahm Klytaimnestra die Nachricht mit Jubel auf und verabschiedete sich, nachdem sie Mario für ihre vorschnellen Urteile um Verzeihung gebeten hatte, mit niedergeschlagenem Blick von Claudia. Das Haus wurde für 100.000 US-Dollar an eine Familie japanischer Emigranten verkauft. 30.000 US-Dollar reichten Claudia, um die

Anzahlung für eine neue Wohnung in Manhattan zu leisten. Der Umzug fand zu Beginn des Frühlings statt. Claudias neue Arbeit bestand darin, Briefe auf Englisch und Spanisch zu verfassen, die sie über das elektronische Netz an verschiedene internationale Versicherungsgesellschaften verschickte. Ihr einziges Auge passte sich ohne Schwierigkeiten an eine neue Raumwahrnehmung an. Zwei Monate lang lernten sie einander kennen, teilten kleine Krankheiten und Misshelligkeiten und spazierten abends entlang des Zentralparks jener Insel, die von Geschäften und Motels überfüllt war. Eines Nachmittags kehrte Mario nach Hause zurück, nachdem er bei seiner Kundschaft einen tiefen Eindruck hinterlassen hatte.

„Der Chef ist bereit, mir ein universitäres Kochausbildungsprogramm zu finanzieren“, sagte er, während er sich einen Eintopf aus Bohnen mit Schweinefleisch schöpfte. „So kann ich ein besseres Vollzeitgehalt bekommen.“

„Hast du ihn nach deiner Aufenthaltskarte gefragt?“, fragte Claudia.

„Nein, aber ich bin sicher, dass er sie mir gewährt. Er ist jetzt zufriedener mit meiner Arbeit. Einer seiner Freunde ist mein Großonkel.“

„Der mürrische Verwandte, von dem du mir erzählt hast?“, fragte Claudia misstrauisch.

Mario nickte und hastete einen Bissen hinunter. Claudia schien seinen Enthusiasmus nicht zu teilen.

„Heute beginnt die Regenzeit“, fügte Claudia hinzu und betrachtete den bedeckten Himmel durch das Fenster ihrer Wohnung.

Neue Beschäftigungen entfernten sie für eine Zeit voneinander. Geduld war in den Städten keineswegs eine verbreitete Gabe. An einem Freitagabend hinterließ Claudia einen Abwesenheitszettel zu Hause und nahm einen Bus nach Atlantic City. Sie kehrte am Sonntagnachmittag betrunken zurück. Sie hatte das restliche Geld aus dem





Verkauf von Samuels Haus verprasst. Mario verbarg seine Enttäuschung, ohne zu protestieren. Von jenem Tag an führte Claudia die Beziehung ohne Enthusiasmus fort. Bald langweilte Mario sie, und sie vermisste Todd, den herben Mann, der sich über die metaphysischen Spekulationen der Lateinamerikaner, den Rückstand ihrer Wirtschaft und die Korruption ihrer Regierenden lustig machen konnte. Religion erschien ihr als bloßer Trost der Bedürftigen, als Geißel, die sie gezwungen hatte, vor ihrem Mann zu fliehen. Der katholische Eifer, der den Niedergang des Römischen Reiches verlängerte und die Missbräuche Portugals und Kastiliens ausweitete, nahm nun ein veraltetes Gewand an, das jede zeitgenössische Frau verachten müsse. Sie verfiel erneut in ihre Lieblosigkeit gegenüber Mario, einem Landsmann, mit dem sie aus bloßer Nostalgie zusammenlebte. Kolumbien war nur noch eine Geschichte. Selbst wenn sie nach Bucaramanga zurückkehrte, fände sie einen Ort und Menschen vor, die durch die Mühen des Überlebens und die Ängste des Konsums verwandelt waren. Mario war eine kostspielige Last; ein Kellner, der in seiner Freizeit Nutzlosigkeiten studierte; ein Schiffbrüchiger, der sich nach dem Sturm an sein Kanu klammerte. Jeden Nachmittag, wenn sie von der Arbeit zurückkehrte, fand Claudia ihn dabei, seine Sammlung aus Porzellaneulen abzustauben. Seine Unterwürfigkeit schürte ihr Misstrauen. Mario würde sie verlassen, sobald er seine US-Aufenthaltsgenehmigung erhielte, so wie sie Todd verlassen hatte. Auch die Aggressivität seiner Art zu lieben ermüdete sie. Sie würde nur noch unterwürfige Männer lieben. In ihrem Alter könnte sie noch ein Stipendium erhalten, das ihr erlaubte, an einer angesehenen Universität zu studieren. Wenn sie vorankäme, würde Gott, der bereits nur noch eine persönliche Koordinate des Glücks war, ihr helfen, sich in einen Mann mit verheißungsvollerer Zukunft zu verlieben. Ihre Freundlichkeit entpuppte sich damit als ihre größte Schwäche. Sie würde nicht vergeben. Sie würde sich rächen,

wie Helena sagen würde, an der Phallokratie, die sie unterjochte. Sie würde sich bemühen, neue Kränkungen bei Mario, bei Samuel, bei Ana und bei jedem anderen zu finden, der unfähig war, ihrem Willen zu dienen.

„Ich wollte dich nicht beunruhigen", antwortete Mario.

„Ich beziehe mich nicht auf Sartorios Intrigen", entgegnete Claudia. „Vor Kurzem habe ich bei meiner neuen Arbeit einen Ecuadorianer kennengelernt. Humberto."

„Ich verstehe nicht."

„Wir haben einen Kaffee getrunken. Er hat mir seine Exzesse in Brooklyn mit einem Kolumbianer namens Ernesto gestanden."

„Ich weiß, wer das ist", erklärte Mario ironisch.

„Beide organisierten Treffen mit Prostituierten."

Das Paar speiste in einem Restaurant, das für die Preise seiner Weine und Delikatessen berüchtigt war. Mario hielt in seiner linken Hand eine kleine, mit rotem Samt überzogene Schachtel.

„Ich habe dir deine Beziehung mit Ana verziehen."

Sein Umgang mit einem nahezu unbekannten Mann während seiner Tage der Arbeitslosigkeit bedrohte ihre Verlobung. Sie merkte, dass nicht die Information überwog, sondern ihre Haltung. Es lohnte sich nicht, seinen Antrag vorwegzunehmen.

„Ich bin schwach", erwiderte Mario mit gebrochener Stimme. „Die Liebe bedarf weder Gründe noch Konsequenzen."

„Du hättest mich mit einer Geschlechtskrankheit anstecken können."

Marios Gesicht erbleichte für einige Augenblicke. Er hätte Taten aus seiner Vergangenheit offenbaren können, die noch belastender waren. Mit vier Jahren hatte er die Tochter einer Dienerin seiner Großmutter mit Feuer gequält. Einer seiner Brüder hatte durch seine Schuld mehrere Prellungen am Schädel erlitten. Bereits in seiner





Jugend hatte er ohne Grundlage einen Mitschüler davon überzeugt, dass dessen Eltern Ehebruch begingen. Die Verbrechen seiner Universitätsjahre waren noch schwerwiegender. Vielleicht hatte er Bárbaras Mutter ermordet, bevor er aus seinem Versteck floh.

„Ich kann über meine Vergangenheit keine Rechenschaft ablegen", sagte er. „Es gibt Ereignisse, die sich gegen unseren Willen ereignen."

„Du hast gelogen."

„Ich könnte mich entschuldigen."

„Versuche es. Du kannst es nicht. Diesmal kann ich nicht so verständnisvoll sein, wie du es gern hättest."

Der Kellner unterbrach sie. Sie bestellten ihre Gerichte und eine Flasche Champagner.

„Noch vor einigen Monaten wäre ich nicht fähig gewesen, mich als Katholiken anzuerkennen", fügte Mario hinzu. „Ich hätte mir nicht vorstellen können, die Vorwürfe wegen meiner Sünden vor einem Beichtvater anzunehmen. Doch die Göttlichkeit erreicht jeden Menschen durch unsere Feinde. Indem ich ihre Unreinheit erlitten habe, bin ich erlöst worden. Nach so vielen Jahren der Nachlässigkeit öffneten sich mir die Tore der Erneuerung. Ich kann nicht mehr zurück. Es ist die Unterscheidung zwischen Gut und Böse. Ich wollte mich auch nicht bis zu meinem Tod in die Naivität eines ewigen Neubeginns versenken. Ich glaube an das Verstehen. Allein die Ausarbeitung neuer Glaubenssätze ist ein künstliches Unternehmen. Der Same des Sämanns muss auf fruchtbaren Boden fallen."

„Hast du keine andere Motivation im Leben? Ich kann mich nicht mit dem Vergessen abfinden. Ich will Geld haben, um in den besten Restaurants zu essen, mich mit wichtigen Leuten zu umgeben, auf den Titelseiten der Modemagazine zu erscheinen. Ist es so negativ, sich durchzusetzen? Gestern habe ich Todd im Fernsehen gesehen. Seine Philosophie gewinnt an Bedeutung. Man liebt ihn; die Massen bewundern ihn. Welch eine Schande, zu

denken, dass ich ihn habe ziehen lassen, um mich mit einem resignierten Abgestiegenen zufriedenzugeben."

Der Champagner wurde von einer beleibten Frau serviert.

„Ich bin ein Heimatloser."

„Du tust mir leid", entgegnete Claudia und hob ihr Glas ironisch. „Ist es das, was du willst?"

„Missversteh mich nicht. Ich will dir anbieten, was ich bin. Ich will, dass du mich heiratest."

Claudias Zunge wand sich gegen das Zahnfleisch ihrer Zähne. Ihr Kiefer zuckte in einem unkontrollierbaren Impuls, und die schäumende Flüssigkeit spritzte über den Tisch. Die umliegenden Gäste beobachteten sie.

„Du hast nicht viel zu bieten", lachte Claudia höhnisch. „Siehst du nicht, dass ich dich verachte?"

Die beleibte Frau wischte den Tisch ab und goss mehr Champagner in Claudias Glas. Mario hatte seinen Antrag bewusst im hitzigsten Moment des Gesprächs formuliert. Sein Bemühen war ein geschniegelt hergerichteter Morast.

„Was wolltest du von mir?", fragte er. „Fern vom morgendlichen Getriebe bat ich dich, dass wir neue Tage beginnen. Einen Sklavenhafen, der, von so viel Menschlichkeit verwüstet, alle Laster in seinem Schoß entfesselte, selbst gegen unseren Willen. Niemals werde ich die Vorkommnisse meiner Nachmittage als Arbeitsloser in Gesellschaft von Humberto diskutieren. Er hat mich nicht angeklagt, oder wenn er es getan hat, übernehme ich meine Verantwortung. Niemand hat gelitten, niemand ist gestorben."

„Niemand?", fragte Claudia sarkastisch.

„Ich habe meine Zweifel an Humbertos Absichten zerstreut", Mario bemühte sich, seine Fassung zu wahren. „Wenn ich nicht geliebt werde, ist mir das gleichgültig."

„Nicht alle können die Heiligkeit im Schoß jener Institution der Gläubigen erreichen, die Kirche genannt wird", erwiderte Claudia scheinbar gerührt. „Mario."





„Die Kirche wird sich reformieren. Behandle mich nicht wie einen Bigotten. Ich befolge sie, ohne mich um ihre Verfehlungen zu kümmern, so wie Jesus Christus die Vorschriften der Pharisäer befolgte, ohne ihr Verhalten zu billigen. Du wirst dich an etwas aus unserer Idylle erinnern, an unser Haus."

„Ich bereue, es verkauft zu haben", Claudia ordnete ihr Haar ungeduldig. „Ich muss gehen."

„Wir haben noch nicht zu Mittag gegessen."

„Ich will keine Vorwürfe mehr hören."

„Ich spreche von mir selbst. Ich hatte Träume, die ich nicht erzählen kann, denn die Welt verachtet Visionen. Ich habe Stimmen gehört, die ich nicht verkünden kann, denn die Welt schmälert das Gewissen. Ich habe gelitten, was ich nicht anvertrauen kann, denn niemand vertraut dem, der leidet, ohne zu verbluten. Ich weiß, dass du widerwillig mit mir zusammenlebst, da du selbst deine Staatsbürgerschaft durch eine inhaltsleere Ehe erlangt hast."

„Todd ist ein großer Mann! Wie wagst du es, mich für meine Taten zu verurteilen?"

„Beenden wir diese Farce. In deiner Zurückweisung entziffere ich einen weiteren Wandel meines Überlebens, meines modus vivendi, so wie ich es bisher durch so viele Städte und so lange Zeit getan habe."

„Nutze es", Claudia erhob sich von ihrem Platz. „Ich gebe dir drei Tage, um aus meiner Wohnung auszuziehen."

„Noch ein grausamer Satz, der deine Absichten verrät. Du wolltest, dass ich dich beleidige."

Claudia erbleichte für einen kurzen Augenblick. Mario sah, wie sie ein steinernes Gesicht annahm.

„Wenn Sartorio dich nicht angezeigt hätte, hätte ich es getan. Du erschöpfst mich, Mario. Manchmal wache ich verängstigt auf und denke, dass ich deportiert werde, weil ich mit dir zusammenlebe. Ich will keinen Ärger. Ich fürchte, dass deine Illegalität mich ins Gefängnis bringen könnte."

„Du delirierst."

Mario spürte unsichtbare Schlangen, die seine Arme verhärteten und seine Beine an die Marmorplatten des Bodens wurzeln ließen. Er wagte nicht, die Menschen um sich herum anzusehen. Er fürchtete, gesehen zu werden. Sein Gesicht hatte einen Ausdruck von Schwäche oder Tod angenommen. Das Blut ballte sich in seiner Brust wie eine Scholle vor ihrem Aufstand. Plötzlich erhob er sich und packte Claudia am Arm.

„Lass mich los!“

„Wen liebst du?“, fragte Mario und sammelte seine Kräfte.

„Constantino“, log sie.

„Befriedigt er dich mehr?“

Claudia ahnte, dass Mario sie erniedrigen würde. Der Druck seiner Hand auf ihren Arm war schmerzhaft. Sie enthielt sich eines Schreis. Sie ließ ein perverses Gefühl von ihrem Gehirn bis zu ihrer Zunge Besitz von ihr ergreifen. Mario schlug mit der Faust auf den Tisch und setzte sich wieder. Claudia taumelte und unterdrückte einen Angstschrei. Die Kellner und die beleibte Frau eilten herbei, um ihr zu helfen. Einige Gäste der umliegenden Tische erhoben sich und umringten Mario, ohne es zu wagen, ihn anzusprechen. Er nahm die Champagnerflasche und mischte, nachdem er sich ein zweites Glas eingeschenkt hatte, zwei goldene Ringe darunter, die er aus einer Samtschachtel zog.

Claudia entschuldigte ihn bei den bereits eintretenden Restaurantwächtern.

„Ich bin sicher, Helena wird dich trösten!“, schluchzte Mario, bevor er die Metallstücke in einem Zug hinunterschluckte.

Zurück zu Hause führte Claudia ein langes Telefongespräch mit einem Beauftragten der Einwanderungsbehörde.

Einen Monat später wurde Mario nach Kolumbien abgeschoben. Ihre Trennung verlief ohne weitere





Zwischenfälle, abgesehen von der Entfremdung von Orlando und Ana, die sie tadelten, nachdem sie von diesem Streit erfahren hatten.

Ihre wiedererlangte Unabhängigkeit erleichterte sie zunächst, doch das Gewicht weiterer Monate ohne Gesellschaft erneuerte ihre Apathie. Obwohl sie ihre Arbeit gewissenhaft verrichtete, nahm ihr Vorgesetzter ihre Existenz kaum wahr, wenn er ihr morgens zwischen Kaffeeschlücken ein Dokument mit den Tagesaufgaben überreichte. Ihre Arbeitskollegen, größtenteils junge Singles, schienen zu sehr in ihre Arbeit vor den Computern vertieft. Claudia überraschte sie häufig beim Besuch pornographischer Internetseiten.

Ihre sporadischen Spaziergänge mit Helena endeten nach deren unvorhersehbarer polygamer Verbindung. An einem Nachmittag erhielt Claudia eine Einladung, die die dritte Hochzeit von Mr. Sheik ankündigte. Der Umschlag enthielt zudem eine Notiz von Helena und ein Hin- und Rückflugticket nach Salt Lake City. Helena schickte ihr außerdem ein Foto, auf dem sie einen grauhaarigen, hageren Mann umarmte. Nachdem Claudia ihre Bedenken überwunden hatte, reiste sie und wohnte in einem Hotel neben dem Haus einer der ersten Ehefrauen von Mr. Sheik, einer schlanken Frau mit kantigem Gesicht, die ihr erzählte, Helena unterhalte seit fünf Jahren eine geheime Affäre mit jenem wohlhabenden Bankier der Kirche Aller Heiligen.

„Ich bin nicht für das Studium geboren“, war der Kommentar, den Claudia ihrer feministischen Freundin während der Feier entlockte. „Ich ziehe es vor, einen stattlichen Mann zu genießen. Mit so vielen Frauen werde ich ihn nicht jeden Nachmittag befriedigen müssen.“

Zurück in ihrer Wohnung in Manhattan nahm sich Claudia vor, allen ihren Bekannten in den Vereinigten Staaten zu schreiben. So verbrachte sie die Nachmittage eines weiteren strengen Winters. Vier Monate lang schien sich niemand an sie zu erinnern. Im Frühling begannen die

Spaziergänge nach Coney Island sie zu langweilen. Sie wechselte von einer U-Bahn zur anderen, wie eine Ratte, die ihre elenden Tage in den Abwässern vergeudet, um schließlich an einem eisigen Strand anzukommen, bevölkert von in sich versunkenen Menschen.

Einkaufszentren trösteten sie eine Zeit lang, bis ihre Wohnung keine neuen, unverzichtbaren Gegenstände mehr aufnehmen konnte. Widerstrebend, zu akzeptieren, dass lange Tage vor dem Fernseher zu ihrer einzigen Unterhaltung würden, kaufte Claudia bei einem Händler in New Jersey ein neues Auto. Dreißig Minuten genügten, damit ihr Kredit genehmigt wurde. Sie erwarb ihren Führerschein und fuhr in einem Cadillac-Cabriolet nach Chicago. Während der Reise stellte sie fest, dass die Menschen in jedem neuen Ort kälter waren als im vorherigen. Die Landschaft, die sie zu Beginn der Reise bezaubert hatte, erschöpfte sie schließlich ebenfalls. Enttäuscht kehrte sie zu den Bitterkeiten ihrer Arbeit zurück. Zwei Monate später ließ sie eine Kleinanzeige in einer Lokalzeitung drucken. Ihr Auto wurde zu einer Laune, die sie mit fast viertausend Dollar verschuldete. Sie verkaufte es.

Clitemnestra war die Erste, die aus Cherry Hill antwortete, einer Stadt bei Philadelphia in New Jersey, wo der Markt für Nackttänzerinnen ihr neue Arbeitsmöglichkeiten zu bieten schien. Claudia erhielt ihre knappen Sätze auf der Rückseite einer Postkarte mit der Freiheitsglocke. Dankbar für diese Stimme in der Eintönigkeit ihrer Tage schrieb Claudia in der Nacht einen Brief von siebenunddreißig Seiten, den sie im Morgengrauen des folgenden Tages beendete. Darin schilderte sie Clitemnestra die letzten Ereignisse ihres Lebens mit Beschreibungen, die so präzise waren wie die Farbe, die Anzahl der Pferdestärken und das Design des Innenraums ihres Autos. Sie sollte niemals eine weitere Antwort von ihrer Freundin erhalten. In den kommenden Jahren, nach





mehreren Liebesenttäuschungen, erfuhr Claudia, dass Clitemnestra einen irischen Börsenmakler kennengelernt hatte, der ihr Ehemann werden sollte. Nach drei Jahren geschieden, würde sie ein unabhängiges Leben als Forstwächterin in der Umgebung von Mount Airy führen."

Eines Nachmittags erhielt Claudia einen Brief von Constantino. Er schrieb ihr, dass er einen Prozess gegen Todd wegen der Narben in seinem Gesicht gewonnen habe. Von nun an würde er eine jährliche Rente von viertausend Dollar beziehen. Er fügte hinzu, dass seine Einberufung in die nationale Armee der Vereinigten Staaten unmittelbar bevorstehe. Verpflichtet, an der Spitze eines demokratischen Kontingents gegen ein asiatisches Land zu marschieren, würde Constantino nach dem Ende seiner Kriegsdienste die US-amerikanische Staatsbürgerschaft erhalten. Diese Seite Papier als gefühlvolle Anspielung deutend, suchte Claudia über das elektronische Netz die Telefonnummer Constantinos heraus und rief ihn, ohne zu zögern, an, um ihn zu bitten, sie zu heiraten.

„Ich werde niemals eine vierzigjährige Frau heiraten", lautete seine knappe Antwort, bevor er auflegte.

Von da an erlebte Claudia die Sonnenuntergänge als Metapher ihres Weges bergab, auf einen Abgrund zu. In dem Bemühen, ihre Beschäftigungen auszudehnen, gewöhnte sie sich an, außerhalb zu Abend zu essen.

An einem Freitagabend besuchte sie ein italienisches Restaurant. Nachdem sie eine Stunde lang nicht bedient worden war, erhob sich Claudia ungeduldig von ihrem Platz und suchte einen der Kellner. Sie betrat eine Küche aus weißem Marmor, in der zwei kräftige junge Männer Karten spielten.

„Entschuldigen Sie", sagte sie, „ich warte seit vierzig Minuten und bin nicht bedient worden."

„Ich werde Sie selbst bedienen", antwortete einer der jungen Männer. „Was wünschen Sie?"

Claudia hielt ihren zornigen Atem an. Man behandelte sie gleichgültig, wie eine Bettlerin, die in die Küche eindringt, um ihre Reste einzufordern.

„Es sind heute Abend nicht viele Gäste da", entgegnete Claudia. „Sie hätten mir durchaus ersparen können, bis hierher zu kommen."

„So treiben Sie Bewegung und nehmen ab", erwiderte der Koch von einer Arbeitsfläche hinter ihr.

Die Burschen lachten im Chor. Claudia beschimpfte sie und verließ, ihren Mantel ergreifend, das Restaurant auf dem Rückweg in ihre Wohnung.

Die Tage in Manhattan ermüdeten sie so sehr, dass sie beschloss, ihre Wohnung zu verkaufen und in ihrem alten Viertel in Queens ein geräumiges Haus mit Garten zu kaufen. Obwohl sie ein Umzugsunternehmen hätte beauftragen können, ermittelte Claudia über ihre Eltern Cassandros neue Telefonnummer und rief ihn an, damit er ihr beim Umzug helfe.

„Ich würde sehr gern", entschuldigte sich Cassandro, „aber diesen Sonntag habe ich Karten für das Baseballspiel zwischen New York und Cleveland. Ich gehe in Begleitung."

„Ich könnte am Montag oder Dienstag umziehen, wenn es dir passt", schlug Claudia vor, unfähig zu fragen, mit wem er ins Stadion gehen würde.

„Tut mir leid", hörte Claudia ein schrilles Murmeln am anderen Ende der Leitung, „aber ich reise nach Miami, um die Einbürgerungsunterlagen meiner Ehefrau zu erledigen."

„Herzlichen Glückwunsch!", rief Claudia aus, bemüht, ihre Bitterkeit zu verbergen. „Wer ist die Glückliche?"

Cassandro erzählte ihr von seiner Romanze bei seiner Rückkehr nach Kuba, von seiner heimlichen Heirat mit Rosalía und von seinem ruhigen Verlassen der Insel. Claudia gratulierte ihm mit einer von Neid gebrochenen Stimme. Angestachelt durch ihre Glückwünsche erzählte Cassandro, dass er nun Teil einer afro-kubanischen Musikgruppe sei.





„Wir treten von Donnerstag bis Samstag in einer Bar in Soho auf", erklärte er mit nervösem Lachen. „Rosalía ist eine vielversprechende Komponistin. Außerdem hat sie eine so klangvolle Stimme, dass mehrere Universitäten ihr bereits Stipendien angeboten haben. Sobald sie ihre dauerhafte Aufenthaltserlaubnis erhält, wird sie sich für das Kompositionsprogramm der Universität von Illinois einschreiben."

„Es tut mir leid, dass Klytämnestra dich nicht ausreichend inspiriert hat!", schluchzte Claudia mit stockender Stimme, bevor sie den Hörer ohne Abschied auflegte.

Die Stadt verstummte, während ein wachsendes Gefühl der Verlassenheit Besitz von ihrem Körper ergriff. Ihre Stirn zog sich zusammen, und von Angst überwältigt sank sie zu Boden. Das Bild Marios zeichnete sich erneut klar vor ihren Augen ab: Sie sah ihn, wie er seine Eulensammlung entstaubte und seine mittelalterlichen Notizen mit der Sorgfalt eines Typografen schrieb. Sie lief zu einer Schublade, aus der sie ein Telefonverzeichnis zog.

Sie wählte die Nummer der internationalen Auskunft.

„Vermittlung?", antwortete eine müde Stimme.

„Ich hätte gern die Telefonnummer von Mario Suárez in Bucaramanga, Kolumbien."

„Mario Suárez …", erwiderte die müde Stimme nach einigen Minuten. „Es sind fünf Namen registriert."

„Ich notiere alle."

„Ich kann Ihnen nicht mehr als zwei Namen nennen. Es tut mir leid. Das ist die Vorschrift. Aber Sie können erneut anrufen."

„Dann diktieren Sie mir die ersten beiden."

Ihr wurde klar, dass Mario seine Identität durchaus gegen die von Ernesto Suárez eingetauscht haben könnte. Der erste Mann war ein Versicherungsvertreter, der sie mit einer Kundin verwechselte. Sie rief erneut die Vermittlung an. Eine manierierte Stimme schien mit ihren aufgewühlten

Nerven zu harmonieren; unter Missachtung der genannten Vorschrift gab der zweite Operator Claudia die verbleibenden drei Telefonnummern, die mit dem Namen Mario übereinstimmten.

„Geben Sie mir auch die Nummer von Ernesto Suárez."

„Suárez? … Es sind zwei Namen registriert."

Claudia wählte die zuletzt notierte Nummer. Diesmal ließ sie die Stimme eines missmutigen Jugendlichen wissen, dass sein Vater vor drei Jahren gestorben sei. Sie ließ sich nicht entmutigen und wählte eine zweite Nummer.

„Hallo?", antwortete eine vierte Stimme.

„Ich bin Claudia", die Stimme hallte in ihrem Geist wider wie ein Raunen tragischer Furien.

Ein langes Schweigen dehnte sich über die Telefonleitung. Schließlich brach Claudia in ein schrilles, anhaltendes Stöhnen aus.

„Ich hoffe, du verzeihst mir!", schluchzte sie.

Nach seiner Rückkehr nach Kolumbien nahm Mario die allgemeine Amnestie in Anspruch, die zwischen der Guerilla und der kolumbianischen Regierung vereinbart worden war. Das Gesetz gegen Latifundien und aufgeklärten Nepotismus hatte einen vorübergehenden Waffenstillstand geschaffen, kaum gedämpft von Inflation und Arbeitslosigkeit.

„Ich habe dir niemals Vorwürfe gemacht", antwortete Mario distanziert.

„Ich habe dir so viel Schaden zugefügt!"

„Ohne deine Verachtung wäre ich niemals nach Kolumbien zurückgekehrt; Gott beziffert seine Geheimnisse im Leiden."

„Du bist immer so religiös. Was machst du?"

„Ich schreibe weiterhin Artikel über Theologie. Außerdem leite ich eine Sprachschule, die ich mit Krediten gegründet habe, die den Amnestierten gewährt wurden; wir bauen neue Klassenräume für neue Schüler."





„Natürlich!", lachte Claudia. „Die Menschen wollen Englisch lernen, um ihr Land zu verlassen."

Ihr Scherz erstickte im Schweigen Marios. Beschämt fragte sich Claudia, ob sie ihn beleidigt hatte.

„Entschuldige. Ich habe mich daran gewöhnt zu glauben, dass die ganze Menschheit hier leben will. Aber die Wahrheit ist, New York ist ein Trümmerhaufen."

„Und du", fragte Mario, „wie geht es dir?"

„Ich verdiene ein besseres Gehalt", Claudia schauerte, unfähig, einen abgehackten Schrei zurückzuhalten.

„Du leidest zu sehr", entgegnete Mario. „Der Anblick der Wolkenkratzer und der weiten Panoramen erdrückt nach drei Monaten. Oft sagte ich mir, mein größtes Glück wäre es, in den Vereinigten Staaten zu arbeiten, selbst um den Preis so vieler Opfer. Ich lebte in kleinen Zimmern in Vierteln armer Gemeinschaften. Ich bereue es nicht. Ich habe keinen Adel. Ich fürchte den Tod nicht. Ein Dach und ein Stück Brot genügen. Aber ich entdeckte, dass mein Exil eine Fata Morgana falschen Wohlstands verbarg. Ich wollte meiner Vergangenheit entfliehen, ohne anzuerkennen, dass sie im Fluss der Zeit stirbt, niemals in den verdichteten Grenzziehungen eines Kartografen. Ich hoffe, du verzeihst mir, dass ich dich damals in jenem Restaurant in Manhattan erschreckt habe."

„Wir könnten heiraten", murmelte Claudia.

„Du solltest uns besuchen kommen", erwiderte Mario und ignorierte ihren Vorschlag. „Bibiana ist eine wunderbare Frau. Sie kommt aus Argentinien. Unsere Hochzeit findet in drei Monaten statt."

Ein langes Schweigen trennte sie über die Städte und die Passagen ihrer Leben hinweg.

„Wenigstens bist du ehrlich", erwiderte Claudia verletzt. „Wie sehr werde ich es mein Leben lang bereuen, dich verlassen zu haben! Ich bin fähig, meine Seele und meinen Körper dem Teufel zu verkaufen, um dich wiederzusehen!"

„Wenn du nach Bucaramanga zurückkehren willst, kann ich dir eine Stelle in einer Sprachakademie anbieten“, Marios Stimme gewann wieder Kälte. „Nicht in meiner; ich hoffe, du verstehst. Jetzt muss ich mich verabschieden. Ich habe Unterricht.“

„Vermisst du unsere Nächte nicht?“

„Was ich vermisst habe, spielt keine Rolle mehr.“

Claudia verwandelte ihr Stöhnen in eine Folge rhythmischer Röchellaute. Mario erinnerte sich an jenen Körper, so oft geliebt, nun durch seine Abwesenheit herabgewürdigt. Die schrillen Stöhnlaute seiner früheren Geliebten drangen intermittierend durch die Leitung.

„Ich begehre dich, Mario. Seit deiner Rückkehr habe ich meinen Geist mit keinem anderen Mann versöhnen können. Meine Arbeitskollegen sind mir zu grob. Du hast mich überzeugt, dass ich nur jemanden aus meiner eigenen Stadt lieben könnte. Aber ich will nicht zurückkehren. Du bist Bucaramanga. Sag mir, dass du es bist. Außerdem könntest du mit mir die US-amerikanische Staatsbürgerschaft erlangen. Wäre das nicht vorteilhaft für dich?“

„Ich muss gehen“, Mario versank in ein langes Schweigen. „Ich habe dich immer geliebt, Claudia.“

Das Wimmern des Telefons strömte weiter aus dem leblosen Hörer in seiner Handfläche. Er ließ seine Sorgen sich mit dem Fall des Regens durch sein Fenster auflösen.

Er nahm einen Mantel und einen Schal und machte sich, die Treppen überwinden, auf den Weg zur U-Bahn.

Er nieste.

Das mehrtägige Fasten hatte seine Abwehrkräfte geschwächt. Er dachte, dass sein Leben, so unerträglich es auch sei, sich verbessern könnte. Vielleicht könnte Fernando ihm helfen, eine neue Anstellung in Bogotá zu finden. Er könnte auch mit der obskurantistischen Sekte sprechen, um an irgendeiner heimlichen Tätigkeit teilzunehmen. Die Sinnlichkeit erschien ihm noch verlockender.





Er nahm eine Zeitung von einem der an die Pfosten vor der U-Bahn-Station gelehnten Ständer; ihre letzten Seiten enthielten Anzeigen von Männern, die er mit der Vertrautheit derer besitzen könnte, die ihre Lieben verloren haben.

Der erste Schnee fiel auf die Straßen Manhattans.

*Philadelphia, New York, Besançon, Porto, Manchester*

# Proof